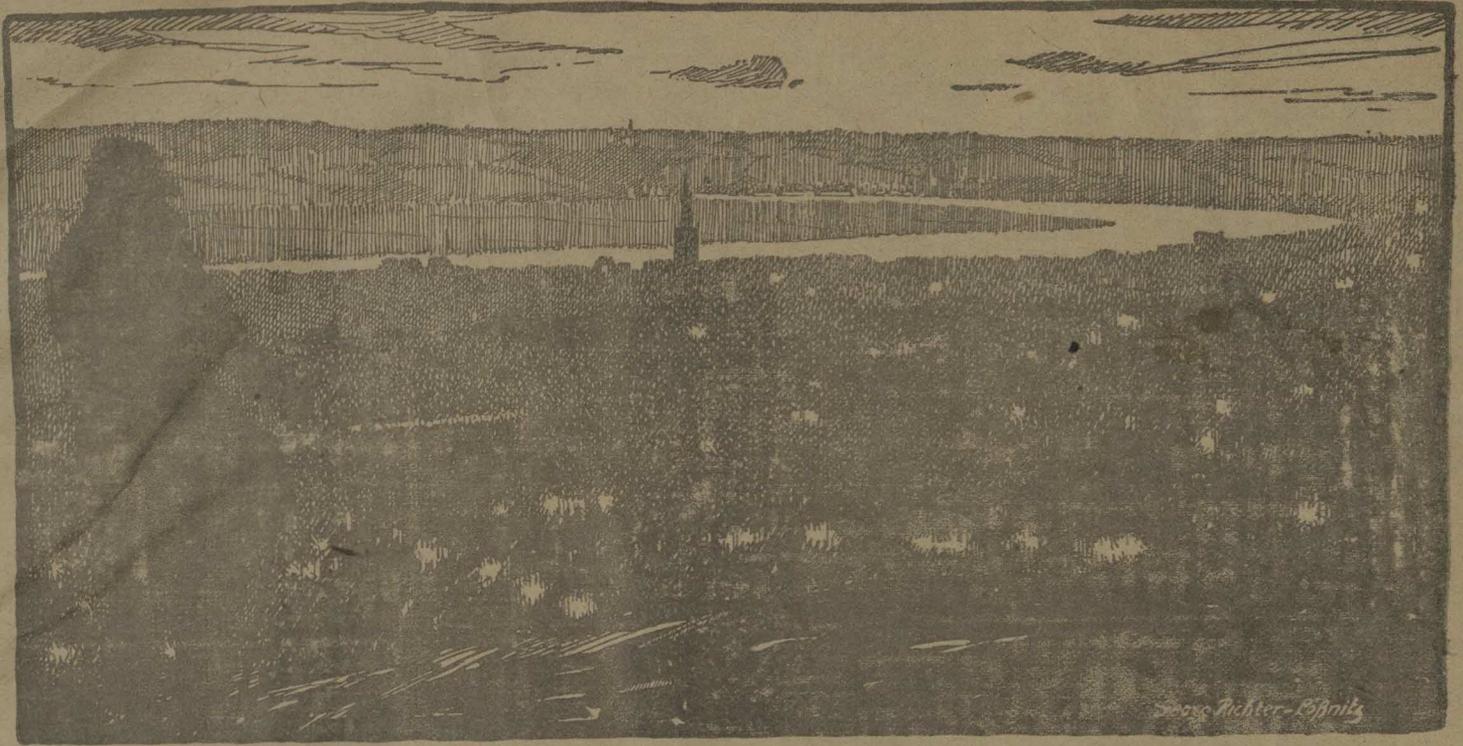


Stadt Radebeul

241

Archiv
Rat der Stadt Radebeul



1890 Richter-Epik

Nr. 1. 1. Jahrgang

Die Elbaue

Jahrg 1924

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei Hauptgeschäftsstelle Kößschenbroda, Bitterhoffstr. 5. Fernspr. 6.

Heimat.

(Nachdruck verboten.)

Im deutschen Land, in unseres Volkes Mitte
Blüht eine Blume wunderbar und zart,
Gepflanzt von deutschem Sinn und deutscher Sitte,
Gehegt von deutschem Wesen, deutscher Art.

In Großstadtstraßen kann sie nicht gedeihen,
Wo hant die Welt sich aneinander drängt,
Dort wächst mit jedem Wesen sie aufs neue
Wo geh das Volk an seiner Scholle hängt.

Wo hoch die Berge sich zum Himmel heben,
Wo länderweit die gelbe Saat sich streut,
Zum weißen Sand des Meeres Wellen heben,
Im Waldesgrün das Dörfchen sich versteckt.

Da sproßt sie auf, da schlingt sie ihre Ranken
Um Wald und Feld, um Bach und Wiesenrand,
Da blüht sie fort in Liedern und Gedanken,
Dort hält die Heimatliebe dich mein Volk gesund.

Und diese edle Blume zu bewahren,
Es sei mein Volk dir deine höchste Pflicht,
In diesem Streben sollst du stets dich hüten,
Dass es an ihrer Pflege nicht gebricht.

Sei keine fremden Eiten dich umgeben,
Bleib selbst bis tren. Du darfst bei Weltere
Der deutschen Art nicht frevelnd von dir geben,
Was du nicht warst, das wirst du nimmer sein.

Sei heimatstreu! Gedank der Scholle immer,
Es sei, mein Volk, häng dich mit Leidenschaft,
Um deine Heimat schwebt ein heiliger Schimmer —
Und aus Vergangnem wächst der Zukunft Kraut!

Die Kirchschule zu Kößschenbroda

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte
von M. Schrüth.

(Nachdruck verboten.)

In der jüngstvergangenen Zeit war die alte Kößschenbrodaer Parochialschule und das Verhältnis zwischen ihr und der Pfarrkirche vielfach der Gegenstand eingehender Erörterungen. Hervorgehoben durch die Trennung der Kirche vom Staate sind mannigfache Nachforschungen über die Bestände der alten Schulgebäude, besonders des sog. Kantorates in der Borwerkstraße angestellt worden, die Klarheit über die Frage ob Schullehn oder Kirchschullehn schaffen sollte. Merkwürdigerweise hat aber keiner der beteiligten Kreise einmal Veranlassung genommen, sich eingehender mit der Entwicklung der ältesten Schule der Böhmitz zu beschäftigen. Und obwohl der Verfasser seinerzeit

auf das reiche geschichtliche Material, das sich im Sächsl. Hauptstaatsarchiv vorfindet, aufmerksam machte und besonders auf die alten Kirchenvisitationsakten der Nachreformationszeit und der Zeit nach dem 30jährigen Kriege hinwies, hat sich bis jetzt niemand gefunden, der die reichen geschichtlichen Schätze dieser Akten für die Lokalgeschichte nutzbar gemacht hätte. So ist die Vorgeschichte der Parochialschule und ihrer Abzweigungen bis auf die spätkliche Behandlung durch G. W. Schubert, überhaupt noch nicht bearbeitet worden, während die Nachbatorie Madeboul und Radtigh recht ausführliche Darstellungen der Geschichte ihrer Schulen aufzuweisen haben.

Die nachfolgende Darstellung, die durch den beschränkten Raum auf die gedrängteste Kürze angewiesen, stützt sich in der Hauptsache auf die schon erwähnten Visitationsprotokolle von 1530—1671 und auf andere für die Kößschenbrodaer Schule wichtige Akten

des Hauptstaatsarchivs. Von den Visitationsprotokollen ist besonders das vom Jahre 1671 eine wahre Fundgrube für die Orts- und Kulturgeschichte der Böhmitz. Die demselben beigegebenen Grabamina des Pfarrers August Prescher und des Schulmeisters Daniel Bieger sowie die Gegendbeschwerte der Gemeinde über ihren Pfarrer und Lehrer geben ein geradezu dramatisches Bild über das Leben und Treiben des Dorfes Kößchenbroda um 1670. Sie sind wohl die einzigen authentischen Berichte über die Verhältnisse des Ortes in jener Zeit, da Pfarrer Prescher in seiner im Pfarrarchiv vorhandenen Denkschrift sich im Gegensatz zu seinen Amtsnachfolgern darüber gar nicht ausspricht. So weit die allgemeine Entwicklung der Volksschule behandelt wird, stützt sich der Verfasser auf die Generalartikel von 1557, auf den sog. Codex Augusteus und auf eine umfangreiche einschlägige Literatur der Landeskaisbibliothek.

I.

Die Entwicklung der Dorfschulen.

Unser Elbtal, das den Slaven ziemlich spät endgültig abgerungen worden ist, fing erst im 15. Jahrhundert an, sich eine Kultur anzueignen, die andere urdeutsche Gegenden schon seit Jahrhunderten besaßen. Wohl bestanden in den Städten schon seit langem lateinische Schulen, die, wie die Dresdener Kreuzschule, sich einer gewissen Berühmtheit erfreuten. Der Bildungsgrad, auch der höheren Schichten, setzte aber noch im 14. Jahrhundert durchaus nicht die Fertigkeit des Lesens und Schreibens voraus und manche Unterschrift von Würdenträgern unter Urkunden wurde von anderer Hand vollzogen mit dem fatalen Zusatz: quia scribere non potui (= weil ich nicht schreiben kann). Und nicht umsonst beginnen oder endigen fast alle mittelalterlichen Urkunden mit der Formel: „Alle die diesen Brief lesen oder hören lesen!“ Selbst der Gebrauch der deutschen Sprache war in den Elbgebieten bei Beginn des 15. Jahrhunderts noch nicht ein allgemeiner. Wurde doch erst 1424 die wendische Sprache vor Gericht im Meißner Lande endgültig verboten. Hatte sich somit das Deutschtum bis dahin auf dem Lande noch nicht einmal völlig durchzusetzen gewußt, so war an irgendwelchen Unterricht in den bäuerlichen Gegenden nicht zu denken. Den Humanisten galt unser Elbgebiet geradezu als eine „barbara tellus“ als eine barbaricus Orbis. Schuberth glaubt zwar aus der Unterschrift eines Rustoden Johannes von Nochtitz unter einer Kößschenbroder Urkunde auf ein frühzeitiges Bestehen einer Schule in Kößschenbroda schließen zu können, jedoch setzt die Existenz eines schreibkundigen Rustoden eines Küsters, Kirchendieners, durchaus nicht das Bestehen einer Schule voraus und das Distriktsprotokoll von 1555 besagt ausdrücklich, daß bis dahin keine Schule im Kößschenbroder Kirchspiel bestanden habe. Die Geschichte der Landschulen im Allgemeinen und der unsrigen im Besonderen beginnt also mit der Einführung der Reformation. Das Schulamt erwuchs aus dem Kirchenamt des Küsters. Die Generalartikel von 1557 fordern von den Rustodi, den Küstern der Kirchspiele, daß „sie die Jugend im Katechismus, in den Kirchengesängen und Gebeten durch Vorsprechen und Vorlesen unterweisen“. Wurde darin nur auf die kirchlichen Bedürfnisse Rücksicht genommen, so ging die Schulordnung von 1560 schon einen Schritt weiter. Sie erhob das Küsteramt zum Schulamt und übertrug den bisherigen Kirchendienern das Schulehalten als Amtspflicht. Der Kirchschullehrer war entstanden. — Die Küstereien sollten mit Personen besetzt werden, die lesen und schreiben konnten. „Damit die Kinder besonders im Winter im Lesen und Schreiben einigermaßen unterrichtet werden“. Aus der Katechismuschule der Generalartikel war die deutsche Dorfschule geworden. Von einer irgendwie geregelten Vorbildung der Lehrer war aber noch keine Rede. Es genügte wenn die dazu in Aussicht genommene Person den erwähnten Anforderungen entsprach. Alle Berufsarten lieferten die ersten Schulmeister; ja bei der künftigen Besetzung war ein Nebenverdienst geradezu notwendig. So war der erste Lehrer in

Radiß Leineweber und Glaser. Der Lehrer von Langenbuch war Schmied, der Lichtenberger i. E. „Rustos“ ehrfamer Schuster, zu dem in die Schule zu gehen die Kinder sich weigerten „des stinkenden Schusterhandwerks wegen“. Die Handwerksfähigkeit der alten Schulmeister, die die Schulordnung von 1555 notgedrungen gestatten mußte und die die Schulmeister meist in der Schulstube ausübten, schränkte die Ordnung von 1773 dahin ein, daß der Lehrer sein Handwerk nicht mehr während des Unterrichtes ausüben, noch durch seine Angehörigen während der Schulstunden im Schulzimmer betreiben lassen durfte. Dieselbe Schulordnung brachte auch eine wesentliche Verbesserung und Erweiterung des Unterrichtes. Es sollten außer Religion Lesen, Schreiben und Rechnen auch die Anfangsgründe in Erdbeschreibung, Geschichte, der Gebrauch der Kalender, Intelligenzblätter und Zeitungen der älteren Jugend „auf eine erzählende angenehme Weise bekannt gemacht werden“. 1785 endlich schuf man eine geregelte Vorbildung für die Lehrer. Das erste sächsische Lehrerseminar wurde damals in Dresden-Friedrichstadt errichtet. 1805 kam die gesetzliche Schulpflicht von 6. bis 14. Jahre. Die Schule war in moderne Bahnen eingelenkt worden.

Häuslicher Zeitvertreib in Biedermeiertagen

In unserer reformsüchtigen Zeit ist des öfteren auch eine Umwandlung der vor dem Kriege arg verflachten Geselligkeit in einfachere, edlere Formen angeregt worden. In den diesbezüglichen gutgemeinten Verbesserungsvorschlägen ist häufig das Biedermeier als vorbildlich hingestellt, eine Epoche, die infolge Nachwirkung der napoleonischen Kriege wirtschaftlich sehr beengt war, sich aber den Verzicht auf prunkvolle gefällige Veranstaltungen durch eine anmutige Häuslichkeit erleichterte. Weil diese in ihrer Schlichtheit nicht mehr vorstellen wollte, als ihr der einfache Rahmen gestattete, waren alle ihre Lebensäußerungen von einem sicheren, in Selbstgenügsamkeit heiteren Kulturgefühl durchzogen. Darum gerade übt jene Spanne von etwa 1815—47 einen so eigenen Reiz auf das heutige Geschlecht aus, das in seinen besten Vertretern wieder nach mehr Seele und Gemüt verlangt. Die Voraussetzung hierfür ist aber eine von echter Herrschaftsruhe erfüllte Häuslichkeit, wie sie eben dem Biedermeier eigen war. Sicherlich ist es nicht stets die lebenswerte Idylle gewesen, die wir uns jetzt unter der guten alten Zeit vorstellen; voll Mühe und Plage war auch damals der Alltag, nicht zuletzt, weil so vieles fehlte. Was einer modernen Hausfrau die Kleinarbeit abnimmt. — Jedoch gemächlicher aber war früher die Lebensführung und daher auch glücklicher. Wer nicht wie Lenau und Platen unheilbarem Weltkummer verfallen, verschönigte sich das Dasein wie Johann, der muntere Seifenfieber. Abolf Stahr erzählt aus seiner Jugend, die Sitte des fröhlichen Gesanges bei Tisch, bei Land- und Waldbauspielen habe viel beigetragen, das gesellige Zusammensein zu erheitern. Das Virtuositentum verdrängte dann diese schöne Sitte, man ließ sich von da ab vorsingen. Aus der intimen

Hausmusik, bei der die Hauptinstrumente Flöte, Fagott, Harfe, Guitare und das tafelförmige Pianoforte waren wurde schließlich die berufsmäßige Vereins- und Konzertmusik. Bald nach Ausbreitung der Eisenbahnen wurden auch die ersten Gesangs-feste gefeiert.

Unter den schönen Künsten, die in Döders Hause außer der Musik besonders gepflegt wurden, standen oben an Literatur und Gesprächskunst, die beide allerdings schon in das Gebiet der Salonkultur (Nahel, Levin, Henriette Herz) hineinragen. Größere Kreise scharten um sich die Vorlesungsabende nach dem Muster des alten Ludwig Tieck in Dresden. Noch immer war man überaus empfindsam. Zeitgenössische Scherzreime bestätigten es:

Die Nachtigallen stören
Gesänge von Goethen;
Die Lerchen trillern
Hymnen von Schiller'n;
Ich lobe mit ein Liedchen
Von Tieck'sen
Mit Gehimmel
Vom Himmel.

Was um 1830 in Familien gelesen wurde, berichtet uns Gustav Freitag in seinen Lebenserinnerungen: „Die Mutter vertiefte sich als Pastorentochter in das Hausbuch jener Jahre, in die „Stunden der Andacht“. Die Märchen standen nicht in besonderer Gunst; sie wurden fast nur durch die Dienstkleute den Kindern beigebracht, von den Eltern wurden solche Geschichten geschätzt, welche sich wirklich hätten ereignen können.“ Außer Jean Paul verschlang man die Bielschreiber Claren, Lafontaine, Tronitz, Bar der Besse; was im übrigen begehrt wurde, mußte eine moralische Tendenz haben. Ihr huldigten die Kalendergeschichten oder die illustrierten Taschenbücher mit ihren belehrenden Aufsätzen über Entdeckungen und Erfindungen. Zur Beschäftigung und Unterhaltung dienten auch die magischen, chemischen und Kartenkunststücke, die Scherz- und Räuberpiele. An den Festen wendeten sich die Wortspiele, u. a. die Charaden (Sibencäusel) und Logogryphen (Buchstabenrätsel).

War man ihrer müde, vertrieb man sich die Abende mit allerlei Handfertigkeiten, die heute längst vergessen sind. Sehr beliebt waren kalligraphische Arbeiten, in denen z. B. Körte Meister war. Er schrieb nicht nur seine Manuskripte mit solch behutsamer Zärtlichkeit, daß sie wie gestochen aussahen, sondern saß auch tagelag an einem Gluckwunschblatt, verfertigte die kunstvollsten Federhalter, präparierte Baumrinde, um Verse darauf zu schreiben und war überhaupt Freund jeglicher Basterei. Sein Landsmann Justinus Kerner erfand die Kalligraphie, d. h. die Liebhaberei, aus frischen Tintenflecken, die unter dem Druck zusammengefallenen Papiere sich verdoppelten, die seltsamsten Phantastbilder herauszufinden. Kerner brachte ferner ein altes Musikinstrument wieder zu Ehren: die Maultrommel, auch Brummelstein genannt. Die ihr entlockten Klänge waren jedoch fein und geistreich wie die Töne der Aeolshausen im Turm der von ihm restaurierten Ruine Weibertreu.

Herzlicher als die modernen Eltern nahmen diejenigen der Biedermeierzeit teil an

den Spielen ihrer Kinder. Karl Gerod erzählt: „Ein kleines Fest war's, wenn Winters nach dem Essen Papa zur Luftreinigung bei geöffneten Fenstern ein Wacholderfeuer in der Rauchpfanne anzündete, das auf den Zimmerboden gestellt gar lustig knisterte und flackerte. Wir Kinder hockten im Kreis um das Feuerlein und sahen bewundernd zu, wenn der Vater mit der Hand langsam durch die Flammen fuhr oder in besonders guter Laune ein paar Mal leichtfüßig darüber wegsprang.“ Von der kindlichen Naivität und Selbstvergessenheit der Menschen gibt Karl Lamprecht, der berühmte Historiker, ein anschauliches Beispiel. Als sein Vater, der würdige Oberpfarrer von Jessen an der schwarzen Elster, einst in Gesellschaft eine Höhlengeschichte erzählte, trock er zur Erhellung der räumlichen Situation unter dem Tisch. Und Karl von Holtei berichtet in seinen Erinnerungen „Bierzig Jahre“ von seiner Quartierwirtin als der Teilnehmerin an einem häuslichen Bechergelage: „Als wir endlich des Sitzens am Tisch müde, uns unter den Tisch auf den Fußboden setzten, um dort weiter zu brüllen, setzte sich die blinde Frau Geheimrätin ebenfalls unter den Tisch und brüllte in ihrer Art ebenfalls.“

Solche ausgelassene Unbefangenheit bildet einen eigentümlichen Gegensatz zu dem sonstigen gravitätisch-würdigen Wesen der Wiedermeierzeit, dem nicht selten Zimperlkeit anhaftete. Was der Schwabe Friedrich Theodor Vischer bei seinen Landsleuten feststellte, galt für die Zeitgenossen im allgemeinen: „Der eng geschlossene Familiengeist bringt es natürlich mit sich, daß die Glieder der Familie sehr spät, in gewissem Sinne gar nie der Familie entwachsen.“ Eine unverkennbare Enge des Horizonts, ein gutes Teil provinziell philistischer Beschränkung ist die Folge des Häuslichkeitstultus gewesen, — andererseits war dieser ausgezeichnet durch Sparsamkeit, Solidität und Behaglichkeit im Genießen bescheidener irdischer Freuden: Vorzüge, um deren Bestiz wir jene selbstgenügsame Kleinbürgerliche Welt heute wahrhaft beneiden.

Kasper im Dorf.

Von Rudolf Krieger, Roseltz.

„Puppenrichters' kommen! Irgendwer hat es gesagt. Wie ein Lauffeuer durchheißt es das Dorf. Die liebe Jugend ruft es sich zu: „Kasper kommt! Wir gehen zum Kasper. Gehst du mit? O, das wird sein. Paar Mädels, blonde, braune, mit dem Kränz im Haar, im Hängeopf erzählen. Die Augen strahlen in Vorfreude. „Du, Kasper kommt, da gehen wir hin. Sachel! Pausbackige Bengels, die sonst nur herumstreifen oder Tore schießen, sind elektrifiziert. „Weißt du's noch vom letzten Male?“ Auf der Straße, vor der Schule, in der Pause, allüberall herrscht Kasper.

Und dann ist er da! Einem Triumphator gleich kam er. Soviel Anhang! Vornweg, an den Seiten, hinterher die Trabanten. Keine fürstlich geschmückten, auch nicht in großer Uniform. Kasper lebt sein Gefolge im schlichten Rod, in gestickter Jacke. Das Geklappere der Holzpanzertrompeten ersetzt die Feldtrompeten. Noch ist er Herrscher! Sein Thron wankt nicht. Der ist festgebaut.

Muntres Geschwätz, helles Lachen bringt in seinen, ihn entwürdigenden Aufenthaltsort, die große Holzliste. Er hat seine Freunde dran. Ich werde euch staunen machen.

Langsam rollt der grüne Wohnwagen in den Hof der Schenke. Kaspar's Gefährt folgt. Nahezu 100 Augen verschlingen die Tür des ersten Wagens. Da! Sie öffnet sich. Die Kinder heute scheuen sich nicht. Früher rissen wir vor den Zigeunern aus. „Die nehmen keine Kinder mit“, sagte die Mutter. Das veranlaßte uns, das Weiße zu suchen. — Ein Frauenkopf lugte heraus. Dann noch einer und noch einer. Die Töchter. Wie Orgelpfeifen stand bald das Künstlerböllchen zusammen. „Zwei, vier, sechs Kinder, Vater und Mutter.“ „Achte sind's.“ „Wie haben die Platz.“ So schwirrt es durcheinander. Doch man hat keine Zeit, weitere Recherchen anzustellen. Einer hilft mit abladen. Andere drängen. Jeder will Kasper's tragen. Glücklicherweise, wer ihn hat, lieber wäre dir ein Freibillet. Doch es scheint keine zu geben. Sind ihrer zu viel Gehilfen. Treppauf, treppab geht es, springt es, schleppt sich's. Zum soundsobielsten Male fragt es: „Wann spielt Kasper?“ „Uebermorgen.“ „Uebermorgen? Nicht heute?“

Doch nun ist es mit meiner Ruhe vorbei. Seiner M. Kaspar muß gehuldigt werden. Durch Brüllen, Herumstehen, Häschemachen, Balgen und nicht zu vergessen, Ball an die Fenster werfen. Das ist höchste Ehrung! Es wird dunkel. Ruhe tritt ein. Kasper dominiert noch im Traum.

Endlich! Der große Moment. 1/2 Stunde vorher Begeisterung. Dies: Brüllen. „Da soll doch gleich ein kräftiges Donnerwetter! — Ruhe, Zuscheln, Kriegsrat. Das war der Lehrer.“ Rückzug. Fünf Minuten später dasselbe. Na ja, Kasper. Einlaß. Zwei Stufen aufeinmal. Jeder will der erste sein. Stolpern. Plaus. Auf. Wetter nichts. Bezahlen! Wie das wilde Heer auf die Sitzplätze. „Gehst weg, das ist mein Platz!“ Paar Rippenstöße unterstützen die freundliche Aufforderung. — „Friede, schnell, schnell!“ „Au! Mein Knie!“ „Willst, ich kumm bei dich.“ Langsam wird's! Alles still. Nochmals umgesehen. Man harret der Dinge. Es dauert noch eine Weile. Vereinzelt Ruft nach Kaspar. Hier Wispern, dort Wispern. Unterhaltung im Gange. Der Saal wird verfinstert. Wieder ein Stück weiter! Na, s'wird schon werden. Kampenlicht erstrahlt. Oho, die seine Bühne. Da! Klingeln! Stühle rücken, hüsteln. O, sie stehen den Alten nichts nach. Man weiß, was sich schickt. Der Vorhang geht auf. Halb nur die verstickte Schür. Nun. Helles Bühnen, Szene noch leer. Jetzt! „Kasper! hurra!“ In langen Schritten geföhrt von kundiger Hand, macht er seine Kapriolen. „Seid ihr alle da?“ „Ja.“ Er rollt die Augen, steckt die Zunge heraus. Und alle Augen hängen an ihm. Niemand lauscht man, verfolgt man jedes Wort. Jetzt tanzt er mit einer Grajantochter. Lang und spröde. Kasper! bezaubert sie. Sie tanzen. Doch mit des Geschickes Mächten. Der Peterlassen macht fff, fff. Alle Augen sind jetzt dort. Doch der Schaden ist schnell geheilt. Ein Hops, er tanzt Fogband und Jazztrout, Schimmschieber. Kein Ballettmeister lehrte es ihn. Das folgende wilde Zagen wird auch der Partnerin nicht zu toll. Man lacht, jauchzt und schreit. Die Augen

der Kleinen werden blank. Auch Erwachsene verfallen seinem Zauber. Und wieder türmt er herein. Fröhlich, ausgelassen. Niemand merkt dabei, daß es toll an die Höhe ist. Kasper! kennt seine Leute. Inzwischen lockt er aus jedem seiner Getreuen Lachen. Auch der Alten Augen glänzen, rücken nicht an sorglose Jugendtage. Und die Kleinen? Losendes Händeklatschen, begeistertes Füßetrampeln und getreue Nachahmung. Auf dem Heimweg, im Bett, am andern Tage schwärmt man von ihm. Und ein kleiner Knirps von zwei Jahren urteilt für alle: „Kasper fein!“

Familienerinnerungen.

Von Richard Schrader in Rumbach.

Welchen auch nur einigermaßen gebildeten Menschen erfüllte es nicht mit Jagdruhm, wenn er Natur- oder Kunsthandwerks beobachtet oder auch nur davon hört oder liest; welcher empfindet nicht die Pflicht, Einrichtungen, die der allgemeinen Wohlfahrt dienen, nicht zu respektieren, sondern auch nach Kräften zu schützen. Die größten „Bachburen“ sind wir oft auch selbst gegen Dinge unserer Umgebung, über die lediglich wir selbst zu verfügen haben und die wahrscheinlich etwas mehr Pizazz verdienen. Die meisten unter ihnen sind allerdings mehr durch ihr Alter und ihre Vergangenheit, als durch ihre Kunst geheiligt. Das ist aber kein Grund, sie günstigen Falles auf dem Oberboden in Staub und Schmutz verkommen zu lassen, wenn sie nicht gar in die Hände eines Altwarenhändlers gelangen oder im Ofen ihr Dasein beschließen müssen.

Wir entschuldigen unser Tun wohl mit der Ausflucht, daß sie in den modernen Hausrat nicht mehr passen, sich nicht mehr organisch einfügen lassen, weil sie rauh, bergilbt, wurmzerfressen, beschädigt, häßlich usw. sind. Mag sein. Aber moderne Wohnungskunst zu schätzen weiß, wird bereitwillig Gegenstände schwer unterzubringen können, aber muß denn jeder Raum unserer Wohnung den Stempel des Modernen tragen?

Ein bescheidenes Plätzchen im Hause, ein Ehrenplätzchen, verdienen sie auf jeden Fall. Der geeignete Ort für ihre Unterbringung ist der Ort, wo wir uns am häufigsten aufhalten, wo wir uns am wohlsten fühlen wollen, in der Bohnstube. Was uns nicht gibt, soll nicht lediglich auf den ersten Blick gefallen, es soll auch zum Nachdenken anregen, und mancher Gegenstand gewohnt ist dann unsere Wertschätzung, wenn wir über seine feine Gegenwart und Vergangenheitswert länglich nachgedacht haben, ohne daß er künstlerischen Wert zu besitzen braucht. Was andere Leute davon denken, kann uns nicht kümmern. Unser „Arbeitszimmer“ hat seinen Wert für uns und in sich selbst. Die Bohnstube gehört der Familie mehr als jeder andere Raum des Hauses. Hier sind ganz allein diese „heimlichen Bezauberer“ nicht nur nicht „wertloser Plunder“, wie man sie geringschätzig vielfach zu bezeichnen pflegt, sondern tatsächlich die heiligsten Güter der Familie, die durch ihr Alter an Wert gewinnen. Das soll nur nicht sagen, daß wir in unserer Bohnstube ein kleines Altertumskabinett aufmachen sollen, das wir durch allerlei Zukäufe aus Antiquitäten-

den zu bereichern bemüht sein sollen. An jedem Gegenstande muß tatsächlich auch ein Stück Familiengeschichte hängen, sie müssen aus Großvaters und Großmutter's Tagen erzählen, nur für uns und unsere Familie, nicht für andere. Alles, was dieser Anforderung nicht entspricht, ist für uns tot, und sollte lieber ausgehoben werden, wenn nicht Kunst oder persönliche Liebhaberei es für uns wertvoll erscheinen lassen.

Unser modernen Wohnungskunst fehlt selber das Persönliche, was an alten Gegenständen oft so warm und belebend wirkt. Da können wir auf der alten zimmernen Kassetten noch die Anfangsbuchstaben des Namens der Grobkeltern lesen. Auch der Hochzeitstag und der Name des Geschenkgebers ist vielleicht darauf bemerkt. Ebenso reden Tischen, Truhen, Schränke usw., eine mehr oder weniger verständliche Sprache, und dort in jenes alte Bibelbuch hat der Großvater eigenhändig seinen Namen geschrieben.

Es gibt aber auch Gegenstände, die diese Eigenschaft nicht besitzen, Bilder, Vächer, Möbel usw.

Wenn wir auch hinreichend über ihre Herkunft und früheren Besitzer unterrichtet sind, unsere Kinder und Kindeskinder werden es vielleicht nicht sein. Wir sollten deshalb nicht versäumen, diesen stummen Gliedern unserer Umgebung den Obem der Verehrbarkeit einzuhauchen, wenn sie auch in Zukunft familiengeschichtlichen Wert behalten sollen. Ein verborgener Ort zur Anbringung wird sich leicht finden lassen. Besonders Augenmerk möchten wir den Familienbildern widmen. Auf ihrer Rückseite lassen sich bequem die Angaben machen, wenn sie daselbst, wenn die Aufnahme erfolgt ist usw.

Wir werden an diesen keineswegs mühsamen Arbeiten sehr bald Geschmack und Befriedigung finden und damit unseren Nachfahren einen schätzenswerten Dienst erweisen.

Der Erker

Mitten in der Stadt, an einer verkehrsreichen Ecke des Wilmars, steht ein Haus mit einem mehrgeschossigen Erker. Der Erker ist schon sehr alt. Er entstand um das Jahr 1510 und gehört zu den wenigen barocken Resten, die Dresden aus seiner gotischen Vergangenheit geblieben sind.

Mit vier Seiten eines Achtecks tritt er am Hause hervor. Die Brüstung ist mit feiner, aufgeführtem Maßwerk gefüllt. Zwischen vier gotisch profilierten schmalen Fenstern stehen auf vierfachen Konsolen und unter flügelgeschmückten Balustraden drei fleingemeißelte Figuren. Die mittlere davon ist eine gebürdete Maria in reichem Faltenengewand. Sie trägt auf dem Arm ein lebhaft aufgerichtetes Kindlein, das sie mit seitlicher Kopfnuten liebevoll anschaut. Rechts von Maria steht Johannes in der Haltung eines Mannes und weist mit einer bedeutsamen Geste der Rechten auf den Reich, den die andre Hand vor die Brust hält. Und die dritte Figur stellt Christophorus dar, von dem die Legende erzählt, daß er das ihm erscheinene Jesuskind als eine unerbittliche Last durch einen Strom getragen habe. Christophorus hat das Kind

auf der Schulter, stützt sich mit beiden Händen auf ein dicken Baumast und tut den schweren Gang mit gebogenen Knien und geschürztem Gewand; um die Füße spült bereits das Wasser.

Um dieses Erkers willen verweist man gern einmal an jener Ecke. Erinnerungen werden lebendig, die man wie einen vergrabenen Schatz mit sich herumträgt. Erinnerungen an Sommertage in südlicheren Gegenden; an alte Straßen, wo gotische Meißler die Bauten mit feinerem Spitzenwerk verzierten, geschickte Meißler überlieferte Gegenstände in steinerne Form umschichteten, und wo Werke geschaffen wurden, die wie filigrane Wunder sind.

Seit mehr als 400 Jahren stehen sie da oben: der andachtvolle Johannes, der härtige Christophorus, das kindselige Weib. Und so belebt erscheinen sie, daß man glauben möchte, gleich werde der eine den Reih zum Munde führen, der andre seinen schweren Ast anheben, die junge Mutter aber ihr Kind küssen. Dann wieder denkt man, sie würden alsbald zu erzählen beginnen von jener Vergangenheit, da sie noch heilige waren und ihnen Huldigung und Verehrung von den Vorübergehenden widerfahren, vom Wechsel der Zeiten und von dem immer gewandelten Leben des Marktes. Aber sie schweigen und bestunen sich nicht.

Unten gehen die Menschen vorüber oder verweilen einmal vor den Parterrefenstern des Goldschmieds, um funkelnde Edelsteine zu betrachten. Von den feineren Schätzen über ihnen wissen die meisten nichts. Und zu mir kommt ein Fremder und sieht zu dem Erker hinauf, mit Augen, wie sie eben die Fremden vor Karikaturen zu machen pflegen.

Manchmal an Vormittagen gleist die Sonne ihr Licht über die maßwerkreichen Schaufseiten des alten Hauses, läßt die schmalen Fenster des Erkers golden widerleuchten und die Goldreste der Faltenengewänder prunkhaft aufleuchten. Da stehen die drei Statuen wie von einer Gloriole umflossen.

Fördert die Heimatsforschung!

Die Sächsische Landesbibliothek betrachtet es als eine ihrer Aufgaben, wichtigere Papiere namhafter Persönlichkeiten unfröhen Landes (Aufzeichnungen aus ihrem Leben, Tagebücher, Briefe, wissenschaftliche und andre Niederschriften), aber auch handschriftliche Chroniken, insbesondere alte Hauschroniken, Stammbücher und dergleichen, zu sammeln. Schon vieles Wichtige ist in solcher Weise dort bereits untergebracht: Aufzeichnungen von Staatsmännern und Politikern, Offizieren, Künstlern, Musikern, Dichtern und Gelehrten aller Art, aber auch von einfachen Leuten aus dem Volke Niederschriften, die in kulturgeschichtlicher Beziehung Beachtenswertes enthalten.

Aber wenn auch vieles gerettet ist, sehr viel andres ist für immer verloren, verbrannt, zerstreut, verschleudert durch die Unkenntnis oder Gewinnsucht späterer Besitzer. Es wäre darum sehr zu wünschen, daß das, was noch vorhanden ist, vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt würde, indem es der Landesbibliothek, die in ihren feuerfesten Räumen die Gewähr einer sicheren Er-

haltung bietet, anvertraut wird. Und wenn jemand von einem wertvollen handschriftlichen Besitz sich für jetzt, für seine Person nicht trennen zu können glaubt, so sollte er wenigstens dafür sorgen, daß derselbe später um so sicherer in die große Sammlung der Landesbibliothek kommt. Etwaligen Wünschen auf vorläufige Geheimhaltung solcher Papiere, wie sie durch Rücksicht auf noch Lebende geboten erscheinen könnte, wird die Bibliotheksverwaltung selbstverständlich in weitestgehender Weise entgegenkommen.

Wer aber selbst nicht glücklicher Besitzer von Handschriften der bezeichneten Art ist, aber weiß, wo solche liegen, wird in seinem Teil die Sache fördern, wenn er die Besitzer auf die Bestrebungen der Landesbibliothek, dieselbe zu sammeln, aufmerksam macht.

Aufrichtiger Dank ist allen, die in Tat oder Wort die Heimatsforschung fördern, gewiß!

Die Sagen der Elbaue.

In dem köstlichsten Besitz den unser Volk von den Vätern ererbt hat, gehören neben den Märchen die Sagen, die Volle von Mund zu Mund gehen, gegangen sind. Jeder beginnt in unserer Zeit dieselben mehr und mehr aus dem Gedächtnis des Volkes zu schwinden. Und so sehen wir es als eine der wesentlichen Aufgaben unserer, der Heimatpflege gewidmeten Bestrebungen an den alten noch vorhandenen Sagen der Elbaue, des Gebietes zwischen Dresden und Meissen unser ganz besonderes Interesse widmen. Wir sind für jeden Beitrag, der zur Vervollständigung unserer Sammlung dienen kann, im Interesse der Heimatkunde dankbar, auch wenn manchem das, was er von Eltern und Voreltern überliefert bekommen hat, unbedeutend erscheinen mag.

Der Sagenkreis der Köhnitz.

I.

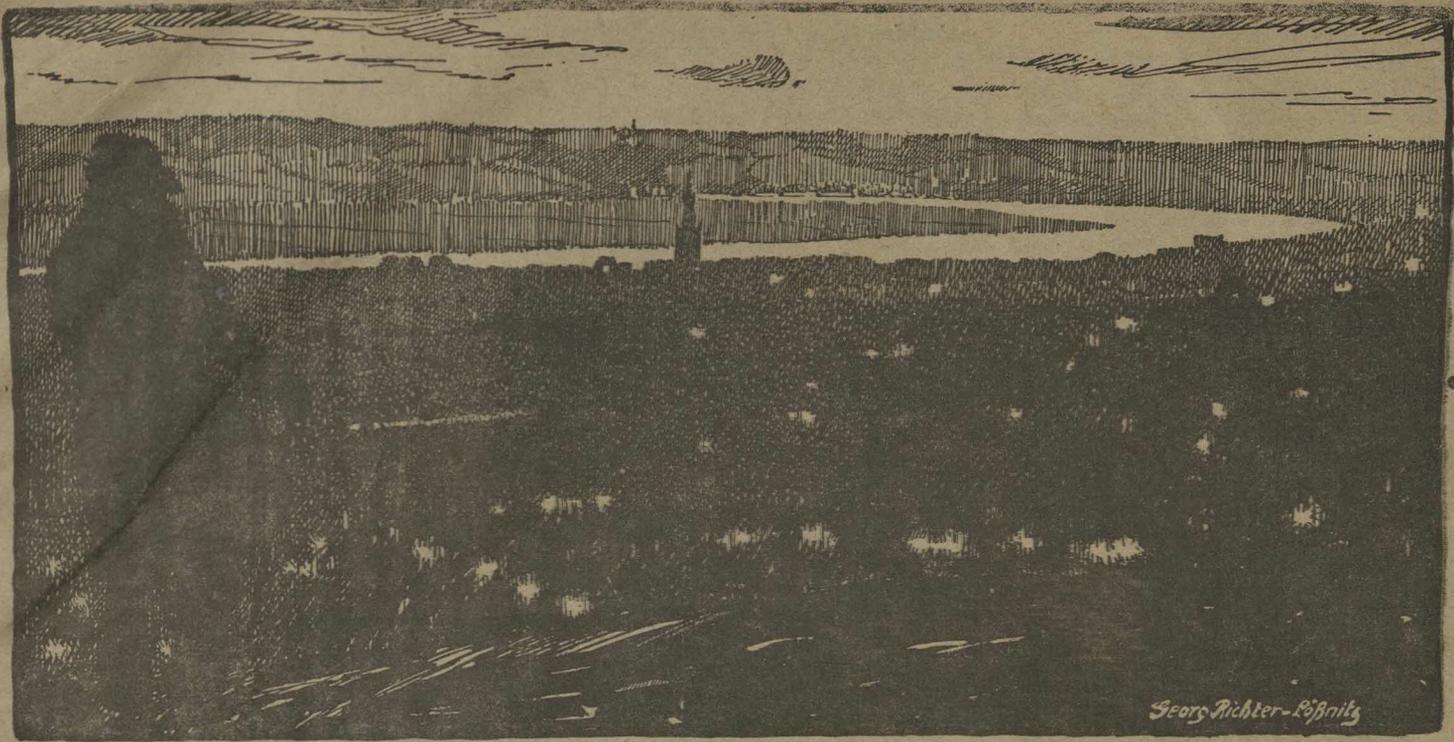
Der Spuk im „Goldenen Anker“ zu Köhnitzbroda.

Im Gasthof zum goldenen Anker in Köhnitzbroda ging es um. Es befindet sich dort im Hofe eine hohle Stelle in der Wand, die sich gleichwohl nicht öffnen läßt. In derselben soll sich der Körper eines Mädchens befinden, das dort bei einem großen Brande (1707?) umgekommen sei. Das Mädchen läßt sich jedoch nicht sehen, allein während der Nacht öfnete in dem Gasthofe ein unsichtbares Geras oft die Türen und Fenster, so daß niemand ruhig schlafen konnte.

II.

Das spukhafte Bild zu Kaditz.

In dem bei Dresden gelegenen Dorfe Kaditz befindet sich eine alttümliche Kirche, welche in ihrer Vorhalle eine Statue ihres Schutzheiligen und ein Oelgemälde des ehemaligen Pfarrers Bödme in Lebensgröße zeigt. Von letzterem erzählt die Sage, er habe sich erkängt und sei von den Seimigen in die Elbe getragen worden, daß man glauben sollte, er sei darin ertrunken. Sechsundzwanzig Jahre nach dem Tode, an welchem Tage sich der Geschehnis ungebracht hat, hängt dieses gespenstige Bild an zu schweben, gleichsam als trete ihm der Todesangstschweiß auf die Stirn.



„Die Elbaue“ erscheint 1-tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hau trefschäftsstelle Köpschenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6

Die Kirchschule zu Köpschenbroda

II. (Nachdr. verb.)

Die Dorfschulmeister.

Der Kirchschulmeister, entstand aus dem Küster, das Lehramt aus dem Kirchenbenedikt. Und diese ursprüngliche Eigenschaft setzte besondere Vorbildung nicht voraus. Wenn es auch „gelehrte“ Kustoden gab, Leute, die auf irgend einer „Lateinschule“ sich des Lesens und Schreibens bekeifigt hatten, so genügten doch für den Küsterdienst meist einfache Leute. Die Bauern waren zufrieden, wenn der Kustode seinen Dienst, namentlich das Läuten pünktlich und ordentlich versorgte. „Im Läuten ist er willig, kann wohl läuten, daran ste (die Bauern) ihr Wohlgefallen haben,“ heißt es oftmals von solchen Kustoden, und da „gemeindlich die Glöckner sehr geringe Besoldung haben, auch die Gemein einen Mühsigänger zu erhalten, unermögend sind“, so wird den Dorfküstern das Betreiben eines Handwerks nachgelassen, ja geradezu „Handwergeleute hierzu berufen und angenommen“.

In diesem Mißverhältnis, in der Verbindung des Lehrerberufes mit einem Handwerk, das den Lehrer von dem persönlichen Wohl oder Mißwollen der Dörfler abhängig machte, ist zum allergrößten Teile die Ursache der Nichtachtung die Jahrhunderte lang dem Dorfschulmeisterstande anhing und die der Bezeichnung „Schulmeister“ das Odium des Minderwertigen gab, zu suchen. Es war ja fast selbstverständlich, daß dem handwerktreibenden Dorfschulmeister seine Haupterwerbquelle, sein Handwerk, das ihn in feste Abhängigkeit von den Bauern brachte, weil mehr am Herzen lag, als seine Lehrtätigkeit, die von den Dörflern früher meist als ein recht unerwünschtes Uebel angesehen wurde, das ihnen nur die für ihre

kleinen Betriebe höchst nötige Arbeitskraft ihrer Kinder entzog. Und von diesem Gesichtspunkte aus ist es erklärlich, wenn der anonyme Verfasser einer 1791 erschienenen Kritik kursächsischer Schulen (Ueber die höchst nötige Verbesserung der kursächsischen Dorfschulen) über den damaligen Dorfschulmeisterstand schreibt: Der Schulmeister auf dem Dorfe ist der verächtlichste Mensch. Man spricht von ihm und seiner Familie so herabwürdigend als ob er der entbehrlichste, niedrigste, weggeworfenste Mensch wäre. Oft sind sie nicht so gut als der Hütmann (Hirt) oder der Nachtwächter. Sie sind die Diener des ganzen Dorfes, wenn sie läuten, den Seiger stellen und die Kirche lehren müssen.“ Aber auch das persönliche Verhalten der Schulmeister trug nicht dazu bei ihrer Umgebung Achtung vor ihrem Stande abzunehmen. Die erwähnte Broschüre gesteht bei aller Vorliebe für die damaligen Volksschüler ein, daß sich bisher die allermeisten Schullehrer selbst verächtlich gemacht haben. Und dieses Urteil über die damaligen Lehrer bestätigt ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller (Heyden, Ueber gute Landschullehrer) in seiner Schilderung derselben, wenn er sagt: Denken Sie sich einen Mann, der mit jedem in einem rauhen, plumphen Tone spricht, dem es einerlei ist, ob er gewaschen und gekämmt ist oder nicht, den die rauchende Tabakspfeife zu allen seinen Geschäften begleitet, in dessen Hause man mit jeder Gattung Unreinigkeit einen Vertrag gemacht zu haben scheint, der bei Laufen und Hochzeiten der Bauern den Posenreißer macht u. s. f.

Letzten Endes resultierten alle diese Uebelstände einzig und allein aus der schon erwähnten schlechten Entlohnung, die es dem Schulmeister unmöglich machte, ohne Nebenverdienst, der meist zum Hauptberufe wurde, zu leben.

Auch in Köpschenbroda finden wir ähnliche Verhältnisse, wie die Darstellung des Lehrers Zieger II zeigt, auch unter ihnen finden sich, wenn auch nicht häufig, Handwerker, ein Wagner wird erwähnt. Selbst das Branntweindbrennen und Ausschänken, gegen das allerdings die Behörden ebenso wie gegen den Kramhandel energisch einzuschreiten versuchten, findet sich als Nebenverdienst der Lehrer. In jedem Falle war es aber dem handwerktreibenden Schullehrer untersagt, sich Gesellen oder Lehrlingen zu halten. Außer den Schul- und Kirchenbenedikt lag dem Schulmeister auch das Führen der sog. Gerichtsbücher, der Kauf- oder Handelsbücher des betr. Dorfes ob. Bei Ortschaften, deren Untergerichte irgend einer Person verliehen waren, z. B. Coswig, wo die Karrasse saßen, übte der Schulmeister meist das Amt des Gerichtsschreibers aus. Die Führung der Kauf- und Handels- oder Gerichtsbücher, in die die Käufe und Grundstücksübertragungen mit ihren oft so raffiniert verlaufener Auszugsbestimmungen der Verkäufer eingetragen wurden, finden wir auch bei den Köpschenbrodaer Lehrern erwähnt, von denen auch berichtet wird, daß sie die zur Subhastation kommenden Grundstücke Sonntags nach dem Gottesdienste „vor versammelter Kirchfahrt“ auszurufen hatten. Der Köpschenbrodaer Kirchschulmeister war immer in seinen Bezügen gegenüber anderen Amtsgenossen leiblich gestellt. Sein Kirchenbenedikt war ursprünglich (1556) mit 1 Schock 14 gr. Münze an Geld und 40 Sackem Getreide dotiert, zu denen auch Coswig und Raditz beizutragen hatten. Diese Beitragspflicht der heute selbständigen Kirchdörfer stammte aus einer weit zurückliegenden Zeit als die Köpschenbrodaer Kirche die einzige Pfarrkirche zwischen Dresden und Brodowitz war und alle Dörfer von Pieschen bis Raditz-Coswig zu ihrem Sprengel gehörten.

1671 war die Kößschenbrodaer Kirchschullehrerstelle in ihrem Einkünften schon wesentlich verbessert und trug an fester Besoldung ca. 26 Taler sowie 132 Garben ein. Auch damals hatten Coswig und Köditz, trotzdem beide schon längst selbständige Pfarreien waren noch Beiträge dazu zu liefern. Außerdem trug es dem Rostoden noch um Ostern 7½ Schod Eier von den Parochianen und 4 Scheffel Korn vom Pfarrherrn ein. Für seine Lehrtätigkeit jedoch war er wie seine Kollegen auf den Nachbarorten nur auf das Schulgeld, das je Kopf und Woche 2 bis 3 Pfennige, je nach dem für einen „Abcebarit“ oder für einen fortgeschrittenen Schüler bezahlt wurde, betrug. Aus Anfertigung von Kaufbrieffen, von Patheubrieffen und aus der Zustellung derselben, dem sogenannten Gebatterbitten, erwachsen ihm ebenfalls verschiedene Einnahmen, wie auch die Begräbnisse und die Anfertigung der Lebensläufe des Verstorbenen, die in früherer Zeit gebräuchlich waren, ihm mancherlei eintrugen. Troz alledem verschmähten die Kößschenbrodaer Lehrer es nicht, zu den Singungsgängen zur Adventzeit und am Gregoriusstage (12. März) mit ihren Schülern heischend von Hof zu Hof zu ziehen, so daß oftmals, wie der Schulmeister Zieger 1671 berichtet, darüber von den Bauern „schimpfliche Reden fallen“ und von den Dorfbewohnern geklagt wurde „de Bettelus“ (der Lehrer) wäre gar zu viel. Troz alledem ist gerade bei den Kößschenbrodaer Lehrern ein mit der Zeit sich steigendes Selbst- und Eigenwertbewußtsein aus den Akten herauszulesen, das sich besonders bei dem Besuch des 1803 nach Kößchenbroda berufenen Lehrers Benjamin Christ. Weber um Erlaubnis zur Führung des Kantortitels, den die hiesigen Lehrer bis dahin nicht führten, ausdrückt. (Fortf. folgt.)

Die sächsische Riviera.

Eine meteorologische Betrachtung.

Unser Elbtal und besonders unsere Lößnitz genießen seit Alters den weitverbreiteten Ruf, daß sie ganz besonders geeignete Landstriche sind. Landstriche, die sich in klimatischer Hinsicht eines besonderen Vorzugs erfreuen. Und in der Tat, dem Reisenden, der von Schlesien, der Lausitz her in das Elbtal herniedersteigt oder demjenigen der vom Vogtlande her über die Hänge des Erzgebirges im zeitigen Frühjahr seine Schritte nach dem Elbtale lenkt, fällt es ihm auf, welcher großer Unterschied in der Entwicklung der Vegetation zwischen den höher gelegenen Gegenden und der des Elbtales besteht. Und wer etwa um die Vorfrühlingszeit aus einem deutschen Mittelgebirge, wie beispielsweise dem Thüringer Walde, wo an einen Vegetationsbeginn noch nicht zu denken ist, wo unter Umständen noch Eis und Schnee herrscht, kommt, den berührt es besonders angenehm, daß ihn in den Gärten der Elbniederung schon die gelben Blütenknospen der Forsythien, die weißen Glocken der Schneeglöckchen und das bunte Farbenspiel der Crocus entgegenreten.

Wer nicht nur den höher gelegenen Gegenden ist das Elbtal mit seinem Vegetationsbeginn voraus, auch Strichen gleicher Seehöhe, wie unsere engere Heimat ist es um Tage mit den ersten Frühlingsboten vor-

aus, ein Vorteil der in seiner noch zu besprechenden günstigen geschützten Lage begründet ist. Wenn unten im Elbtale die Stachelbeersträucher als erste Herolde des Lenzes ihm schon die zarten grünen Fädchen der ersten Blätter entgegenschwenken, hüllen sich ihre Genossen auf den umliegenden Höhen noch um Tage in den schützenden braunen Knospenpanzer. Um volle fünf Wochen ist das warme Elbtal mit dem Beginn seiner Vegetation dem kaum 40 Kilometer von ihm entfernt liegenden Erzgebirge voraus. Während an den begünstigten Elbgeländen der Vegetationsbeginn sich um den 8. März herum bewegt, dauert es im nahen Erzgebirge noch bis zum 15. April als dem Durchschnittszeitpunkt, an dem der Frühling seinen Einzug mit dem Erscheinen der ersten Pflanzenprossen ankündigt. Die geschützte Lage der Elbaue in der Einsenkung der Talrinne ist die Ursache dieser Vorzüge vor anderen Strichen des Sachsenlandes.

Das Elbtal ähnelt in vielen Punkten klimatisch sowohl als auch im Charakter der Vegetation der geeigneten oberrheinischen Tiefebene. Gab doch auch bei uns bis zum Auftreten der Nebelau und der dadurch bedingten Vernichtung des Weinbaues der Weinstock, die Weinberge dem ganzen Elbtal die charakteristische Note, der Wein, dessen Gedeihen vor allem von genügender Bodentwärme abhängig ist.

Das Elbtal hebt sich denn auch mit seiner durchschnittlichen Jahrestemperatur scharf von den anderen Gegenden Sachsens ab. Während Leipzig bei 117 Meter Seehöhe, wir entnehmen die statistischen Angaben der Broschüre Dr. G. Weiderts: Die Dresdner Landschaft, eine durchschnittliche Jahrestemperatur von + 8,6 Grad bezeichnet, ist die von Dresden + 9,1 Grad. Und während die Leipziger Gegend in 10jährigem Jahresdurchschnitt 87 Tage mit Nachtfrösten verzeichnen muß, sind es in demselben Durchschnitt in der Dresdener Gegend nur 78 Tage; die Januartemperatur beträgt in derselben Durchschnittsperiode dort — 1,1 Grad, hier im Elbtale — 0,4 Grad. So gering diese Unterschiede zu sein scheinen, so sprechen sie doch für Orte in fast gleicher Höhenlage als Durchschnittszahlen eine besondere Sprache. Die geschützte Lage, der die Lausitzer Platte mit ihrem Steilabfalle gegen das Elbtal, mit ihren ausgebehten Wäldern als Windsfang gegen Norden bietet, brückt sich auch in dem prozentualen Verhältnis des Elbtales an den Winden aus. Mit 5,6 Proz. bleibt die sächsische Riviera in einem 25jährigen Zeitrume mit ihrem Anteil an nördlichen Winden hinter dem Landesdurchschnitt zurück, während der Durchschnittsanteil an den Westwinden das Landesjahresmittel um 7,6 Proz. übersteigt. Alle diese Faktoren heben das Elbtal scharf in der Wärmelarte Sachsens als eine besonders begünstigte Gegend heraus und die Lößnitz ist nicht zuletzt an diesen Vorzügen beteiligt.

Die Linie, die das Gebiet einer Jahresdurchschnittswärme von + 9 Grad, der höchsten des ganzen Elbtales, bezeichnet, schließt Niederfelditz einerseits und Coswig andererseits als äußerste Punkte ein. Eine weitergreifende Temperaturlinie von + 8,5 Grad reicht von Birna bis Riesa, während die Gebiete geringerer Jahreswärme im Ost und West des Tales weit nach Norden aus-

greifen. Und wie auf der Höhenkarte sich das Elbtal von den umliegenden Höhenlagen scharf als Einsenkung abhebt, so tritt es auch in der Wärmelarte wie erwähnt scharf hervor. Und diese bevorzugte Lage des Landstriches, die ihm den Namen eines sächsischen Nizza, der sächsischen Riviera, erworben hat, zeigt sich auch in der Dauer der Vegetation im Elbtale. Dieselbe hat mit 259 Tagen Vegetation die längste Wachstumsperiode innerhalb Sachsens. Der Unterschied ist besonders groß, wenn man wieder das 600 Meter höher liegende Erzgebirge heranzieht, das sich nur einer pflanzlichen Lebensperiode von 177 Tagen erfreuen kann. Wenn in der Lößnitz schon seit Tagen die Blüten der Kirichen wieder den Boden bedecken, dann setzt erst auf den das Tal umgebenden Höhen die Baumlüte ein. So kann der Dresdener insofern durch die verschiedene Höhenlage seiner Umgebung bedingten verschiedenen Blütenzeiten der Obstbäume die Schönheit der Baumlüte weit länger genießen, als die Bewohner von Gegenden einer gleichmäßigen Höhe. Die bevorzugten klimatischen Verhältnisse begünstigen die Einbürgerung verschiedener Fremdlinge in der sächsischen Flora. Dresden genießt insofern warmen Klimas den Vorzug die Edelkastanie in seiner Umgebung reifen zu sehen. Das Elbtal ist eines der am weitesten nördlich vorgeschobenen Punkte wo der Mais noch gedeiht, ja in guten Jahren sogar ausreift. Tulpenbäume mit ihrem eigenartigen Blütenflor sind keine seltene Erscheinung im Elbtale, und in den Schmuckanlagen der Elbniederung finden sich eine ganze Anzahl Fremdlinge unserer Flora.

Die ersten Kamelien, die nach Deutschland kamen, züchtete eine Dresdener Gärtnerei, und der Kamelienbaum in Pillnitz ist ein Zeichen der bevorzugten Lage des Elbtales. Und dieses war es auch, das anderen Göttern, wie den Rhododendren und den Oleander zuerst in Sachsen eine Stätte bereitete und sie dem Klima anpaßte, so daß sich diese Pflanzen von hier aus weiter verbreiten konnten. Und dann der Wein! Schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts züchteten trinkfrohe Mönche die edlen Reben an den Hängen des großen Flusses, Reben, deren Pflege eine besondere Vorliebe der späteren Landesfürsten blieb. Wertwürdig aber, nur auf dem rechten Elbufer von Pillnitz bis Coswig scheinen die Bordenungen für ein wirklich edles Gewächs, für einen keinen Tropfen gegeben zu sein, wie z. B. der Edelrießling der Elberge darstellt. Die steilabfallenden Hänge der Pillnitz-Boschitzer Höhen und der Lößnitzer Berge mit ihrem Neigungswinkel von fast 30 Grad zur Horizontalen, boten der im Aequinoctium 62 Grad über dem Horizonte stehenden Sonne einen Einfallswinkel von fast 90 Grad dar und nützten so die Wärmeenergie der Sonnenstrahlen für die wärmebedürftigen Weinstöcke auf die ausgiebigste Weise aus. Und so hat sich dann der Weinbau, der früher auch, allerdings mit weniger Erfolg an den sanft geneigten Höhen des linken Ufers, ja auch in der Talebene getrieben wurde, fast ganz auf die rechtselbige Seite besonders auf die Lößnitz zurückgezogen. Die Kulturflecken, die der Wein verließ, eroberte sich der anspruchslosere Obstbaum. Die Cossbader Höhen sind das gegebene Terrain

für diese dankbaren Pflegelinge des Elbtales. Welche Mengen Obstbäume im Elbtale vorhanden sein mögen, davon gibt eine Statistik Kunde, die vor dem Kriege 1918 im Stadtgebiete Dresden die Obstbäume zählte. Darnach gab es an tragfähigen Bäumen 23 054 Aepfelbäume, 45 260 Birnbäume, 17 390 Pflaumen-, 13 500 Kirsch-, 954 Aprikosen-, 3150 Pfirsich- und 1944 Walnusbäume. Und noch in einer anderen Beziehung spricht sich das begünstigte Klima des Elbtales aus, im Gartenbau. 33 Prozent der ganzen in Sachsen in Gartenkultur genommenen Bodenfläche entfallen allein auf Dresdens Umgebung und die Spargel- und Erdbeerproduktion des Löbnitz deckt ja auch ein gutes Teil des Bedarfs der Reichshauptstadt.

Aber wie alles seine Rehrseite hat, so hat auch das wärmere Klima der Elbtalrinne seine Schatten. Im Gebiete der Elbaue fällt mehr Regen als in anderen Gebieten gleicher Höhenlage in Sachsen. Die durchschnittliche Niederschlagsmenge des Elbtales beträgt rund 680 mm. im Jahre. Und zwar sind es die Sommermonate, die die größte Niederschlagsmenge auszuweisen haben. 47 Prozent der Gesamtjahresmenge entfallen auf die Sommermonate Mai—August, und von diesen ist wieder der Juli mit 14 Prozent besonders stark bedacht. Der Schnee aber, und das ist auch wieder bezeichnend für das begünstigte Klima der Elbwarne, ist an den gesamten Niederschlägen nur mit 11 Prozent der Jahresmenge beteiligt, wie überhaupt das Elbtal die geringsten Schneemengen in ganz Sachsen aufzuweisen hat. Für unsere Löbnitz berechnet die Wetterstatistik von 46 Tagen Schneefall im Jahresdurchschnitt einer 10jährigen Periode. Daß natürlich wie 1917 und wie auch im heurigen Jahre auch das Elbtal einmal seinen guten Ruf verliert, und seine Bewohner mit mehr Schnee und Kälte, mit längerem Winter, als sonst gewohnt, überrascht, ändert nicht die im Vorstehenden erwähnten Tatsachen und liegt in den allgemeinen meteorologischen Verhältnissen, die zur Zeit in Europa herrschen, begründet. Aber gerade das Ungewohnte eines solchen Winters wie der diesjährige, bestätigt nur den Ruf des Elbtales, der Löbnitz, als besonders warmen Landstrich, als sächsisches Nizza — als die Riviera an der Elbe. —H.

Abergläubliches aus Kößitz

Im Archiv des ehemaligen Vereins für ein 1898 von Adolf Schlicht in Kößitz-Brodta verfaßtes Schriftstück vorhanden, das sich mit volkstümlichen Sprichwörtern und Sprüchen befaßt, die in unserem Ort gebräuchlich gewesen oder noch sind. Der größte Teil derselben ist ganz allgemeiner Natur und nicht auf Kößitz-Brodta beschränkt, sondern Gemeingut des deutschen Volkes und hat also kein ortsgeschichtliches Interesse. Auch der zweite Teil, der den Aberglauben behandelt, ist wenig originell und spezifisch örtlich. Immerhin sind einzelne davon insofern von Interesse, als sie zeigen, wie der Aberglauben seine Blüten getrieben hat. Der Verfasser betont, daß die mitgeteilten abergläubischen Hausregeln vor ca. 70 Jahren, also in den 30er

Jahren des 19. Jahrhunderts noch gebräuchlich waren und bemerkt, daß dieselben vielfach in erzieherischer Weise angewandt worden seien:

Das tägliche Brot besonders ist ein Gegenstand an den der Volksaberglaube oft anknüpft:

Brot darf nie auf der Rückseite liegen, sonst gibt es Zank im Hause. Auch reite dann der Teufel drauf.

Ein frisches Brot soll vor dem Anschnitt auf der Rückseite mit drei Kreuzen gezeichnet werden, dann langt es länger.

Wer Brod auf den Boden fallen läßt, und dasselbe nicht wieder aufhebt oder gar mit Füßen tritt wird oder bleibt arm!

Auch heute wäre ein tiefergehender Respekt vor dem Brote, besonders bei Kindern, oft recht wünschenswert!

Ordnungs- und Sauberkeit predigen die nächsten Sprüche:

Wer früh nüchtern oder ungebetet oder ungewaschen aus dem Hause geht, wird leicht vom Blitz getroffen.

Wer Schuhwerk auf Tische und Stühle stellt, verliert die Ehre.

Wer Fischwäsche zum Abtrocknen von Gesicht und Händen benützt (!) wird ein Lügner.

Zwei sich gleichzeitig an ein und dasselbe Handtuch abtrocknende Personen werden einander Feind.

Wenn man kleine Kinder nackt auf den Tisch legt, so werden die Kinder unsauber.

Rechen mit den Zinken nach oben, Säbels mit den Spitzen aufrecht gehalten und Messer, die mit der Schneide aufwärts liegen, verletzen die Schutzengel der Menschen, die diese dann verlassen.

Ueber Rehricht am frühen Morgen schreiten, bringt Unglück.

Aberglauben ohne gewollte erzieherische Absicht ist es, wenn gesagt wird:

Ein gesunder Nagel zeigt mit seiner Spitze die Richtung an, aus der für den Finder Glück kommt.

Allgemein verbreitet sind u. a. folgende Redensarten:

Schritt vor einem Hause eine Krähe (anderwärts ein Käuzgen), so stirbt bald jemand.

Wäscht sich die Krähe, kommt Besuch. Regnet es einer Braut in den Kranz, so wird sie reich.

Weniger bekannt ist noch die Behauptung:

Wer früh nüchtern dreimal niest, wird an dem Tage noch beschenkt.

Li Sagen der Elbaue.

Der Saenenkreis der Löbnitz

III.

Der Feuerreiter zu Raundorf.

An einem Hochsommertage (20. 7.) des Jahres 1822 brach in Raundorf in einem Gehöft (jetzt Nr. 10) auf der Kleinen Seite ein gefährliches Feuer aus. Die Bauern hatten schon den größten Teil ihrer Ernte in die Scheunen gebracht und waren seit dem frühen Morgen daran, auch noch den Rest des Getreides einzufahren. Deshalb waren wenig Menschen, die hätten helfen können, im Dorfe zu Hause. Im Nu stand

das ganze Gehöft in Feuer und das brennende Dachstroh trug den Brand von Hof zu Hof. Ein starker Westwind wehte im Tale und trieb die Flammen auch hinüber, über den Dorfteich auf die Große Seite und bald war das ganze Dorf ein einziges Feuermeer. An Löschern konnte niemand mehr denken, jeder war bemüht, das Vieh aus den Ställen, die auch halb lichterloh brannten, heraus auf die Dorsteete zu treiben und so viel als möglich von seinen Habseligkeiten zu retten. Das Prasseln des Feuers, das Schreien der Menschen und das Blöken und Brüllen des erschreckten Viehes gab einen furchtbaren Lärm, in den hinein noch vom Kößitz-Brodtaer Kirchturm die Klänge der stürmenden Glode schmischt. Haus für Haus stürzte zusammen und bald war das Dorf ein einziger, glühender, lobernder Trümmerhaufen, den die vom Winde immer weiter gefagten Flammen immer mehr und mehr vergrößerten. Da kam plötzlich, als die Verwirrung und die Not am schlimmsten war, von der Viehtriebe her ein unbekannter Reiter auf einem pechschwarzen Pferde herangefagt und hielt bei dem letzten von den Flammen erfaßten Hofe (jetzt Nr. 49) sein tiefendes Ross an, murmelte einige seltsame Worte, sprengte dann weiter durch das Dorf nach dem Riechweg (Niederwarthaer Straße) und verschwand dann, niemand wußte wohin. Hinter ihm her aber jagten die Flammen bis zum letzten Hause und erloschen dann plötzlich. Die Bauern aber erzählten ihren Kindern, daß der geheimnisvolle Feuerreiter der Dresdener Scharfrichter gewesen sei, der die Flammen gebannt hatte, daß sie erlöschen mußten.

Die vorstehende Sage, wohl die jüngste der Löbnitz und zugleich die interessanteste, lebt noch heute bei den alten Leuten des Ortes fort und ich verbanke dieselbe der mündlichen Mitteilung einer alten Raundorferin. Die sagenhafte Gestalt des Feuerreiters, die mir aus keiner Sage der Umgebung bekannt ist, und von der auch Gräbe in seinem Sagenschatz nichts erwähnt, ist eine uralte Ueberlieferung des Volkes, die im fernen Mittelalter wurzelt. Bald wurde der Feuerreiter geschildert als ein geheimnisvoller Reiter, der ein ausbrechendes Feuer vornweg spürte und dessen Erscheinen in einem Dorfe einen bald entstehenden Brand ankündigte. Bald war er mit der geheimnisvollen Fähigkeit begabt, die lobernden Gluten durch einen Feuerbann zum Erlöschen zu zwingen, wie ihn die Raundorfer Ueberlieferung schildert. Seinen Ursprung wird die Sagen-gestalt wohl in jenen Feuerreitern der früheren Zeit haben, die mit dem Rufe „Feurio!“ die Nachbarortschaften bei einem Brande zu Hilfe riefen. Die mündliche Ueberlieferung der Sage beweist jedoch, wie tief die mittelalterlichen Vorstellungen vom Feuerzauber und Feuerbann in der echten Landbevölkerung, nicht der auf dem Lande wohnenden Industriebevölkerung, noch heute steden.

Eduard Mörike hat die Romantik der unheimlichen Feuerreitergestalt in seiner Ballade: „Der Feuerreiter“ packend geschildert und lassen wir die Dichtung im Anschluß an die Sage folgen:

Der Feuerreiter.

Sehet ihr am Fensterlein
Dort die rote Mütze wieder?
Nicht geheuer muß es sein,
Denn er geht schon auf und nieder.
Und auf einmal welch Gewühle
Bei der Brücke auf dem Feld!
Horch das Feuerglöckchen gellt:

Hinterm Berg,
Hinterm Berg,
Brennt es in der Mühle!

Schaut! Da sprengt er wütend schier
Durch das Tor der Feuerreiter,
Auf dem rippendürren Tier
Als auf einer Feuerleiter!
Querselbein! Durch Qualm und
Schwüle,

Kennt er schon und ist am Ort.
Drüben schallt es fort und fort:

Hinterm Berg,
Hinterm Berg,
Brennt es in der Mühle!

Der so oft den roten Hahn,
Meilentweit von fern gerochen,
Mit des heiligen Kreuzes Spahn
Freventlich die Blut besprochen —
Weh! Dir grinst vom Dachgestühle
Dort der Feind im Höllenschein.
Gnade Gott der Seele dem!

Hinterm Berg,
Hinterm Berg,
Raft er in die Mühle!

Keine Stunde hielt es an,
Bis die Mühle berst in Trümmer;
Doch den wilden Reitermann
Sah man von der Stunde nimmer.
Voll und Wagen im Gewühle,
Rehren heim von all dem Graus;
Auch das Glöckchen klinget aus:

Hinterm Berg,
Hinterm Berg,
Brennt's! —

Nach der Zeit ein Müller fand
Ein Scribbe, samt der Mützen,
Aufrecht an der Kellerwand
Auf der beinern Mähre sitzen:
Feuerreiter, wie so kühle
Reitest du in deinem Grab!

Ruhe wohl,
Ruhe wohl,
Drumten in der Mühle! —

Wie die alten Deutschen
sich kleideten.

Obwohl wir Deutschen das einzigartige Glück besitzen, über die ferne Vorzeit unseres Volkes durch ein schriftstellerisches Meisterwerk, durch die Germania des Tacitus unterrichtet zu sein, was wir doch sehr vieles von dem, was wir über das Alltagsleben unserer Vorfahren wissen möchten, im Dunkeln. Der Römer verfaßte sein Buch als Lebensschrift, um die Versäuerungen seiner Gegenwart durch das Bild einer gesunden Natürlichkeit zu bekämpfen. Er hat daher hauptsächlich geschildert, was in diesem Zusammenhang paßte. Aber erst die Ausgrabungen haben uns ein richtiges Bild

der germanischen Urzeit verschafft, und durch die Gunst des Bodens sind dabei sogar auch Funde zutage getreten, wie sie sonst kaum gemacht werden, indem aus den norddeutschen Mooren sogar Leichen mit ihrer Kleidung geborgen werden konnten. Diese Moore sind es, die uns die ältesten aller deutschen Trachten geschenkt haben. Auf ihre hohe Bedeutung hat nachdrücklich der Altmeister der deutschen Trachtenkunde, Friedrich Gottenroth, in seinem Werke: Deutsche Volkstrachten vom 16. bis 19. Jahrhundert hingewiesen, der grundlegenden Arbeit über alle Fragen der deutschen Kleidung, die jetzt in einer zweiten handlichen Ausgabe bei Geinr. Keller in Frankfurt a. M. neu erschienen ist. „Beim Anblick dieser Moorfunde fühlt man einen Pulsschlag mehr als sonst“, sagt Gottenroth, „denn sie sind mit einem Alter gepaart, das Ehrfurcht erwecken muß. Die Funde, die auf friesischem Boden und in anderen niederdeutschen Seemooren gemacht wurden, geben uns die Möglichkeit, die köstlichen Traditionen seiner Bewohner bis in die geschichtliche Frühzeit zurückzuverfolgen. Hier wird der Blick nicht mehr durch den dicken Nebel der Vergangenheit verinjiziert; die alten Zeugnisse treten unmittelbar vor ihn hin, und es sind ihrer so viele, daß es kaum einer großen Phantasie bedarf, um sie zu verbinden und sich ein Bild davon zu machen, wie die Leute einhergingen, zur Zeit, als die Römer noch nicht ins Land gekommen waren, wie sie in den dunstigen Marschen, zwischen den erlenbewachsenen Moorbrüchen und auf den seeumbrandeten Dünen sich bewegten.“

Die völlige Kleidung eines Mannes ist in einem Torflager bei Freideburg in Ostfriesland gefunden worden. Die Kleidung setzte sich aus Rock, Hose und Schuhen zusammen. Der Rock bestand aus grobem, gewalktem, nicht gewebtem Zeug, hatte weder Naht noch Knöpfe und war nur mit Dessnungen für Hals und Arme versehen. Die Hosen waren von gleichem Stoff und oben mit einem Zugriemen umgürtet, der sie über den Hüften festhielt. Dadurch wird die früher viel erörterte Frage beantwortet, ob die alten Deutschen Hosen trugen. Das Klima machte für sie die Einheit der Kleidung zu einem natürlichen Bedürfnis. Bei den Hosen, die bei dem Damendorfer Fund in Schleswig zutage traten, waren die Beinungenartig geschnitten, so daß man annehmen muß, sie seien mit den Zungen unter der Fußsohle herumgenommen und mit der Zungenspitze dann festgesteckt worden. Solch eine Einrichtung hielt nicht nur die Hosen straff an den Beinen, sondern ersparte auch die Strümpfe. An anderen altgermanischen Beinkleidern waren Strümpfe aus feinerem Stoff angenäht. Ueber den Hosen pflegte man Weinbinden zu tragen, die von unten heraus umwickelt wurden.

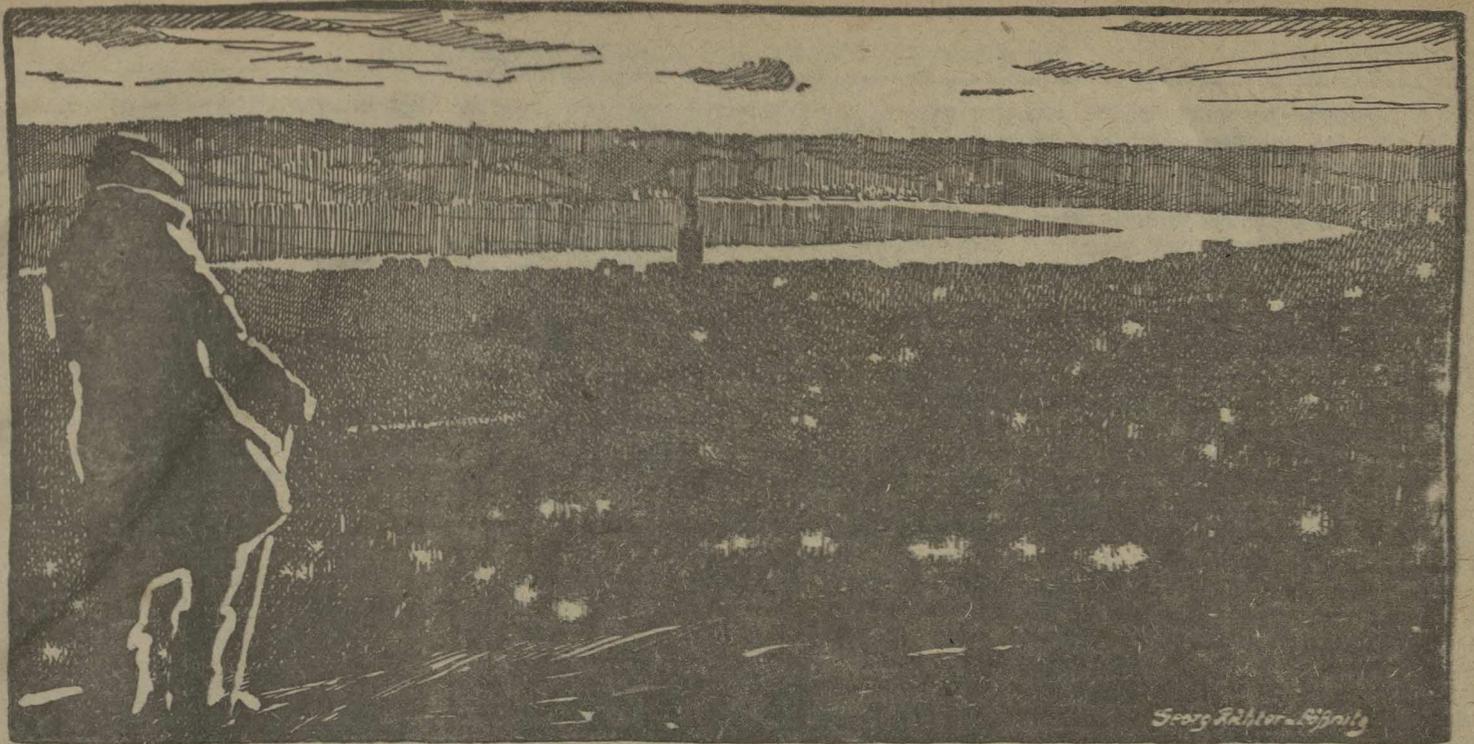
Das Prachtstück der Kleidung war ursprünglich der Mantel; er bestand aus feiner Wolle, oder die hervorstehenden Enden der Fäden bildeten auf der Innenseite eine Art Wusch; häufig war er mit Verzierungen versehen, so z. B. mit einem feingewebten Kautenmuster. Die Schuhe der Moorfunde bestehen meist aus einem einzigen Stück behaarter und mit der Raubseite nach innen gewendeten Rindschale; sie wurden mit Riemen gebunden, die durch geschlitzte Löcher gezogen wurden.

Von weiblicher Kleidung hat uns ein Moor bei Korseltze auf der Insel Falster einige Zeugnisse geschenkt. Eine dort gefundene Leiche war in einen länglich-viereckigen Wollmantel eingehüllt, der mit einer wollenen Schnur und mit geflochtenen Bändern um den Körper befestigt war. Der Moorfund von Bandrup auf Fütland hat uns auch über die männlichen Kopfbedeckungen der alten Germanen unterrichtet. Den Schädel der Leiche bedeckte eine kalbungele Mütze; in einer Schachtel aus Baumrinde, die dabei stand, fand sich eine weitere etwa 7 Zoll hohe Mütze mit flachem Boden. Zweifellos ist diese Mütze das Urbild der Seemannsmützen, die uns auf den Köpfen aller Matrosen aus späteren Jahrhunderten entgegentreten.

Diese Funde werden durch die Angaben der römischen Schriftsteller ergänzt. So sagt Pompejus Mela: „Die Männer bedecken sich mit einem wollenen viereckigen Schulterumhänge, dem Sagum.“ Auch Tacitus spricht von diesem viereckigen Umhang, der durch eine Fibel oder einen Dorn festgehalten wird. „Die Vermögenden haben außerdem einen Rock, der eng anliegt; auch tragen sie Pelze“, fügt er hinzu. „Die Tracht der Frauen unterscheidet sich von der der Männer nur darin, daß ihr Gewand häufiger von Leinwand ist, die sie mit roten Streifen besetzen, und daß ihr Rock keine Ärmel hat.“ Es herrschte also eine gewisse Gleichheit der männlichen und weiblichen Kleidung, die man überhaupt bei den primitiven Völkern des Nordens beobachten kann. Auch das schönere Geschlecht schmückte sich also mit den Hosen, die seitdem das Vorrecht des Mannes geworden sind. Stellt man sämtliche bei den germanischen Moorfunden ans Licht gekommenen Kleider zusammen, so ergibt sich, daß der Anzug der alten Deutschen aus Hosen, einem Kittel ohne Ärmel, einem Mantel von länglich-viereckiger Form, aus Kapuze und kurzem Pelzmantel sowie aus Ledergürt, Fußbinden und Lederschuhen bestand.

Die Reihenfolge der geflügelten
Frühlingsboten.

Eine alte Bauernregel sagt: „Zu Maria Verkündigung (25. März) kehren die Schwalben heim mit Schwung!“ Diese Bauernweisheit stimmt mit den Forschungsarbeiten über die Rückkehr der Zugvögel ganz genau überein. Ende März, Anfang April kehrt die Schwalbe, die um die Zeit Mariä Geburt (8. September) nach dem Süden geht, in Gesellschaft der Waldschnepfen, Rotschwänzchen, Turmfalcken und der Singdrossel zurück. Die Schwalbe zählt aber nicht zu den ersten heimkehrenden Zugvögeln. Der erste Frühlingsbote ist nach neuesten Feststellungen der Bussard, der Ende Januar bis Anfang Februar aus dem Süden nach unseren Landstrichen reist. Ihm folgt als Februarvogel der Star, die Gabelweih und die Feldlerche. Erst um die Osterzeit treffen Grasmücke, Nachtigall, Goldammer, Kukuk und Wiebehopf ein, und die letzten der Heimkehrenden, die „fahrplanmäßig“ erst die letzten Frühlingsmonate zur Rückreise benötigten, sind Pirol, Mandelträbe, Nachtschwalbe und Grasmücke.



„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößchenbroda, Güterhofstr. 5. Fernspr. 6.

Die Kirchschule zu Kößchenbroda

Von A. Schruth.

III. (Nachdr. vord.)

Die Schulgebäude.

Während die heutigen Gemeinden oft unter großen Opfern darnach streben, ihren Kindern zweckentsprechende, gesunde Schulräume, ja förmliche Schulpaläste, zu schaffen, hatten unsere Altvordern vor zwei-, dreihundert Jahren bei ihrer Abneigung gegen den Schulbetrieb im allgemeinen wenig Sinn für derartige Ansprüche an den Säckel ihrer Gemeinde. Wie sie die Lehrer in der schon geschilderten Weise nur als nicht zu vermeidendes Uebel betrachteten, so behandelten sie auch die dem Lehrer als Wohnung und zum Unterricht dienenden Gebäude in mehr als stiefmütterlicher Weise. Die Berichte der Visitatoren und andere Akten erzählen oft in welch erbärmlichen Zustände die Dorfschulen, die Kirchereien, die Rustobien sich befanden. Wo nun gar die Lehrer, wie anfänglich in Raundorf-Zitschewig und noch vor ungefähr 90 Jahren in Lindenau, die Kinder in der sogenannten Reihenschule unterrichtete, mit ihnen von einer Baueinstube zur anderen zogen, hatten die Gemeinden überhaupt kein Interesse an den Wohnungsverhältnissen der Lehrer. Aber auch dort, wo, wie in unserer Parochie Kößchenbroda das ganze Kirchspiel zur Unterhaltung der Kircherei, der Rustobia verpflichtet war, hören wir dieselben Klagen über die schlechte Beschaffenheit der Kirchereien, der Rustobien, der Kirchschulen. So berichten 1578 die Visitatoren von dem bei Dresden gelegenen Dorfe Leuben: Das Kirchhaus ist sehr böse, müßte sich der Kirchdiener alle Stund des Einfallens versehen. In Kirchberg bei Ursprung ist die Lehrerwohnung „gar eine pose zerrissene Hütte, darinnen sehrlich zu wohnen seh“. Noch 1712 berichtet das Konsistorium zu Witten-

berg über die Schule zu Böben: Die Schulwohnung ist sehr schlecht. Seit 30 Jahren ist nichts daran getan. Unter dem Dach, wo der Lehrer mit seinem Weibe und Kindern liegen muß, sieht es aus, daß man es keinen ehrlichen Menschen darf sehen lassen. Das Stroh vom Dache hängt ihm fast ins Maul. An einer anderen Stelle wird berichtet „der Rustos wohnt in dem Hirtenhäuslein“. Und wie so die Berichte aus der weiteren Umgebung, aus dem Kurfürstentum ein wenig erfreuliches Bild ergeben, so war auch unsere Lößnitz nicht von solchen Zuständen ausgenommen. Die Rustobia in Kößchenbroda war 1555 „eine botwellige Behausung, so Ihnen zu bauen und zu bessern befohlen“. Und 1735 berichtet der Radiker Schulmeister: in seiner Schulwohnung sei fast kein ganzes Fenster anzutreffen, die Türen seien schlecht, an etlichen Stellen könne man durch die Wände greifen, in summa ein schlechter Zustand. Die Schulstube diene der Familie des Schulmeisters zum Aufenthalte und, wie schon erwähnt, trieb der Lehrer daselbst auch während des Unterrichtes sein Handwerk. Während das Webergeschifflein hin- und heraufset schnurren die Kinder ihre Penssa ab“ heißt es an einer Stelle. Erst die Schulordnung von 1773 verbietet den Dorfschullehrern in Kapitel 16 § 4 das Treiben seines Handwerkes unter den Schulstunden in der Schulstube für sich und seine Angehörigen. In der Schulstube, in die, wie aus Raditz berichtet wird, der Backofen hineinragte und den Kindern einen erwünschten Lummelplatz bot, wohnte, wirtschaftete und arbeitete der Lehrer mit seiner Familie und unterrichtete zu gleicher Zeit die Schulkinder jeder Altersklasse. Die Schulstuben in den Gebäuden unserer Gegend waren meist für fünfzig Kinder berechnet. Es galt als ein ziemlicher Fortschritt als z. B. Raundorf 1799 ein besonderes Schulgebäude errichtete und man in dem-

selben außer der im Erdgeschoß liegenden Schulstube eine von dem Lehrsaal getrennte Lehrerwohnung im ersten Stock errichtete.

Die Kößchenbrodaer Küsterei, das spätere Kirchschulhaus befand sich seit den ältesten Zeiten am Markte gegenüber der Kirche. Aus vorreformatorischer Zeit stammend, war das Anwesen der Küsterei, die Kirchdienerwohnung reines Kirchengut, Eigentum des ganzen Kirchspieles. Dieses Besitzverhältnis war auch die Ursache, daß das auf dem Anwesen der Küsterei errichtete Gebäude der Kirchdienerwohnung und späteren Schule als reines Kirchgut von der gesamten Kirchengemeinde in baulichem Zustande zu erhalten war. Die Allgemeinheit von Kößchenbroda hatte als solche keinerlei Besitzrechte weder am Grund und Boden, noch an den Gebäuden, trotzdem sie als Parochialgemeinde zur Erhaltung derselben teilnehmig beitragen mußte. Selbst die Gemeinden, die sich später durch Errichtung von „Kinderschulen“ wie die Schulen in den zum Kirchspiel gehörenden Dörfern zum Unterschied von der ursprünglich allein bestehenden Kirchschule genannt wurden, in schullicher Beziehung vom Kirchort unabhängig machten, mußten trotzdem ihre Quote zur baulichen Unterhaltung der Schulgebäude beitragen.

Dieses Rechtsverhältnis wurde 1836, als sich Niederlößnitz mit Lindenau auszusuchte dahin modifiziert, daß die Schulgemeinde zu Kößchenbroda die Kantor- und Schulwohnung allein in baulichem Zustande zu erhalten habe. Ein Neubau der Kantorwohnung als Dienstwohnung des gemeinschaftlichen Kirchdieners sollte von allen eingepfarrten Gemeinden gemeinschaftlich getragen werden, während der Neubau einer Schule jedoch der Schulgemeinde Kößchenbroda allein überlassen blieb.

Das Grundstück der alten Schule, das vom Markte bis zur Vorwerkstraße, bis zum alten Dorfrieden wie alle Grundstücke des Dorfes reichte, war, wie schon erwähnt, Vertheilungsfeld des Kößchenbrodaer Kirchlehens. Als solches ist es aus katholischer Zeit übernommen worden und die Visitationsakten von 1589, die natürlich auf die erst 1556 errichtete Schule keinen Bezug nehmen konnten, und deren Hauptzweck ja war, die Besitzverhältnisse der in protestantische Gotteshäuser umgewandelten katholischen Kirchen festzustellen, berichten, daß die Kirche mit einer Ausstattung war mit einem Haus und einem Garten und der Flächeninhalt des Grundbestandes am Markte betrug mit Einschluß des Landes auf dem das sogen. Kantorat steht, $4\frac{1}{2}$ Meilen Land. Wie das Grundstück und wann dasselbe in den Besitz der Schulgemeinde übergegangen ist, das ist in den mir zugänglichen Akten nicht zu ersehen. Jedenfalls weisen die Kirchenrechnungen von 1845-65, davon Abschriften in meinem Besitz sich befinden, keinen Einnahmeposten auf, der von einem Verkauf der Grundstücke an die Gemeinde herrührt, ob schon die Rechnungen, wie erklärlich, jeden nebenfälligen Einnahmeposten gewissenhaft spezifizieren. Es herrscht überhaupt über den zweifellos stattgefundenen Uebergang der alten Kirche und der späteren Kirchschullehrerwohnung in andere Hände, sei es in die der Schulgemeinde, sei es in private Hände, ein merkwürdiges Dunkel, in das auch die mir zugänglichen Akten kein Licht bringen.

Die Schicksale des alten Schulhauses am Markte waren natürlich mit denen der Kirche und des Ortes aufs engste verknüpft.

Die alte Kustodia von 1589 war, wie die Visitation von 1555 berichtet, damals „lawfällig“ und da ihnen befohlen worden war „zu bauen und zu bessern“ so wird das Gebäude 1555 u. f. einer gründlichen Erneuerung unterzogen worden sein. Daß das Schulhaus bei dem Hussitenfall von 1429 mit vernichtet worden ist, ist eine Annahme, die die Wahrscheinlichkeit für sich hat, aber nicht feststeht. Jedoch ist die Schule im Laufe der Jahrhunderte öfter von Bränden heimgesucht worden. Mit dem ganzen Orte ging sie im 80jährigen Kriege 1637 in Flammen auf.

1670 brannte die Schule allein ab und das selbe Schicksal erlebte der Neubau 2 Jahre später. 1805 ging die Schule wieder mit dem größten Teile des Ortes in Flammen auf.

Auch die Kößchenbrodaer Schule hatte wie die meisten Schulen der Gegend ursprünglich nur ein Schulzimmer, das für 50 Kinder berechnet war. Erst im Jahre 1850 baute man ein zweites nach dem Hofe zu an.

1863 wurde vom Maurermeister Moritz Große das sogenannte Nebenschulgebäude, das vielumstrittene Kantorat in der Vorwerkstraße durch die Schulgemeinde erbaut, um am 19. Mai 1864 feierlich eingeweiht zu werden. Die Geschichte des Kantorates selbst soll im Rahmen dieser Abhandlung in einem späteren Abschnitte besprochen werden.

Die neuen Straßennamen in Kößchenbroda.

Mit der Verschmelzung der vier Gemeinden Kößchenbroda, Niederlöbnitz, Raundorf und Zitzschewig zu einem Gemeinwesen trat an die Verwaltung desselben die Notwendigkeit heran, die verschiedenen gleichlautenden Straßenbezeichnungen in den einzelnen Ortsteilen einer Neubenennung zu unterziehen.

Faß in jedem der vier vereinigten Orten gab es z. B. eine Bahnhofstraße, ohne welche stereotype Straßenbezeichnung scheint kein Ort mit Bahnverbindung auszukommen vermeynt. Ebenso war die Bezeichnung Gartenstraße mehrfach vorhanden und die Hauptstraße gab es auch in doppelter Auflage. Die von den einzelnen vereinigten Orten ausgehenden Verbindungswege waren z. B. nach den Nachbargemeinden genannt und bedurften, da z. B. in Kößchenbroda selbst eine Kößchenbrodaer Straße ein Konfens ist, ebenfalls neuer Namen.

Einer Gruppe Straßen ließ man zwar ihre Eigennamen, entleibete sie jedoch der Bezeichnung „Straße“ soweit ihnen die eigentliche Straßeneigenschaft nicht zuzusprechen war. Sie wurden einfache Wege, was ihrem Charakter besser entspricht. Zu dieser Gruppe gehören die Hohenhausstraße, die Kynaststraße in Zitzschewig und die Schützenstraße in Raundorf. Letztere trägt die neue Bezeichnung nicht mehr bis zur ehemaligen Raundorfer Flurgrenze, sondern nur bis zum Lagerhaus der Sächs. Betriebsstoffgesellschaft, um dort in die Ottostraße überzugehen. Alle diese ehemaligen Straßen tragen fortan die Bezeichnung „Weg“.

Bei der Wahl der neuen Straßennamen wurde darauf verzichtet, Bezeichnungen zu wählen, die nicht in irgendwelcher Beziehung zu der betreffenden Ortschaft standen, vielmehr wurde darauf geachtet, die neuen Straßennamen entweder den topographischen Verhältnissen anzupassen, oder den alten Flurnamen zu entlehnen oder aber durch sie auf irgendwelche ortsgeschichtliche Verhältnisse hinzuweisen. Soweit Personennamen zur Verwendung gekommen sind, ist darauf Bedacht genommen worden, daß auch diese in Beziehung zum Orte standen. Die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht macht die an der sogenannten Schnellpresse vorüberführende Straße Nr. 43 im Ortsteil Raundorf, die überhaupt noch nicht benannt war und die den Namen Friedrich-Liß-Straße, nach dem Nationalökonom Friedrich Liß trägt, der, 1833 amerikanischer Konsul in Leipzig, um das Zustandekommen der für unsere Gegend lebenswichtigen Leipzig-Dresdener Bahn sich große Verdienste erworben hat. Mit dieser Benennung wurde übrigens einer Anregung des Herrn Oberlehrer Finsterbusch Rechnung getragen. Entsprechend der Gepflogenheit Dresdens, die Namen der eingemeindeteten Dörfer in der Bezeichnung der alten Dorfplätze als der Kerne der ursprünglichen Siedelungen fortsetzen zu lassen, wurden auch hier für die Dorfplätze der beiden Orte Raundorf und Zitzschewig die Ortsnamen mit dem Zusatz „Nr.“ beibehalten.

So heißt die Hauptstraße von Raundorf, die noch heute im Volksmunde die alten Bezeichnungen Große Seite für die östliche und Kleine Seite für die westliche Dorfhälfte führte, in Zukunft „Altnaundorf“. Der Dorfplatz von Zitzschewig einschließlich Dorfstraße und Dorfgräben führt künftig den Namen „Altzitzschewig“. Während in den ehemaligen Gemeinden Kößchenbroda, Raundorf, Zitzschewig sich Änderungen in den Straßennamen mehr oder weniger notwendig machten, sind in Niederlöbnitz solche nicht nötig gewesen. Dieses hat vielmehr durchweg seine alten Straßennamen behalten.

Auch in Kößchenbroda waren Änderungen nur vereinzelt nötig. So wurde die Dresdener Straße, deren eine Seite zu Niederlöbnitz gehörte, umgewandelt in die Meißner Straße, die nunmehr den Ort von der Ost- bis zur Westgrenze durchläuft.

Die bisherige Röttiger Straße wird künftig Fabrikstraße heißen, während die jetzige Fabrikstraße ihren neuen Namen, Emil-Schüller-Straße, zu Ehren und zum Andenken des verdienstvollen letzten Gemeindevorstandes der ursprünglichen Einzelgemeinde Kößchenbroda tragen wird.

Eine umfangreiche Neubenennung der Straßen war im Ortsteil Raundorf notwendig. Die meisten der dortigen Straßennamen kollidierten mit den gleichen Namen im Hauptorte. Die Bahnhofstraße sowie die Kößchenbrodaer Straße werden zur Röttiger Straße, so daß diese Straßenbezeichnung von der Eigenheimstraße bis zur Röttiger Flurgrenze gilt.

Dieser Straßentrakt hat seine eigene, reiche Geschichte. Es ist ein Teil der alten Dresden-Meißner Landstraße, die von Neudresden an Raundorf, Pieschen, Trachau, Raditz, Serlowitz vorbei hinter Kößchenbroda und Raundorf weg durch Röttitz und Brodowitz nach Meißner führte und die beiden Residenzen Dresden und Meißner verband.

Ihr Zug im heutigen Kößchenbroda ist in der Garten-, Vorwerk- und Serlowitzer Straße erhalten. Das Dorf selbst durchließ dieser älteste Weg des rechten Elbusers nicht, sondern führte hinter den Vorgärten vorbei. Alle Kriegsheere, die das Elbtal durchzogen, zogen diese Straße. Die letzten Truppen waren die Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege. Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Dresden-Meißner Straße auf das hochwasserfreie Gebiet des Heidesandes verlegt, und die heutige Meißner Straße gebaut. In alten Flurbüchern wird die alte Landstraße als Fürsten-, Herzogs-, Herzen- oder Herrenweg bezeichnet.

Die Umbenennung der jetzigen Hauptstraße in Altnaundorf wurde schon eingangs erwähnt. Ich halte diese Bezeichnung des alten Dorfes für eine sehr glückliche, denn sie besagt das, was diese Straße, der alte Dorfanger ja auch gewesen ist: das alte Raundorf. Der zwischen den beiden Straßenteilen, der Kleinen und der Großen Seite liegende Platz, der einst außer dem noch bestehenden, zwei weitere Teiche enthielt, und den heute die sogenannten Dorfseebeete annehmen, wird in alten Akten „Uff der Gemein“ bezeichnet und war Eigentum der Altgemeinde. Der früher einmal aufge-

griffene Plan, den alten Anger zu planieren und durch Anpflanzung von Baumreihen zu einer Allee umzuwandeln, ist glücklicherweise unausgeführt geblieben. Die bisherige Gartenstraße, der ja beim besten Willen keine Straßeneigenschaft zuzusprechen war, wurde ihres Namens zu Gunsten ihrer Köpchenbrodaer Schwester entkleidet. Sie erhielt in der Bezeichnung „Gedenweg“ einen Namen, der entschieden besser zur ganzen Derlichkeit paßt: der Weg hinter der Dorfhecke, der er ja auch seit alten Zeiten gewesen ist. In den 50er Jahren des dies vorigen Jahrhunderts finden wir ihn mit der Schulstraße zusammen als „Erbitonweg“ bezeichnet. Die Schulstraße! Die Benennung dieser „schönsten Straße Naumborfs“ als „Hinter den Gärten“ hat einige Opposition erregt. Man hätte lieber gesehen, wenn diese zugegeben moderne Straße etwa Pestalozzistraße oder ähnlich wegen der dort stehenden Schule genannt worden wäre. Der Grundsatz aber, die Namen möglichst bodenständig zu wählen, entschied für die Bezeichnung. Und bodenständig ist dieser Name durchaus, ist er doch entstanden aus dem alten Namen der Flurstücke, auf welchen die Straße angelegt ist. Die vorderen und hinteren Gartenstücken waren diese genannt und die Bezeichnung „Hinter den Gärten“, die nebenbei noch die Derlichkeit glücklich charakterisiert, hält diese Flurnamen fest.

In die Gruppe der aus alten Flurnamen entnommenen Straßenbezeichnungen gehören noch einige andere.

Die beiden Straßen Neue Straße und Querstraße, übrigens gräßliche Verlegenheitsnamen, tragen in Zukunft ebenfalls die Bezeichnung der Flurstücke auf denen sie angelegt worden sind: Auf den Scherzen heißen sie künftig. Die hierotypische Weststraße, ein uralter Feldweg, der niemals ein öffentlicher Fahrweg gewesen ist und der schon auf der alten Oederkarte von Anfang 1600 vorkommt, hat den Namen „Der Horkenweg“ erhalten. Die Flurstücke der Horken, links der Biskopwiger Straße am Thomasschen Hause, sowie die Horkenberge und Horkenzungen, die seinen östlichen Rand begrenzen, haben bei diesem Namen Pate gestanden. Seine Abzweigung am alten Pestfriedhof, die offiziell überhaupt noch nicht benannt war, im Volksmunde jedoch nach dem Erbauer des ersten an ihm gelegenen Hauses Jägerweg genannt wurde, heißt nunmehr amtlich der Großstückeweg, da er nach den Flurstücken der Großstücke hinter der Bahn führt. Der Name lag nahe, da die Eisenbahnunterführung in seiner Flucht schon als Großstückendücke bezeichnet wird. (Schluß folgt.)

Der Winter stirbt.

Ein Spaziergang durch frühlingahnendes Land.

Von Fr. Hennecke.

Alles in der Natur ist den Gesetzen der Vergänglichkeit und des Sterbens unterworfen. Aber nicht immer erfüllt dieses Sterben des Menschen Herz mit Behmut und Tränen. Wenn so der Winter Abschied von uns nimmt, dann eilen wir hinaus in die aus ihrem Todeschlaf erwachende Na-

tur und weinen dem sterbenden Winter keine Träne nach.

Noch schreiten wir draußen über vereiste Gräben, aber schon blinken zwischen dem gelb hervorstrahlenden Sande kleine und große Wassertümpel. Rechts und links vom schmalen Wege liegen noch vereinzelt kleine weiße Tropfen von Schnee, die nur allzu schnell unter den Einwirkungen der langsam wärmenden Sonnenstrahlen in ein Nichts zerfließen. Äschen- und Sandbäume und spärliche Grasbüchel stehen am Rande der Bürgersteige, einmal als Ueberreste weißer Fürsorge bei gefährlicher Kälte, zum andern als die ersten Zeichen einer neuen, überwinteren Vegetation.

Wir lenken unsere Schritte dem Walbe zu, wo der Specht zu klopfen beginnt, und schauen die aus ihrem Winterchlaf erwachten Erstlingskinder unserer Flora: Beerenblümchen und Himmelschlüssel. Aus den hohen Wipfeln der Föhren klingt's wir Orgelton. Der Wind legt leise rauschend hindurch durch die Zweige und singt dem Winter ein Scheidelied. Ein frierendes Waldbögelein huscht schüchtern von Busch zu Busch und läßt sein Stimmchen leis ertönen, als wollte es versuchen, ob es die Sprache nicht verlernt hat. Aus dem Unterholz wächst zaghaft neues Grün, und streudestrahlend erblinden wir die erste, winzige kleine Knospe des Buschwinbrösschens. Wir schauen in die Rinde und sehen Knospen — Knospen. Der Boden quillt von gehelmer, künftiger Fruchtbarkeit. Aber noch liegt da und dort eine lockere Schneeschicht, und winterliche Vögel jagen über uns dahin gleich aufgeschreckten Schafen.

Wir kommen ans Wasser! Eine bärnische schon rissige und zerstörte Eisschicht bedeckt in der Nähe des Ufers die Oberfläche, eine Schicht, deren Betreten lebensgefährlich ist. In der Mitte aber, da wo ein Dampfer sich seinen Weg gebahnt hat, rollen die Fluten. Sie fließen vorbei an Dörfern und Städten, die langsam aus des Winters Schlaf erwachen, an Rähnen, die noch vor kurzem fest im Eise steckten. Wir steigen die Wiese hinunter und hören das Rascheln abgestorbener Gräser. Aus dem Erbboden hervor lugt ängstlich das Reis der holzigen steilen Adnigskörze, die im Sommer weit hinein ins Land leuchtet. Hungernde Wasserhühner tauchen auf und nieder, und die dreifischen Spazierfliegen zwitschern über uns hinweg, als wüßten sie, daß die schlechteste Zeit des Jahres für sie bald für lange Monate dahin sein wird. Am Uferande, an Pfählen festgebunden, ruhen die Rähne. Kläffend jagt ein wachsender Hund von vorn nach hinten und weißer Rauch wälzt sich aus dem kleinen, engen Rastenspornstein hinaus ins Aethermeer.

Unser Weg führt uns weiter an Gärten vorbei. Mißmutig versucht eine unentwegte Rinderschar, auf der altersschwachen Schildderbahn dahinzufahren. Aber nasse und kalte Hosenböden befehlen sie, daß der nahende Frühling andere Spiele wünscht. Ueber die Wiesen dahin taumeln Krähen und Raben. Sie haben wochenlang hungern müssen und können noch nicht glauben, daß des Winters Regiment wirklich gebrochen sein soll. Sie fliegen von einer Wasserpfütze zur andern, staunen über das fürwichtig hervorstrahlende Grün, über die ledigen Gra-

spitzen, die fröhlich in die langsam neu erwachende Natur hineinschauen.

Stundenlang kann man so gehen und sich des sterben Winters freuen. Noch ist er ja da, noch regiert er im Reich des Todes, noch ist um uns her eine unergründliche Stille, aber die Zeit ist nicht mehr fern, wo er für immer den Weg alles Vergänglichem gegangen sein muß.

Wir kehren heim. Wildenten fliegen und schießen mit knatterndem Geräusch über uns hinweg, als lachten auch sie des schelbenden Winters.

Aus den Föhren erhebt sich ein leiser Wind — der Frühlingswind — und singt die Begleitung des Liebes, das jene am Waldrande dahinwandernden Kinder aus vollem Herzen und frischer Kehle in die Welt hinausjagen:

„Winter ade — Scheiden tut weh;
Aber dein Scheiden macht,
Daß mir das Herze lacht,
Winter ade!“

Frühlingsanfang.

Unsere Altvordern kannten überhaupt keinen Frühling und übrigens auch keinen Herbst, sondern nur den Sommer und den Winter. Aber, als sie ihn dann hatten, konnte er ihnen jedesmal nicht zeitig genug kommen.

Vier Teil' des Jahres ich fand:
Das erst' wird der Lenz genannt,
Petri Stuhlfeier hebt ihn an
Und gehet aus auf Sankt Urban
heißt es in des Corellus Hausbuch (1691),
und der Volksmund singt:

Im Februar der Lenz entspringt,
In Sankt Peter (24. 2.), wenn man die
Messe singt.

In allen Tonarten wurde das gesungen, in den allerhöchsten Tönen aber von der Jungend:

Petri Stuhlfeier sucht der Storch sein
Nest,
Und von den Schwälben kehrt wieder
der Nest.

Dem wenn das wirklich wahr war, wenn des Horn hoch vom Turm das Wiedereintreffen der geflügelten Frühlingsboten verkündete flog das junge Volk selber aus. Dann hieß das zugleich: Große Ferien den ganzen Sommer lang, hinaus, hinaus in Bunn und Baib. Gleichzeitig mußten am Petritage die Schiffe zum letzten Male ihre Fahrzeuge und die Fischer ihre Netze, denn nun kommen auch die Flüsse wieder in Gang, schon blinkt hinter den Deichen der „blanke Hans“. Und alles wettete darauf:

Gefriert es an Sankt Peter,

Dann gefriert es nicht mehr später.
Das eine Mal darfs noch gefrieren, heute
noch! Einmal ist keinmal . . . Doch was
soll man dann dazu sagen:

Was Mattheis (24./25. 2.) und Sankt
Peter macht,

So bleibt es noch durch vierzig Nacht.
Dieser Mattheias! Das ist ein ganz beson-
ders unzuverlässiger Kunde; „Mattheis
bricht's Eis — find't er keins, dann macht
er ein“. Wenn der bloß nicht so dicht neben
Sankt Peter säße. Diese nahe Nachbar-
schaft übt wahrhaftig keinen guten Einfluß
aus. Deshalb — kommt er auch diese Ostern
(wegen des Schalttages!) einen runter.

Kasperle-Theater in der Familie.

Von D. Seyffert, Dresden.

Es gab Zeiten, in denen man es besser als jetzt verstand, in der Familie Feste zu feiern. Wohl sind die gegenwärtigen Tage trotz aller Trostlosigkeit, trotz allen Jammers mit festlichen Veranstaltungen überfüllt — ein Zeichen des krankhaften Zustandes, in dem sich unser Volk befindet. Aber diese Art Feste meine ich jetzt wahrlich nicht. Ich denke an die frohen Stunden, die man sich selber schafft, in denen das Gemüt und das künstlerische Schaffen und nicht nur der Geldbeutel, der die schmutzigen Papierlappen enthält, mit denen man den „ganzen Schwindel“ bezahlt, zur Geltung kommen.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts z. B. war es in vielen Dresdner Familien Gebrauch, zu fröhlichen Veranstaltungen auf kleinen Marionetten-Theatern zu spielen und die Gäste ganz köstlich zu unterhalten. Im Landesmuseum für Sächsische Volkskunst befindet sich solch ein Theater mit seiner ganzen Ausstattung. In ihm spielte ums Jahr 1845 der Vater des bekannten Prof. Dr. Petermann, des ehemaligen Direktors der Gehfestigung, den Seinen dann und wann ein Stücklein vor. Und das war ein Fest, ein wirkliches Fest. Noch heute staunen wir über die wunderhübschen selbstgefertigten Figuren, die entzückenden Möbel und all das liebe winzige Zeug an, das zu einer Vorstellung nötig war. Ein jedes Stück ist ein Kunstwerk für sich. Aber ich will heute nicht vom Marionettenspiel, sondern vom Kasperle reden. Auch der wackere Kasperle und seine Genossen, d. h. die Handpuppen, die nicht durch Drähte, sondern nur mit den Händen bewegt werden, waren in manchen Familien gern gesehene Gäste.

Ich hatte dazumal den Puppenspieler Ganzauge „entdeckt“ und ihn für den Vergnügungspart einer großen Dresdner Ausstellung verpflichtet. Er hatte stets volle Häuser. Jung und Alt saß lachend auf den niedrigen Bänken. Die einheimischen und fremden Künstler bildeten neben den Kindern sein Stammpublikum. Künstler sind ja große Kinder. Mein Junge war einer seiner begeistertsten Zuhörer. Er konnte schließlich sämtliche Puppenspiele auswendig. Und nachts im Traume besuchte ihn sein Liebling, der Kasper, und da huschte ein glückliches Lächeln über den Schlafenden.

Viele Jahre waren vergangen. Ganzauge spielte wieder in einem funkelnagelneuen, selbstgemachten Theater in einer Ausstellung. Mein Junge war Gymnasiast geworden, Tertianer, aber ein treuer Anhänger Ganzauges geblieben. Wir schafften uns selber ein Theater an. Allmonotisch kamen nun die Freunde meines Sohnes zu uns, und abwechselnd mußte ein jeder spielen und zwar ein selbstverfaßtes Stück. Das waren wunderschöne Stunden für die Jungen und Alten. Welche Frische, weicher, sprudelnder Humor jubelte uns da aus dem Reichthum der Jugend entgegen!

Wir hatten um diese Zeit ein Hausmädchen. Gertrud war tatsächlich eine Perle. Sie nahm an allem, was bei uns vorging, lebhaften Anteil. Es dauerte nicht lange, so spielte sie im Kasperle-Theater mit. Sie war Erzgebirgerin und konnte die Mundart ihrer Heimat vorzüglich sprechen. Sie wurde

halb eine stark begehrte Wirthin, ja mit der Zeit Primadonna des Theaters, da ihre Stärke in Volksliedern lag.

Wenn ich an jene Zeiten denke, so muß ich gestehen, es waren die schönsten Stunden, die wir inmitten der Freunde unseres Jungen verlebt haben. Es wurden tatsächlich Erlebnisse, wenn die jungen Künstler und ihre Dichtungen vorführten. Ja, kleine Künstler waren die Jungen geworden. Sie fertigten die Figuren, sie malten den Hintergrund, sie verfaßten die Stücke und spielten sie auch. Mehr kann man wahrlich nicht verlangen. Eine Fülle harmloser Stücke war in unseren Kreis gezogen. Macht es uns nach!

Und wieder sind viele Jahre vergangen. Gertrud ist verheiratet und übt nun mit ihren Kindern Kasperletheater. Die fröhlichsten Spieler von dazumal schlafen den ewigen Schlaf draußen in Frankreich. Ihr Kasperletheater aber steht im Landesmuseum für Sächsische Volkskunst und es kann noch viel, viel mehr erzählen, als wie ich hier geschrieben habe.

Eine unheimliche Rechnung.

Selbstfälschungen sind so alt wie das Geld selber. Immer hat es Menschen gegeben, die um ihre wirtschaftlichen Nöthe zu beheben oder um der schönen Habgucht willen, mit vielem Fleiß und Geschick bestrbt waren, die vom Staat und Obrigkeit geschlagenen Taler und Gulden in möglichst getreuer Weise nachzumachen. Freilich war ehemals das Fälschen von Geld nicht eine so einfache Sache wie heute und der Gewinn, der bei solch gewagtem Unternehmen zu erwarten war, stand eigentlich in keinem Verhältnis zur Gefahr, in der sich solch ein Selbstfälscher begab. Heute ist das Geschäft der Fälscherei einträglicher. Das Papier ist billiger als Metall und das Drucken bequemer als das Prägen oder Sieben von Münzen. Aber auch das persönliche Risiko für den Hersteller ist geringer, aus Leben geht's ihm im Falle einer Entdeckung keinesfalls und er kann, ist er gerissen genug, die Früchte seines Luns schließlich doch in Ruhe genießen, denn — Geld sinkt nicht.

Für einen Geldfälscher vor 200 bis 300 Jahren war die Sache riskanter! Wurde er erwischt, dann bekam der Scharfrichter Arbeit. Meist verlor solch ein Sünder den Kopf und sein Körper wurde sodann verbrannt.

Die Intraden des Amtes Dresden, die die Einnahmen und Ausgaben des ehemaligen Amtes Dresden verzeichnen, erzählen in ihren Spalten von solch einem Sünder, der sich im Jahre 1603 bekommen ließ „ezliche Churfürstlich Sächsische und Prinzenthaler“ zu gießen. Lorenz Petermann aus Westfalen hatte dies Wagnis unternommen, war aber bei der Verwertung seiner Fälschstücke erwischt und für seine Missethat zum Tode durch Enthaupten und nachträglichen Verbrennen seines Körpers verurteilt worden. Diese hochpeinliche Prozedur kostete dem Amte Dresden allerhand Geld. Der Delinquent saß vom 26. 8. bis 11. 9. 1603 in Untersuchung und für seine Verpflegung wurden wöchentlich 24 Groschen gebraucht, „weil er sehr übel in der Mark und im Amte Schweinitz torquiert worden“.

Der Verbrecher gab seine Untat nicht so einfach zu, man mußte seinem Gedächtnis mit der Folter nachhelfen, eine Prozedur, die ihm anscheinend schlecht bekommen ist. Der Barbier Friedrich Brand in Dresden erhielt nämlich vom Amte „2 Schock 24 Groschen, daß er diesen gefangenen, da er durch die Tortur sehr übel zugerichtet, heilete“, auch seine Kleidung muß sehr mangelhaft gewesen sein, denn, um ihn in anständigem Aufzuge in ein besseres Jenseits zu schicken, wendete das kurfürstliche Amt 33 Groschen 3 Pfg. auf, „den Gefangenen zu kleiden, da er alles abgerissen gehabt“.

Die meisten Unkosten machten der Behörde der Scheiterhaufen mit seinem Zubehör.

4 Schock Groschen zahlte man „dem Handwerge der Husschniede vor 2 eiserne Ketten, jede 5 Ellen lang, 6 starke Klammern und 2 starke Feuerhaken“, 44 Groschen werden für 2 Schock „Reißig“ ausgegeben und 1 Schock 36 Groschen kosteten die „3 Schock stro so zum verbrennen dieses falschen Münzers nötig“, so daß dieses ganze Verfahren der Amtskasse 10 Schock 17 Groschen 3 Pfennige gekostet hat.

Im Landesmuseum für sächsische Volkskunst.

Dresden-N., Alsterstraße 1, beabsichtigt der Heimatschutz während der kommenden Jahreszeit fortlaufend kleinere Ausstellungen über künstlerische und volkstümliche Sondergebiete zu veranstalten. Es kommt hierbei das gesamte Gebiet der Baukunst und der mit ihr in Wechselwirkung stehenden Künste in Frage. Die Ausstellung ist täglich von 10 bis 1 Uhr, Sonntags von 11—1 Uhr geöffnet, der Eintritt in das volkstümliche Museum und die Sonderausstellung erfolgt zum gleichen Preise wie bisher, also ohne Zuschlag.

Der goldene Ball

Von Börries von Münchhausen.

Zum 50. Geburtstag des Dichters.
Was auch an Liebe mir vom Vater ward,
Ich hab's ihm nicht vergolten, denn ich habe
Als Kind noch nicht gekannt den Wert der Gabe
Und ward als Mann dem Manne gleich und hart.
Nun wächst ein Sohn mir auf, so heiß geliebt
Wie keiner, dran ein Vaterherz gehtagen,
Und ich vergelte, was ich einst empfangen,
An dem, der mir's nicht gab — noch wieder.
Denn wenn er Mann ist und wie Männer denkt,
Wird er wie ich die eignen Wege gehen,
Sehnsüchtig werde ich, doch neidlos, sehen,
Wenn er, was mir gebührt, dem Enkel schenkt. —
Weit hin im Saal der Zeiten steht mein Blick
Dem Spiel des Lebens zu, gesaft und heiter,
Den goldenen Ball wirft jeder lächelnd weiter,
— Und keiner gab den goldenen Ball zurück!

Beiträge aus dem Leserkreis für unsere Beilage „Die Elbaue“ sind jederzeit willkommen.



„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Köhlschbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6

Frühling.

Der ewigen Gottheit hehre Stimme
Erwacht im jungen Morgenwind,
Und ruft der wintermüden Erde
Ein zauberisch: Wach auf geschwind,
Da regt's, bewegt sich aller Enden,
Der alte Wald schmückt sich mit Grün,
Es will im dufigen Blütenleide
Der Frühling in die Täler ziehn!

Stumm hört der Mensch das ferne Brausen.
Das singt und jubelt allerwärts!
Es reißt ihn fort ein mächtig Sehnen
Und neue Luft erfüllt sein Herz.
Still sieht er erst die neuen Wunder
Doch endlich löst sich ihm die Brust
Und jubelnd tönt dem Denz entgegen
Das hohe Lied der Frühlingsluft!

—th.

Die Kirchschule zu Köhlschbroda

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte
von Adolf Schruith

IV. (Nachdr. verb.)

Unterricht und Lehrmittel.

Der erste Unterrichtsplan, wenn man so sagen darf, der für Dorfschulen aufgestellt wurde, entstammt den Generalartikeln vom 8. Mai 1537, die bestrebt waren, die Verhältnisse der neugeschaffenen Dorfschulen zu regeln. Zwar war schon bei den 2 Jahre vorher stattgefundenen Visitationen von den prüfenden Geistlichen der „Befehl“ übermittelt worden, daß die Kinder zum Lesen und Schreiben anzuhalten seien, ein allgemeiner Erlaß des Kurfürsten erschien, jedoch erst im genannten Jahre.

Die vornehmlichste Sorge war damals, den jungen Nachwuchs zu wirksamen Bekennern des neuen lutherischen Glaubensbekenntnisses heranzuziehen, sie in der Lehre Luthers zu festigen und zu stärken. Der Unterricht jener Tage war also vornehmlich und in erster Linie dem religiösen Bedürfnisse angepaßt, und auch in unserer Parochie wird 1555 betont, daß die Kinder zwar zum Lesen und Schreiben anzuhalten, sonderlich aber im Catechismo zu unterweisen seien. Außerdem bestimmten die Generalartikel, daß „die Dorfschüler sollen

verpflichtet sein, alle Sonntage nach Mittag und in der Woche auch auf einen gewissen Tag die Kinder den Catechismus und Christliche deutsche Gesänge mit Fleiß und deutlich zu lehren und nachmals in den vorgeschprochenen oder vorgelesenen Artikeln des Catechismi wiederum zu verhören und zu examinieren.“ Also ein reiner Gedächtnisunterricht, der sich auf Einprägung des vorgeschprochenen Lehrstoffes beschränkte. Allerdings mochte diese rein mechanische Art des „Einprägens“ durch Vorfagen und Nachplappern damals nicht zu umgehen sein, wenn anders die Lehren des „Catechismo“ dem Volke beigebracht werden sollten, denn in der kurzen Zeit, in der die Einführung des Lesen und Schreibenlernens „befohlen“ worden war, konnte ein Erfolg noch nicht zu erwarten, ein selbstständiges Lesen nicht möglich sein. Aber noch 25 Jahre später steht sich der Kurfürst wieder veranlaßt, darauf hinzuweisen, daß die Küstereien nur mit solchen Personen zu besetzen seien, die selbst lesen und schreiben konnten. Nun scheint es ja, als ob bei dem ersten nachweisbaren Köhlschbrodaer Lehrer, dem Custos Petrus Schwegergen (nicht Schwegerich, wie Schubert in seiner Chronik schreibt), diese Fähigkeiten vorhanden gewesen sind, denn die Akten besagen nichts Gegenteiliges. Vielmehr liegt uns

vom Jahre 1575 ein Aktenstück vor, aus dem man entnehmen kann, daß derselbe den geforderten Ansprüchen entsprochen habe. Es beklagt sich nämlich, daß die Leute keine „Schüller“ zu ihm senden, sondern in eine sog. Winkelschule, die ein Schneider Namens Thomas Nitsche in Köhlschbroda errichtet hatte. Auf diese seine „clage“ hin wird der Pfarrherr angewiesen, „daß es dem Schneider nicht gestaten solle schule zu halten, er habe ihn denn zuvor examiniret ob er sie (die Kinder) wenigstens deutsch schreiben und Lesen lernen könne.“ Schwegergen muß also die bei dem Schneider bezweifelten Fähigkeiten besessen haben.

Trotz aller Generalartikel und Befehle ist eine obligatorische Schulpflicht ein Zwang zum Schulbesuche in jenen Zeiten nicht vorhanden gewesen. Den Bauern stand es frei, die Kinder entweder in die ordentliche Kirchschule oder in irgendeine von den vielen Winkelschulen, auf die ich noch zurückkomme, oder auch gar nicht in die Schule zu schicken. Und letzteres ist wohl fast die Regel gewesen, solange die Kinder in der Landwirtschaft gebraucht wurden. Klagt Köhlschbroda 1578 schon, daß die eingepfarrten Dörfer ihre Kinder „unfleißig zum Catechismo schicken“, so heißt es von andern Orten: „Im Winter sind es Schüler, im Sommer Ruwe und genährten.“

Und ein anderer Berichterstatter meldet über den Schulbesuch: „Da hilft kein Singen und Sagen, wenn kommen die (Wein-)bere ist aus die Kinderlehre,“ ein Umstand, der wieder bei uns mit den vielen Weinbergstrodindiensten, die die Bauern zu leisten hatten, zusammenhing. Kurz gesagt, der Schulbesuch der Kinder stand völlig im Ermessen der Eltern. Hier suchte eine spätere Schulordnung von 1773 Wandel zu schaffen, ohne jedoch das Ziel eines regelmäßigen Schulbesuches zu erreichen, und es hat bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts gedauert, ehe Ordnung in den Schulbesuch kam.

Von der Art des Schulbetriebes gibt uns die schon mehrfach erwähnte Schrift eines unbekanntem Verfassers (Ueber die höchstnützlichste Verbesserung usw.) ein recht anschauliches Bild. 1791 beschreibt dieser eine Schulstunde folgendermaßen: „Vor Anfang des Unterrichtes herrscht der ärgste Lärm, das eine Kind ist, das andere lacht, das dritte heult, ein viertes schnitt an der Tafel, das fünfte prügelt sich mit seinem Nachbar, weil es dem Lehrer noch nicht gefallen, vom Schlaf aufzustehen, obgleich die Stunde begonnen hat. Jetzt erscheint er, so wie er aus dem Bette gestiegen ist, in der Schulstube, die Kinder schreien ihm einen guten Morgen zu, für den er keinen Dank weiß. Er greift sofort nach seiner Tabakspfeife. Ein kläglicher Gesang wird angestimmt. Die Kinder treiben während demselben allerlei Dumtheiten, der Lehrer fährt mit dem Stock dazwischen, um sie wieder zur Andacht zurück zu prägen.“ Ueber eine andere Schule schreibt die Deutsche Zeitung von 1788 in ihrem 34. Stück: „Die Schulkinder müssen die Schulstube lehren. Sie müssen ihm (dem Lehrer) spinnen Wellen machen und überhaupt alles tun, was im Haushalte vorfällt.“ Auch Köhschenbroda ist nicht immer mit seinen Schulmeistern zufrieden gewesen. So beklagt sich die Gemeinde 1598, daß der Schulmeister unfleißig sei, worauf er zu „merzeren Fleiß ermahnet worden“.

Die Lehrgegenstände waren ursprünglich in der Hauptsache religiöse. Das Vorlesen und Vorsagen von Abschnitten aus Luthers kleinem Katechismus, das Einprägen von Kirchenliedertexten nahm den breitesten Raum ein. Lesen und Schreiben werden zwar schon frühzeitig angestrebt, es dauerte aber noch sehr lange, bis die Fähigkeit des Schreibens bei jedem normalen Menschen ohne weiteres vorausgesetzt werden konnte. Als 1651 die Hoflöshüter Weinberge durch Käufe von Bauernbergen erweitert wurden, konnten von 6 in Betracht kommenden Kaditzer Bauern gerade 3 ihren Namen eigenhändig unter die Verkaufsurkunde setzen. Und noch 1847 stellt der den Recess über Ablösung von Naturalzinsen in der Gemeinde Raundorf ausfertige Gerichtsbeamte Kake aus Dresden fest, daß von 64 die Urkunde mit vollziehenden Raundorfer Bauern, bezw. Landeigentümern, 9 also 15 Proz. nicht schreiben konnten, sondern ihren von anderen vorgeschriebenen Namen durch drei Kreuze bestätigen mußten. Vom Rechnen ist in den Schulverordnungen erst merkwürdig spät die Rede und die Rechnung mit Zahlen scheint auch erst spät von den Bauern aufgenommen

worden zu sein, wenigstens deutet das lange Bestehen des Kerbholzes im Verkehr mit den Mühlen auch in unserer Gegend darauf hin.

Wie in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluß des Pietismus der Religionsunterricht in Sachsen ausfiel, zeigt die Instruktion für die Lehrer von 1724. Da wird gefordert, daß der Lehrer dem Schüler anzugewöhnen habe, einen Kreuzer oder kurzes Gebet wegen der allgemeinen Not zu machen. Er soll sie anhalten, dabei sich mit dem Zeichen des Kreuzes zu segnen; auf die Brust zu bezeugen ihren Glauben an Jesum, auf den Mund, anzuzeigen, daß sie den gekreuzigten Jesum bekennten; auf die Stirn, anzuzeigen, daß sie Trost bieten allen Teufeln. Es war das die Zeit aus der der Spruch stammt: Lies, schreib und rechne jederzeit, der jüngste Tag ist nicht mehr weit! — 1773 endlich schreibt die Schulordnung auch für die Dorfschulen vor, daß neben den bisher gebräuchlichen Fächern den Kindern Erdbeschreibung, Geschichte, besonders die des Vaterlandes, Kenntnis der Kirchen- und Landesgesetze, Gebrauch der Kalender und Zeitungen auf eine nützliche, angenehme erzählende Art vorzutragen sei. Ueber die in Köhschenbroda selbst gebräuchlichen Lehrbücher, deren es auch damals schon eine ganze Anzahl gab, haben wir keinen Bericht aus früherer Zeit; wir können jedoch annehmen, daß auch hier dieselben Lehrmittel verwendet worden sind, wie sie z. B. in Kaditz um 1785 gebräuchlich waren. Um diese Zeit wurden dort benutzt: Salzmanns moralisches Elementarbuch, Feddersens Leben Jesu für Kinder, Schüzens große Ordnung des Heils, und Höfers Himmelsweg oder wie es mit vollständigem Titel heißt: „Kurz und richtiger Himmelsweg, das ist, wie ein Kind in 24 Stunden lernen kann, wie es der Hölle entgehen und selig werden soll“. Ein sehr wesentlicher Teil des Schulunterrichtes war von allem Anfang die Gesangspflege. Ihm wendete der Schulmeister seine besondere Sorgfalt zu. Einmal der gottesdienstlichen Bedürfnisse wegen, das andere Mal aus dem sehr egoistischen, realen Grunde, weil der Lehrer für die Singgänge, die er das Jahr einmal mit seinen Schülern abhielt und deren Erträgnisse für ihn einen Teil seines Einkommens darstellten, eine tüchtige Sängerschar zur Verfügung haben mußte. Diese Seite des Schulbetriebes soll bei der Entwicklung des Kantorats besonders besprochen werden. Die innere Ausstattung der Schulen war sehr einfach. Sie bestand, ich muß auch hier mangels örtlicher Unterlagen die Kaditzer Verhältnisse vom Ausgang des 18. Jahrhunderts heranziehen, dort aus 2 Schultafeln, 2 Tischen und 10 Schulbänken. Der Griffel und die Schiefertafel waren die hauptsächlichsten Requisiten zur Erlernung der Schreibkunst, und die Schulordnung von 1773 gibt sehr genaue Vorschriften für den Lehrer, in welcher Weise er den Kindern das Schreiben beibringen habe. Die größte Rolle spielt dabei die Wandtafel mit den vorgezeichneten einzelnen Buchstaben. Auch sollen die Lehrer dem Kinde einzelne vorschreiben, die es „nachzufahren“ sich bemühen solle. Daß das Einprägen der Buchstaben des Alphabetes die Hauptsache des ersten Schuljahres war,

sagt schon die Bezeichnung „Abecedarii“ für die jüngsten Schulkinder. Später trat dann das gemeinsame „Syllabiren“ der einzelnen Worte hinzu, bis nach und nach die Kinder zu den Höfen der Wissenschaft geführt wurden, die der Schulmeister selbst erreicht hatte. (Fortsetz. folgt.)

Die neuen Straßennamen in Köhschenbroda.

Die heutige Zischewiger Straße und ihre Fortsetzung, die Bahnhofstraße in Zischewig müssen ihre Namen gegen die Bezeichnung „Coswiger Straße“ vertauschen.

Eine Umbenennung erfährt auch die Moritzburger Straße vom Ratskeller bis zum Johannisberg. Dieser alte Viehweg, die Viehtriebe, die übrigens ursprünglich nicht die Biegung der Schulstraße zuliebe machte, sondern geradeaus führte, wie heute noch der Notweg über den Bahndamm zeigt, trägt in Zukunft den Namen: Johannesbergstraße nach dem an ihr gelegenen Grundstück Johannesberg. Ihre Fortsetzung über den Croatenplatz bis zur Landskrone heißt künftig Croatengrund. Der Hohlweg, der den ersten Teil dieses Weges bildet, hieß ursprünglich der „Tiefe Weg“. Der Ursprung des Namens Croatenplatz, der den mittleren Teil der Straße bezeichnet, ist nicht nachzuweisen. Möglich, daß dort einst in irgenwelchen Kriegszügen Croaten gelagert haben. Die Flurbücher von 1800 bezw. 1801 kennen den Namen nicht, 1839 habe ich ihn zum erstenmal amtlich erwähnt gefunden. Der letzte Teil dieser Straße bis zur Landskrone ist ein Beispiel, wie Wegennamen im Laufe der Zeit sich zu einer ganz sinnlosen Bezeichnung umwandeln. In alten Gemeinberechnungen von Raundorf fand ich einen Posten für Arbeiten am Galgenhügel bezeichnet. Ein Galgenhügel in einem Orte, wo vom Gericht über Hals und Hand gar keine Rede sein konnte, war ein Un Ding, eine Unmöglichkeit. Birta 10 Jahre vorher war dieser Galgenhügel noch ein Gelsenhügel, und in der ältesten Erwähnung, die ich über diesen Weg fand, entpuppte sich dieser unheimliche Hügel in einen „gelchenen Höfel“, also einen gelchen, d. i. steil ansteigenden Höfelhügel, was ja auch der Verlichkeit völlig entspricht. Die rechte Abzweigung der Johannesbergstraße, die jetzige Forststraße, die erst unter dem letzten Gemeindevorstand von Raundorf (Vorstand Prasse) als eigentlicher Weg ausgebaut worden ist, erhält nach den an ihrem oberen Teil liegenden Flurstücken der Kottenberge und der Kottenleiten den Namen Kottenleitenweg. Dieser Weg sollte ursprünglich die Grenze zwischen Raundorf und Niederlösnitz bilden. Das Protokoll vom 1. August 1836 über die beabsichtigte Errichtung eines Schulbezirks Niederlösnitz besagt in Punkt 3: Die Grenze soll dort den Raundorfer Viehweg verlassen, wo er an den Endpunkt des Wackerbarth'schen Grundstückes stößt und links die Höhe hinauf läuft und die Schlucht entlang gehen.“ Damit ist der damalige Zustand der heutigen Forststraße gut gekennzeichnet. Der Raundorfer Kreyerweg wird in Kreyerweg umgetauft, da ein Kreyer-

weg auch schon besteht. Der Grenzweg zwischen Raundorf und Zitzschewig, der nach die Raundorfer Kapelle führt und der vulgär Bischofspressenweg genannt wird, heißt in Zukunft amtlich „Der Kapellenweg“, damit fällt auch die Zitzschewiger Bezeichnung „Grenzweg“ fort. Der jetzt kurz Ebenherg genannte Ortsteil heißt nunmehr richtig „Auf den Ebenhbergen“.

Die Friedrichstraße wird zum Teil umbenannt, der östliche Teil bis Wackerbarths Ruhe behält seinen alten Namen, der westliche jedoch wird wie seine Fortsetzung in Zitzschewig den alten Namen „Mittlere Bergstraße“ tragen. Dem Andenken an den Erbauer von Wackerbarths Ruhe, dem Feldmarschall August des Starren, Grafen Aug. Christoph von Wackerbarth ist der neue Name „Wackerbarthstraße“ für die jetzige Niederlösnitzer Straße geweiht.

Der Straße 43 als Friedrichsstraße ist schon gedacht worden. Die Straße 44, die nach den Flurstücken der Lännigberge führt, trägt den Namen „Lännigstraße“. Eine sehr hübsche Lösung hat die Frage nach der Benennung der Niederwarthaer Enklave gefunden. In Erinnerung an die bis 1875 bestehende uralte Fähr zwischen Raundorf und Niederwartha wurde die Gebäudegruppe „Am Fährhaus“ genannt.

In Zitzschewig waren ebenso wie in Raundorf verschiedene Änderungen nötig.

Der neuen Namen der Bahnhofstraße, des Dorfpages, des Dorfgäßchens und der Dorfstraße ist schon gedacht worden, ebenso des Grenzweges. Wenig Umgestaltung erfahren die Hohenhausstraße, Kynast-Straße, Steinstraße. Sie wechseln die Bezeichnung Straße mit Weg aus. Ebenso wird aus der Hohlen Gasse ein Hofweg. Die Lange Gasse, eine sehr alte Wegbezeichnung, mußte wegen der gleich bzw. ähnlich lautenden Langestraße in Köpchenbroda ihren Namen mit dem des Hausbergweges vertauschen, da er an dem Hausberggrundstück, einem alten Weingute, vorüberführt. Dieselbe Ursache zur Abänderung des Namens gab der Lebensweg. Auch dieser bestand schon einmal. Für diesen Weg, der aus den Flurnamen der Lebensberge und Lebensstücke, die er trennt, abgeleitet ist, fand man die Bezeichnung Bischofsweg, unter Bezugnahme auf die an ihm gelegene sog. Bischofspresse. Ob das alte Elbische Fideikommiß der sog. Bischofspresse jemals in irgendwelcher Beziehung zu den Weiskner Bischöfen gestanden hat, ist nicht erwießen, jedenfalls ist die älteste bekannte Bezeichnung dieses Gebäudes nicht Bischofspresse, sondern „Simon Clauspresse“. Der neue Name Bischofsweg entspringt also mehr einer volkstümlichen Tradition als einer historischen Unterlage. Die Obere Bergstraße wird in Beziehung zum Bestiehungsgrundstück hinfünftig Beststeinweg genannt. Die Bähig-gasse erhält ihren ursprünglichen Namen des Langenbergweges wieder. Die Langen Berge, die sie begrenzen, werden schon 1471 als Weinberge erwähnt.

Die Steinbruchgasse, der Weg, der

von dem Krappenberggrundstücke nach dem alten Gemeindefeinstück führt, erhält den Namen Krappenbergweg.

Auf den alten Flurnamen der Huhlberge, auf denen jetzt die Schule steht, gründet sich die Bezeichnung Huhlbergstraße für die dort beginnende, nach den Lachenbergen führende neu angelegte Straße.

Einen ganz modernen Namen erhielt die Schulstraße in Zitzschewig. Und wie die Friedrichsstraße dem Gedenken eines großen Nationalökonomien, die Wackerbarth-Straße, dem eines Ministers und Militärs geweiht ist, so wurde die Schulstraße in Zitzschewig nach einem Großen im Reiche des Geistes, der Literatur, nach dem schlesischen Dichter Gerhardt-Hauptmann-Straße genannt. Die Beziehungen Gerhardt Hauptmanns zu Zitzschewig sind ja bekannt.

Das „Hohe Haus“ an der Berglehne gab dem Dichter bekanntlich seine Lebensgefährtin, und Gerhardt Hauptmann hat dem Orte Zitzschewig stets eine große Anhänglichkeit bewahrt.

Bei allen Neuerungen, auch den unbedingt notwendigen, wie die Umbenennung der Straßen eine ist, gibt es natürlich Unzufriedene, konservative Naturen, denen jede Aenderung des Althergebrachten Mißvergnügen bereitet und die eine Befriedigung darin finden, an dem Neuen, scharfe meist unsachliche Kritik zu üben. Auch den neuen Straßennamen geht es so. Manche können sich so garnicht damit abfinden, daß man „das alte Zeug“ wieder hervorgeholt hat. Sonderbar, daß diese Kritik gerade aus Kreisen kommt, von denen man Sinn für derartigen Urbäterhausrat voraussetzen sollte. Aber gerade die Benutzung alter Flurnamen, um die sich die Kritik in der Hauptsache dreht, dient jener Bestrebung, die unserer Zeit so sehr nützt, der Bestrebung, die Liebe zur Heimat zu wecken, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verbinden das schwindende Gefühl für die Scholle, die uns geboren, zu stärken, kurz beizutragen zur Wiederbelebung des unsrem Volke so sehr nötigen gesunden Heimats- und Nationalbewußtseins.

Montecchi u. Capuletti am Dorfteiche

Von Friedrich Kleinert-Gölleba.

Der Frühling hatte über Nacht seinen Einzug ins Dorf gehalten. Gestern abend noch waren die Dorfstraßen weiß und mit Schnee bedeckt. Der Dorfteich lag, eine spiegelnde Fläche, in seinem Eispanzer da, als wollte es nie Frühling werden, trotzdem der Lenzmonat sich schon zum Abschied rüstete. Aber plötzlich, in dunklen Nachtstunden, kam der Föhn aus dem sonnigen Süden angeflogen und wirbelte und tobte um die Häuser und Bäume, daß es eine Art hatte. Die Eiszapfen an den Dächern begannen zu weinen, ob ihrer Vergänglichkeit, die Dächer tropften und überall plätscherte und plätscherte das Tauwasser in Gassen und Rinnisalen. Die Menschen in ihren Federbetten hörten das mächtige Klatschen und Brausen und fragten ungläubig, ob wirklich der Frühling gekommen sei. Am Morgen guckte dann hinter den Bergen im Osten schelmisch Frau Sonne auf die trübende Welt und freute sich, daß ihr Gehilfe, der Südwind so rasche Arbeit gemacht hatte. Auf dem Dorfteiche, wo gestern noch eine lärmende Kinderschar herumtollte, hatte der warme Süd schon große Lachen und Löcher geschmolzen, die Frau Sonne eifrig und fleißig größer und größer brannte. Der Dorfweg war grundlos zum Aerger der Menschen, denen ja niemals etwas recht zu machen ist und die Weiden am Bache, deren Zweige gestern noch eine große Schneehaube festhielten, streckten sie heute hinaus in die plötzlich laue Frühlingsluft und ein paar vorreilige Käpchen versuchten schon die schlingende braune Hülle zu brechen. — Vorfrühlingsmorgen! —

Das Gänse und Entenvolk des Dorfes, das zum Morgenspaziergang aus allen Toren und Türen herausgewackelt kam, begrüßte den milden Tag mit freudigen Geschnatter. Gab es doch plötzlich Wasser, Wasser, an allen Enden, daß sie so lange schmerzlich vermisst hatten.

Auch der Grauentrich, der mit seinen beiden Entendammen eifrig aus dem Hoftor gewackelt kam, empfand den Umschwung der Dinge mit Wonne.

„Sm, hm, quack, quack,“ meinte er zu seinen beiden Sattinen. „Schönes Wetter! quack, endlich wieder Wasser, quack, — tut auch not, quack, quack. Sehen aus wie die Schweine! Quack, quack, quack! — Rinn ins Wasser.“ „Hast räächt, hast räächt, hast räächt,“ antworteten ihm unisono die beiden Entenfrauen und wackelten eifrig hinter dem strengen Herrn und Gebieter die Gasse entlang nach dem Teiche. Sie sahen wirklich wenig abrett aus, wie es sich für anständige Enten nicht schickt, und eine ordentliche Reinigung war dringend nötig.

„Sm, quack“, meißelte Grauentrich im Weiterwackeln. „Hoffentlich ist der unausstehliche Kerl der Bekingerich nicht da, quack, quack — kann ihn nicht ausstehen, den gräßlichen, aufgeblasenen Kerl, quack, quack.“ „Hast räächt, hast räächt,“ bestätigte pflichtschuldigst sein Harem seine Meinung.

Aber da tat sich das Nachbarort auf und der geschmähte Bekingerich kam gravitätisch und gelassen, wie es dem Sprossen eines edlen Geschlechtes geziemt, heraus und schüttelte sein buntes Federkleid so recht selbstgefällig, daß die Sonne bunte Reflexe auf seinen blaugrünen Hals-schmuck warf. „Wichtig, da kommt er schon wieder. Quack, quack, quack, quack rää,“ sonnierte Grauentrich. „Hochnäsiges Patron, quack, tut sich dicke mit seinem geschmacklosen buntem Gelump, quack, quack.“ Der Bekingerich sah kaum seinen grauen Freund, mit dem er schon seit Jahr und Tag in grimmer Fehde lebte wegen eines fetten Wasserfrosches, den beide zugleich erschnappt hatten, als er selbstgefällig und festgesetzt im Glanze seiner Schönheit gerade auf Familie Grauentrich zuwackelte. „Quack, quack, guten Morgen, guten Morgen meine Damen,“ rief er schon von weitem den beiden Grauenten zu, die geschmeichelt ob der Anrede des schmidigen Bekingerich erfreut und erwartungsvoll mit den Schwänzen wackelten.

„Schönes Wetter! Quack, quack, sehr schön,“ schnarrte er ohne seinen Freund Grauentrich nur eines Blickes zu würdigen.

1) U. Kaufmännin hieß sie
 schon „Bischofspress“, Simon Claus
 war 3. Zt. (1880) Besitzer

„Frecher Kerl! Quack, quack, quack,“ ereiferte sich dieser, „underschämter Patron! Tut als ob ich gar nicht da wäre, quack, quack, quack, quack. So was, so was! Noch nicht dagewesen! hm, quack, quack, Enteline,“ wandte er sich an seine Begleiterinnen, „daß du dich nicht unterstehst, mit dem Kerl wieder anzubandeln, quack, quack, und du, Wadelinde, tolettiere nicht so schamlos mit deinem Schwanz, kannst ihn ja kaum ruhig halten wenn du den Kerl siehst, quack, quack, quack, quack. Will keine Wechselfänge wie der auf dem Hofe haben, wie voriges Jahr! Quack, quack. Sollt euch was schämen, quack.“

Aber die Standrede Graunterichs schien gar keinen Eindruck auf die Entendamen zu machen. Auf und nieder duckten die beiden eillen Grauenten, puzten tolett an den Federn und traten aufgeregt von einem Bein aufs andere. Der Bekingerich sah zu schön aus. Das Entenherz mußte ihnen ja im Leibe lachen und dann der Frühling— ja der Frühling! und als ob der hunte Entenrich die verliebten Gedanken der Enteline und Wadelinde erraten, kam er stolz im Bewußtsein seiner Unwiderstehlichkeit mit lautem quack, quack und quack, quack näher und machte ebenfalls Diener auf Diener vor den Entenschönen. „Schon auf dem Teich gewesen, meine Damen, quack, quack, quack? Großartig, das Wasser, quack, frische Wasserflöhe gibts auch schon, quack, quack, schon probiert, Madame Enteline? quack, quack? Darf ich Sie zum Teich geleiten, quack, quack?“ Er drehte und wendete sich in der Sonne, hielt den Kopf tolett schief und blinzelte verliebt aus seinen rot umranderten Neuglein zu den entzückten Enten hin. Dem Graunterich blieb ob der bodenlosen Frechheit des Bunthalbes vor Entsehen der Schnabel offen stehen wie den Holzenten auf dem Jahrmarkte. Wenn der Kerl, der Bekingerich nur nicht so groß gewesen wäre und so kräftig und im Schnabelfechten war er ihm auch über, das wußte er vom vorigen Jahre ganz gut. So eine Dreistigkeit, seinen ihm anvertrauten Enten so schamlos die Court zu schreiben in seiner Gegenwart. „Quack, quack, quack, quack,“ schrie er erregt, alle Vorsicht vergessend, den Selbstbewußten an. „Wie können Sie sich unterstehen, Sie unmoralisches Vieh Sie, quack, quack, ich werde Ihnen was!“

Bekingerich sah den Erregten spöttisch mit schief gelegtem Kopfe an und schnitt den beiden Gattinnen Graunterichs die Court immer handgreiflicher zum Entzücken der zu allen bereiten Entendamen. Da schwoll dem armen, in seinen heiligsten Gefühlen so schmäzlich gekränkten Entengatten die Gasse an und mit wütendem Sequack und Geziß stürzte er auf den verhaßten hochzeitlich geschmückten Nebenbuhler und Gegner. Im Handumdrehen hatte er links und rechts ein paar kräftige Schnabelhiebe weg, daß ihm der Kopf brumnte und ihm am hellen Tage die Sterne vor den Augen tanzten. Er biß seinen Feind in den buntschillernden Hals und dieser riß ihm blitzgeschwind seinen einzigen Schmud und Etolz, seine schöne Halskrause in Fetzen. Rings flogen die Federn der wütenden Kämpfer umher. Die beiden treulosen Entenfrauen flogen mit entsetztem Geschnatter über die Straße. Das heisere Geschrei der

Kämpfer lang schrill und grell auf der Dorfstraße und im heißesten Kampf flog ein unbarmherziger B-fen von sicherer Hand einer Magd geschleudert den beiden blindwütigen Rivalen um die erhitzten Köpfe. Weichend höherer Gewalt wadelten die beiden Streiter mit scheltendem Quack, quack, quack, quack in entgegengesetzter Richtung davon. Auf der Dorfstraße aber zeugte ein Häuflein grauer und bunter Federn von dem heißen Zweikampf des edlen Geschlechtes der Montecchi und Capuletti am Dorfsteigel

400 Jahre deutsches Gesangbuch!

Die Feier des 400 jährigen Bestehens des deutschen Kirchengesangbuches kann in diesem Jahre begangen werden. Im Jahre 1524 schickte Luther seinen Freund Justus Jonas nach Erfurt, um dort den Druck eines Gesangbuches in die Wege zu leiten, und noch in demselben Jahre erschien dieses erste deutsche Gesangbuch Eucharidon oder ein Handbüchlein, das einen gewaltigen Erfolg hatte und der Ahne unzähliger anderer Werke dieser Art, einer ganzen großen Literatur, wurde. Ueber die Entwicklung des deutschen Gesangbuches, wie sie in einer Ausstellung der Berliner Staatsbibliothek veranschauligt wird, spricht Dr. Joachim Kirchner in einem Aufsatze der Leipziger Illustrierten Zeitung.

Schon vor der Reformationszeit gab es geistliche Lieder in deutscher Sprache, die zunächst in den Nonnenklöstern gesungen wurden und in den Festzeiten des 14. Jahrhunderts von den Geislern und Walkfahrern verbreitet wurden. Die Texte dieser Lieder, die nach vollstimmlichen Melodien erklangen, sind Heiligenlieder und Uebersetzungen lateinischer Hymnen; sie gingen zunächst nur als Einblattbrude nach Erfindung der Buchdruckerkunst von Hand zu Hand. Die Vereinigung solcher Einzelleieder zu einem Gesangbuch geschah durch die Reformation. Die zahlreichen Neuauflagen und Nachdrucke des ersten Gesangbuches, das 1524 erschien, beweisen, wie groß das Bedürfnis des Volkes nach geistlichen Gemeinbegängen war. Nun erstanden namhafte Liederfänger, und Luther fand in dem Torgauer Kapellmeister Johann Walther einen Lieddichter, der nicht nur selbst viele geistliche Lieder komponierte, sondern auch ein mehrstimmiges Gesangbuch für Schülerchöre zusammenstellte. Bald hatten fast alle größeren Städte ihre Gesangbücher, die zum Teil in sehr schönen Drucken erschienen. Auch in Niederdeutschland breitete sich das deutsche Gesangbuch rasch aus, und zwar wurde die niederdeutsche Sprache beibehalten. Ein wichtiges Gebiet für die Entstehung von Kirchenliedern wurde auch Böhmen und Mähren. Neben den Gesangbüchern fanden die Psalter-Uebersetzungen großen Beifall und weite Verbreitung. Der berühmteste Psalter war im 16. Jahrhundert die Uebersetzung von Ambrosius Lobwasser, im 17. die von Cornelius Becker, deren Melodien von dem berühmten Lieddichter Heinrich Schütz herrühren.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts vollzog sich in den mehrstimmigen Gesangbüchern ein wichtiger Wandel. Der Stuttgarter Hofprediger Lucas Ständer verlegte die Melodie in die Oberstimme und ermöglichte es dadurch, daß die Gemeinde in den Chor-

gesang mit einstimmen konnte. Nunmehr verlangte man allgemein nach solchen ostanterschen Choralgesängen. Das 17. Jahrhundert, das Zeitalter der Glaubenskämpfe, brachte noch bedeutende Liederdichter hervor, wie Paul Gerhardt, Johann Rist, Heinrich Albert u. a. Jetzt wurde auch die bereits von Luther gegebene Anregung des mehrstimmigen Kirchengesanges gepflegt. Die Ausflärung des 18. Jahrhunderts brachte eine starke Verflachung der Lieder des Gesangbuches mit sich, indem man allzu schwärmerischen Wendungen auszumergen suchte und damit viel Poesie beseitigte. Das 19. Jahrhundert hat dann diese rationalistische Nüchternheit wieder ausgerottet und versucht, dem Gesangbuch die Innigkeit der alten Texte wiederzugeben.

Ein Jubiläum des Ingelheimer Kaiserpalastes.

In diesem Jahre sind 1150 Jahre vergangen, seit ein unbekannt geliebener Baumeister im Auftrage Karls des Großen dem Wunderbau des Palastes in Nieder-Ingelheim, den er im Jahre 768 begonnen hatte, den Schlußstein einfügte. Heute finden nur noch unformige Trümmerhaufen an der Stätte, die im Munde der Einwohner von Ingelheim auch heute noch der „Saal“ heißt, von der Pracht und dem Umfang des karolingischen Kaiserpalastes. Der im Kreis Dingen gelegene Flecken Nieder-Ingelheim ist der Sage nach der Geburtsort Karls des Großen, der hier eine durch ungewöhnliche Pracht ausgezeichnete, in romanischem Stil gehaltene Pfalz als Residenz errichten ließ. Das Gebäude war mit hundert Marmorsäulen, Skulpturen und Mosaikarbeiten aus Italien, die zumeist Geschenke des Papstes Hadrian I. waren, geschmückt, und wiederholt fanden hier auch Reichsversammlungen statt. Friedrich I. ließ den verfallenen Palast wieder herstellen, den Karl IV. schließlich an die Kurpfalz verpfändete. Im Kriege des Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen gegen den Erzbischof Adolf von Mainz wurde der Palast im Jahre 1462 von den Mainzern in Brand gesteckt. Von den prachtvollen Säulen sind einzelne nach Paris gekommen; eine befindet sich im Museum zu Wiesbaden und eine andere am Brunnen auf dem Schillerpark in Mainz.

Alte Stadt.

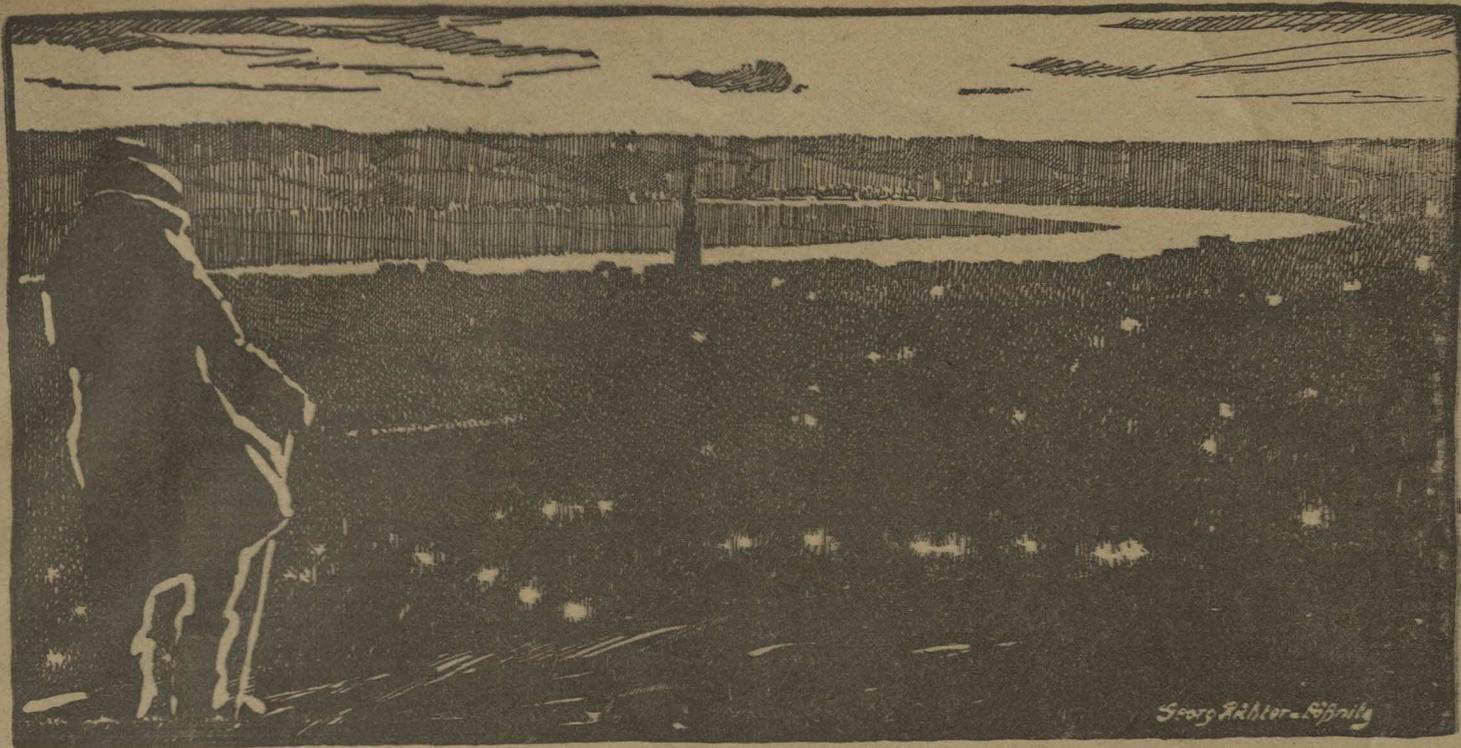
Notübermündet ruht die stille Stadt.
Auf wirtverschrägter Dächer Ziegeln
Lächelt sich der Venus Stern bespiegeln.
Der Kirchturmknopf blinzt blau und matt.
Der Brunnen plätschert und ein Hoshund
[bellt.]

Die Menschen schlafen, Häuser schlafen:
Bunt fällt sich unsrer Träume Hasen —
Ein Freu'n blüht auf im Schoß der Welt,
Die insgeheim schon weiterlebt,
Den Rausch des Tagelins, den ich nicht er-
[lasse.]
Nicht eines Fensters Überbrückt die Gasse,
Die noch vom Singen einer Flöte hebt.

Rurt Siemers.



Beiträge aus dem Leserkreise für unsere Beilage „Die Elbaue“ sind jederzeit willkommen.



„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößchenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6.

Die Kirchschule zu Kößchenbroda

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte

von Wolf Schruth

V. (Nachdr. verb.)

Die Kößchenbrodaer Kirchschullehrer.

Der älteste Kößchenbrodaer Kirchschullehrer, von dem uns die Geschichte meldet, war der Custos und Lehrer

Petrus Schwegerchen.

Zwar meldet Schuberth in seiner Chronik, daß es schon zirka 100 Jahre vor Schwegerchen einen Custoden Johannes Thanneberg von Kößlich gegeben habe, der uns Jahr 1447 eine Rüge des Dorfes mit unterzeichnete. Schuberth gesteht auch zu, daß es ihm nicht möglich gewesen ist, die Lücke zwischen den beiden Custoden Thanneberg und Schwegerchen auszufüllen, glaubt aber trotzdem in Thanneberg den ersten Lehrer Kößchenbrodas sehen zu können.

Von irgend welcher schulischen Tätigkeit Thannebergs ist jedoch nichts bekannt, wie überhaupt über diese Person, von der wir weiter nichts kennen, als diese eine Unterschrift. Das Vorhandensein eines schreibkundigen Custoden, in jenen Tagen immerhin eine Seltenheit, ist vielleicht bedingt gewesen mit dem ursprünglich viel größerem Umfange des Kößchenbrodaer Kirchspiels, dessen Kirche die einzige zwischen Dresden und Brodowitz war und das die Dörfer Trachau, Pieschen, Mitten, Uebigau, Kadebeul, Kößlich, Serkowitz, die Dörfer des heutigen Kirchspiels und die Coswiger Parochie mit Kößlich und Coswig umfaßte. Coswig schied erst 1489 aus und das Filial Kößlich, dessen Pfarreien zwar schon 1273 erwähnt wird (Cod. dipl. Sa. 2. 1. 177) wurde erst nach Einführung der Reformation um 1555 von Kößchenbroda unabhängig.

Wir erfahren vom ersten Lehrer Kößchenbrodas, von Schwegerchen, erst ziemlich spät, als er schon hoch in die Jahre war und bald seinem Nachfolger Platz machen mußte. Die älteste Visitation von 1599 erwähnt von der Person des Kirchners nichts, wenn schon sie sich mit den Einkünften der Custosstelle eingehend beschäftigte. Sie kommt für die Schulgeschichte nicht in Betracht. Auch das für Kößchenbroda so außerordentlich wichtige Visitationsprotokoll von 1555/56, die eigentliche Stiftungsurkunde, erwähnt den Namen des amtierenden Custoden und künftigen Schulmeisters nicht, beschäftigt sich aber ebenfalls eingehend mit den Compendenzen der Kirchnerstelle.

Dieses Protokoll (S. St. A. Loc. 1987) besagt betreffs der zu errichtenden neuen Schule zu Kößchenbroda folgendes:

„Custodia: Davofellige Behausung so Ihnen befohlen zu bauen und zu bessern. (Einkünfte) 1 Schock 14 Groschen an Gelde 1 Schock Quartal, auf jedem Hause 1 S, mahnet Ihme der Richter ein.“

20 garben Korn 20 garben Hafer am glinen Donnerstag zu Kößwitz (Kößlich) und Kößwig. Als auch allhier keine Schule und großer Unfleiß bei der Jugend gespüret, ist befohlen eine Schule aufzurichten und die Kinder zum Lesen und schreiben anzuhalten und sonderlich im Catechismus fleißig zu unterweisen. Dagegen sollen die Leute Ihme dem Custodi seinen gebührligen Lohn wie üblich und bräuchlich vntweigerlich geben und reichen. Damit sich auch ein geschickter Kirchner allhier besto daß zu erhalten, soll Ihme der Pfarrherr von seinem Einkommen jährlich 4 Scheffel Korn geben.“

23 Jahre nach dieser ersten Erwähnung der Kößchenbrodaer Kirchschule, dem Jahre der Gründung derselben, hören wir zum ersten Male den Schulmeister namentlich angeführt.

Im Jahre 1578, als der Dresdner Superintendent Daniel Greser und sein Adjunkt Joachim Craniuel Pfarrer zu Alten-Dresden wieder das Kirchspiel visitieren, protokollieren die Visitatoren über den Schulmeister am 2. 9. 1578:

„Custos heißt Petrus Schwegerchen aus dem hiedem Willischdorf. Ist alt 70 Jahre. Im Dienste gewest 45 Jahre.“

Vorausgesetzt, daß Schwegerchen die 4 Dienstjahre in Kößchenbroda verbracht hat, was aus verschiedenen Gründen sehr wahrscheinlich ist, so hätte Schwegerchen seit 1533 den Küsterdienst daselbst verrichtet und wäre aus latholischer Zeit mit in den protestantischen Kirchendienst übergegangen und hätte schon unter dem alten Pfarrer Veit Hammer hier gelebt.

Die Gemeinde hatte für Schwegerchen eine ziemliche Anhänglichkeit und ein gewisses Dankgefühl für seine lange Dienstzeit, die er in Kößchenbroda verbracht hatte.

Schwegerchen war alt, abgelebt, als man 1578 das Kirchspiel prüfte und es scheint, als wenn auf die diesbezüglichen Klagen der Kirchengemeinde ihr nahegelegt worden ist, Schwegerchen zu entlasten und eine jüngere Kraft zu berufen. Die Gemeinde gab aber zu Protokoll, „der Custos mache sich alt, aber sie wollen ihn nicht gerne verstoßen“. Es ist dies ein schönes Zeugnis großen Mitgeföhls und guten Einvernehmens von seiten der Pfarrkinder mit ihrem Custoden, den sie durch die Entziehung seines Amtes nicht dem Glende preisgeben wollten, denn eine Emeritierung mit Ruhegehalt wäre für einen Küster, der Schwegerchen ja in erster Linie war, kaum zu erreichen gewesen.

Bei aller Anerkennung für seine langjährigen Dienste konnte es aber der alte Schulmeister nicht hintern, daß die Gemeindeglieder, die einen Unterricht für ihre Kinder wünschten, diese nicht mehr dem alten Schwegerchen sondern lieber einem

Schneider Thomas Ritsche, der eine sog. Winkelschule errichtete hatte, anvertrauten. Zwar beklagte sich der alte Schulmeister bitter darüber beim Superintendenten in Dresden, hatte aber infolge seines Alters um der daraus resultierenden Unfähigkeit weiter keinen Erfolg als daß die Qualifikation des Schneiders zur Erteilung des Unterrichtes durch den Pfarrer festgestellt werden sollte.

Drei Jahre vor der Visitation von 1578 berichten die Akten der Superintendentantur Dresden II (Manuscript 1, Bl. 226 b) darüber.

„Es claget der Kirchendiener die Leute schiden keine Schüler zu ihm, so unterstehet sich auch einer Thomas Ritsche genannt, seines handwergs ein schneider, Knaben zu instituiren, weisen aber die eingepfarrten vorgewendet, es könne sie der Kirchendiener nicht underweisen und es offenbar gewesen das er alters halber mit seinem gesicht nicht behelffen kann, so ist doch dem pfarthern geboten das er dem schneider nicht gestaten solle schule zu halten, er habe ihn denn zuvor eaminiret ob er sie wenigstens deuzsch schreiben und lesen und den Catechismum lernen könne.“

Ob der ingentöse Schneider großen Zulauf von Schülern gehabt hat, ist unbekannt. Sehr wahrscheinlich ist es nicht, denn der Schulbesuch war in der Meinung der Bauern, die selbst in Rohheit und Unbildung aufgewachsen waren, etwas sehr überflüssiges und der schon erwähnte Magister Gräfer klagt 1578 ganz allgemein: „Die Custodes klagen, daß sie oft nur 2 oder 3 Knaben zu instituiren haben und wenn die Bauern gleich lassen ihre Kinder im Winter in die Schule gehen, auf den Sommer nehmen sie sie wieder heraus zur Arbeit.“

Bann Schwegerchen gestorben, ist nicht festzustellen. Allem Anscheine nach ist er 1581 aus dem Dienste geschieden. Die Angabe Schubert's, daß Schwegerchen, den er übrigens fälschlich Schweger, auch Schwegerich nennt, von 1566—1601 in Köpchenbroda amtiert habe, ist eine von den vielen Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, an denen die Schubert'sche Chronik ja überreich ist.

Der Nachfolger Schwegerchens und der zweite Kirchschullehrer Köpchenbrodas, von dem das Visitationsprotokoll von 1598 berichtet, war

Hieronimus Gersieder

von Rabitz, eines Pfarrerssohn, 40 Jahre alt, im Dienste 17 Jahre. Aus dieser Dienstaltersangabe folgt, daß Schwegerchen, wie schon erwähnt, 1581 aus dem Dienste geschieden ist, 20 Jahre früher wie Schubert angibt.

Der zweite Schulmeister Köpchenbrodas war der Sohn des ersten Pfarrers von Rabitz, des ehemaligen Filialdorfes von Köpchenbroda, der bis 1575 dort amtierte. Es ist vorauszusetzen, daß Gersieder als Pfarrerssohn eine genügende Vorbildung zum Lehrberuf eigen gewesen ist, trotzdem war die Gemeinde wenig mit ihm zufrieden. Er scheint sein Lehramt nicht in gewünschter Weise versehen zu haben, denn das Protokoll von 1598 berichtet über ihn:

„An diesem Orte (Köpchenbroda) sind keine gebrechen vorgefallen, ohne daß der Schulmeister zu mereren Fleiß ermahnet worden, welches er auch zugesagt“ —.

Merkwürdigerweise erwähnt der Chronist Schubert diesen zweiten Schulmeister, der erste übrigens, bei dem dieser Titel amtlich angewandt wird, überhaupt nicht, seine Quellen scheinen über diesen keine Angaben enthalten zu haben. An dessen Stelle führt die Schubert'sche Chronik den dritten Köpchenbrodaer Lehrer als Nachfolger des alten Custoden Schwegerchen

Laurentius Jordan

an.

Dieser dritte Kirchschullehrer, der sich erst in späten Lebensjahren dem Lehrerberuf zuwendete, ist der einzige, von dem wir bestimmt wissen, daß er ursprünglich ein Handwerker war. Jordan war Stellmacher, Wagner. Das Visitationsprotokoll von 1602 (H.-St.-A. Loc. 2011, Fol. 323) berichtet über ihn:

„Custos Laurentius Jordan von Wegeleben bei Halberstadt gelegen, ein Wagner, seines Alters 50 Jahre, ist 1½ Jahre im Dienst gewesen.“

Außer diesen dürftigen Angaben des genannten Protokolls wissen wir nichts über diesen Kirchschullehrer, der 1618, vor Ausbruch des 30jährigen Krieges, gestorben sein soll.

Nach Jordan hat kurze Zeit als vierter in der Reihe der hiesigen Kirchschullehrer von 1619—1623 ein

Petrus Böhme

aus Radeberg hier amtiert. Nach ihm kam der am 8. 12. 1597 zu Lommatzsch geborene Schulmeister und Organist

David Zieger

nach Köpchenbroda.

Die Amtszeit dieses fünften Köpchenbrodaer Lehrers fällt zum größten Teil in die politischen und kriegerischen Wirrnisse des 30jährigen Krieges. Er und seine zahlreiche Familie, er war zweimal verheiratet, und hatte 6 Kinder, dessen jüngstes ein Sohn Samuel 1671 Organist zu Rosten und später Lehrer in Pirna war, haben die ganzen Schrecknisse des Schwedeneinfalles von 1636, bei dem ganz Köpchenbroda mit samt der Kirche, Pfarrei und Schule niedergebrannt wurde, mitgemacht. Sein Pfarrherr war der tatkräftige Magister Augustin Prescher, dessen Epithaph noch heute in unserer Kirche erhalten ist. Auch Prescher stammte wie sein Schulmeister aus Lommatzsch und es ist zu vermuten, daß der Pfarrer nach seiner Berufung nach Köpchenbroda im Jahre 1623 auch seinen Landsmann Zieger auf die Rüksterstelle an seiner Kirche berufen hat. — 17. Januar

Pastor Prescher überlebte seinen Rükster um 16 Jahre. Dantel Zieger starb am 8. Dezember 1659, nachdem er 36 Jahre lang Rükster, Organist und Schulmeister in Köpchenbroda gewesen war. Ihm wird eine besonders gute musikalische Bildung nachgerühmt und er war der erste von dem wir wissen, daß er sich um den Kirchengesang durch Bildung eines Kirchenchores besonders verdient gemacht hat, obwohl, und das ist für die Geschichte des Kantorats von besonderer Bedeutung, er dieser Tätigkeit sich ohne jeden Entgelt mit großer Mühe unterzog, wie sein Sohn und Nachfolger ausdrücklich betont. In seinen letzten Lebensjahren wurde er von seinem ältesten Sohne

und späteren Nachfolger, dem am 24. 12. 1648 geborenen Daniel Zieger, im Schulamte vertreten.

(Fortf. folgt.)

Das Denkmal bei Serkowitz.

Von Alfred Finsterbusch.

Es war am 18. Oktober des Jahres 1784. Herbstlich blühte die Sonne auf das Elbtal unterhalb Dresdens herab; flüßigem Wei vergleichbar glitzerten in des Tagesgestirns mattem Scheine die Fluten des Stromes, leichter Nebel hüllte die Köpchenberge in einen dunstigen Schleier.

In aller Frühe wanderten auf der Straße, die von Köpchenbroda über Serkowitz und Rabitz nach der Residenz führte, zwei Bauernfrauen daher, Frau Schöner aus Kötzig und Frau Hecht aus Raundorf. Schwer lasteten auf den Rücken die Körbe, gefüllt mit den Erzeugnissen der Landwirtschaft.

Kurz vor Serkowitz trat die Landstraße dicht an den Strom heran. Im Jahre 1784 hatte eine gewaltige Ueberschwemmung stattgefunden, die schlimmste des ganzen Jahrhunderts; denn bis 10 Ellen über den Nullpunkt war die Flut gestiegen. Man fühlte es genau, wie die Dresdner Augustusbrücke bebte, wenn man sich an das Gelande anhielt. Was trieb alles auf der Flut daher! Große Stämme und ausgewurzelte Bäume, ganze Schragen Holz, Bettstellen, Schränke, Koffer, Spiegel, Kratze, Boien, Fässer, Röhne, und Schiffe, ganze Wände, Siebel und Häuser in wilder Bertrümmerung.

Die gewaltige Flut hatte ganze Strecken Land weggerissen und das Ufer bei Serkowitz, wo die Straße direkt am Strome hinlief, so unterwaschen, daß es bei jeder starken Erschütterung hinabstürzen mußte in den Strom.

Sorgenvoll betrachteten die beiden Frauen die vom Hochwasser angerichteten Verheerungen; sie waren darin einer Meinung, daß ein Fuhrwerk, welches jetzt die Straße passieren wollte, unrettbar in den Wellen versinken müsse.

Da, was war das? Klang es nicht wie Wagengerassel und Pferdegetrabe? Und wirklich, jetzt tauchten aus dem Nebel mutige Rösser auf, die eine Equipage zogen. „Halt, halt!“ riefen die Weiber angstvoll dem Kutscher zu, neben dem ein königlicher Leibjäger saß. Ein Bügeltrud, die Pferde standen, und zwei vornehme Herren entstiegen dem Wagen. Es war niemand anders als der Landesherr, Kurfürst Friedr. August III., der spätere erste König von Sachsen, der sich mit seinem Bruder Anton (als König der Gütige genannt) zur Jagd nach Eisenroda begeben wollte.

Die zwei Fürsten dankten den Frauen, deren sich die Vorsehung als Werkzeug zur Rettung bedient hatte, und setzten ihnen eine lebenslängliche Pension von 2 Talern pro Monat aus; außerdem erhielten sie an jedem Jahrestag des Ereignisses einen Taler extra.

Für die ganze Gegend hatte das geschilderte Ereignis segensreiche Folgen, da auf Anordnung des Kurfürsten nun im nächsten Jahre mit dem Bau eines Dammes

begonnen wurde, der den Abpflügen der Elbe — sie betrug nicht weniger als 6 Hufen = 50 Hektar des besten Bodens — für immer ein Ende machte.

An der Stelle aber, wo zwei Sprossen des Hauses Wettin aus drohender Gefahr gerettet worden waren, errichtete man genau 100 Jahre später einen schlichten Denkstein. Seine der Straße zugekehrte Nordseite zeigt das kursächsische Wappen und darunter die Daten

1784

und

1884

am 18. Oktober.

An der Ostseite lesen wir: „Zum Andenken an die glückliche Errettung Friedrich Augusts des Gerechten und Anton des Gütigen.“ Die Westseite aber trägt die Inschrift:

„Gottes Gnad' und Frauentat
Beschirmten einft das Haus Wettin.
Mög' es in Segen weiter blüh'n!“

(Dresdner Hauptstaatsarchiv, Loc. 579. — Fische, Magazin der Sächsischen Geschichte I, pag. 184.)

Sommerbäume.

Ein Frühlingsbrauch.

Wieder einmal begrüßen die Dörfer auf der Lausitzer Platte, auch die Dörfer Bahnsdorf, Reichenberg usw. rechnen wir zu diesen, nach Urbäterweise den Frühling, der diesmal lange mit seinem Kommen zögerte. Von den Scheunen und Ställen der Bauernhöfe grüßen seit einigen Tagen die Sommerbäume, Nadelbäumchen mit bunten Bändern und Wimpeln geschmückt. Eine alte Frühlingssttte hat sich in unserer Gegend noch bis auf unsere Tage gerettet. Im Elbtale ist diese Sitte, die in Thüringen in den Maßbäumen, unter denen die Jugend noch vor wenigen Jahren Spiele aufführte und tanzte, ihr Gegenstück hat, schon seit Jahrhunderten nicht mehr bekannt. Vielmehr kamen die Kinder der Oberdörfer früher zum Sommerbaumtanz herunter ins Elbtal. (Trautmann, Radtz.) Noch vor nicht zu langer Zeit, alte Einwohner, die selbst noch die Sitte mit gepflegt haben, erzählen davon, lebte in den Dörfern über dem Löbnitzgrund noch eine alte Sitte. Das „Lobausstreiben“ wurde noch von der Jugend der betr. Dörfer abgehalten. Eine uralte Sitte, die noch auf heidnische Gebräuche der Ureltern zurückgeht. Am Sonntag Lätare wurde eine Strohpyramide in Gestalt eines Mannes, die den Winter personifizierte, unter Beteiligung der Jugend hinaus vor das Dorf getragen und dort der Vernichtung geweiht. An manchen Orten warf man den „Lob“ ins Wasser, ertränkte ihn. An anderen wurde er dem Feuer übergeben. In Bahnsdorf usw. warf man die Pyramide unter großem Jubel der Lobausstreiber von einer Felsklippe, dem Lobhügel, hinunter in den Löbnitzgrund. Vielfach ist man der Meinung, daß hier ein Ueberrest forstlicher Gebräuche vorliege. Jedoch findet man diesen Gebrauch auch in urdeutschen Gegenden. So bestand vor dem Kriege noch in Eisenach ein Volksfest, der „Sommergewinn“ genannt. Auch dort trieb man in feierlich fröhlichem Aufzuge den Winter, den Lob, aus der Stadt hinaus, um ihn auf

freiem Plane, in der Regel zwischen den Felsen des Marienales zu verbrennen. Das Vorhandensein dieses Volksbrauches, der sich außer in Thüringen, auch in dem von Franken-Thüringen besiedelten Vogtlande vorfindet, scheint der Ansicht recht zu geben, daß auch unsere Gegend nach der Eroberung zu Beginn des laufenden Jahrtausends, von thüringisch-fränkischen Siedlern, kolonisiert worden sei und es gibt Forscher, die, auch im Elbtale, den Ursprung der einzelnen Dörfer vielmehr den deutschen Kolonisten als den forstlichen Stämmen zuschreiben.

Dresden, die Stadt der Ausstellungen und Kongresse.

Von Heinrich Zerkulen.

Wenn die Frühlingssonne um die Ecke der Loschwitz Berge kommt und über die fünf Elbbrücken den entzückten Blick auf einem der schönsten Städtebilder Deutschlands ruhen läßt, dann ist es als niche der schlante Lärm der Hofkirche. Meister Chiaveris beglückt selber Beifall und winkt hinüber zu seiner Schwester im Herrn, der behäbigen Kruppel der Frauenkirche, die nur mit den Augen zwinkern kann, weil sie schon zu ehrwürdig und bejahrt ist. Dann rücken die galeriengeschmückten Häuserchen der Altstadt mit ihrem zierlichen Barockschmuck aus Großväterzeiten noch enger unter die schützende Umhüllung dieser Frauenkirche. Und nur der massive Kasernenbau des Sächsischen Landtages will anscheinend seiner zweifelhaften Würde nichts vergeben, er allein tut so, als ginge ihn die ganze Frühlingssonne nichts an. Dafür zupfen das zierliche Blochhaus auf dem jenseitigen Ufer, in dem früher das Kriegsministerium untergebracht war und jetzt der vielgenannte Generalleutnant Müller liebenswürdig und taktvoll genug residiert, und das Japanische Palais mit seiner vollgeproppten Wissenschaft der Landesbibliothek, kokett an ihren Patinahäubchen wie alte Jungfern, die Sonne und Frühling verführen, ein wenig jünger zu erscheinen als sie eigentlich sind und sein dürfen.

Die Quadriga auf dem Opernban aber reitert weit ausholend in den blauen Frühlingshimmel hinein, als wüßte sie, daß hinter den Fenstern der benachbarten Staatsgalerie zur Rechten die liebliche Sigtina ob dieser schönen Stadt, in der sie wohnen darf, noch um einen Grad höher ihr Jesuskindlein anlächelt.

Nur zu selbstverständlich, daß diese Stadt, die jeden Fremden mit tausend Schätzen erlebener Tradition und Kultur zu locken und zu fesseln versteht, schon recht zeitig damit anfing, durch Dauerausstellungen jeglicher Art den Reiz der Barockvergangenheit mit frischem Blut pulsierender Gegenwart auf eigene Art neu zu beleben. Bekannt ist, daß im Jahre 1763 in Paris die erste namhafte Kunstausstellung stattfand. Und kaum ein Jahr später folgte Dresden mit einer ähnlichen Schau alsob mischer Kunst, die man damit wohl als erste deutsche Kunstausstellung überhaupt ansprechen darf. Und damit setzt dann gleichzeitig eine ununterbrochene Kette ähnlicher Veranstaltungen ein, die nach der Schaffung eines eigenen Städti-

schen Ausstellungspalastes im Jahre 1894 in ein ganz neues entscheidendes und entwicklungsreiches Stadium trat.

Wirtschaftliche und weitschauende Lokalpolitik hatte zu diesem Zwecke einen der schönsten und stillsten Plätze zugleich der Stadt gewählt, die Peripherie des Großen Gartens, in dem schon August der Starke so überbe Feste zu feiern wußte. Dieses Kleinod der Stadt, weit schöner als der berühmte englische Garten in München, vereinigt in sich sowohl die Ruhe und den Frieden von Sanssoucis Gärten, wie auch die moderne Aufmachung des Berliner Tiergartens mit seinen gepflegten, breiten Fahrstraßen, Reitbahnen und besonderen Radfahrwegen. In diesem Ausstellungspalast, dessen Patinacuppel sich dem ganzen Städtebild so geschickt anzupassen versteht, wurde im Jahre 1896 erstmalig eine große Gesamtausstellung des sächsischen Handwerks und, damit verbunden, des sächsischen Kunstgewerbes untergebracht, die damals als Hauptanziehungspunkt eine völlig ausgebaut alte Stadt mit jenem feinen Verständnis für alte malerische Schönheit, Heimatschutz und Denkmalpflege zu zeigen wußte. Diese Ausstellung wurde dann auch mit Recht der Ausgangspunkt des heute erfreulicherweise weitverbreiteten „Bereins für Sächsische Volkskunst und Volkshunde“.

Durch den ersten großen Erfolg Kühn gemacht, folgten dann weitere Ausstellungen, von denen eigens zu nennen sind die große Bauausstellung 1902, die Deutsche Städteausstellung 1903, die außerordentlich viele architektonische Anregungen zu vermitteln wußte und technische, künstlerische und hygienische Probleme großstädtischer Bauweise anschnitt, die Dritte Deutsche Kunstgewerbeausstellung 1906 und vor allem die Internationale Hygiene-Ausstellung von 1911, auf der auch Rußland, Japan, Südamerika usw., ähnlich wie bei den internationalen Weltausstellungen aus der Vorkriegszeit, vertreten waren.

Nach dem Kriege, als es dann galt, deutsche Arbeit und Qualitätsleistung wieder zu ihrem alten, guten Ruf zu bringen, tauchte eine neue großzügige Idee auf, nämlich, in dem Städtischen Ausstellungspalast in einem Zeitraum von zehn Jahren alles in spezifisch deutscher Arbeit, was Anspruch auf vorbildliche Leistungsfähigkeit erheben darf, in Sonderausstellungen vorzuführen. Es wurde die Geburtsstunde der „Jahresschau Deutscher Arbeit Dresden“, die im Jahre 1922 ihre Pforten öffnete, zu einer ersten Sonderausstellung „Porzellan, Keramik, Glas“, der im Jahre 1923 „Spiel und Sport“ folgte und die jetzt zum 1. Juni eingeladen hat zu einer großen „Textilausstellung 1924“.

Die Schwalbe im Volksglauben.

Neben der Nachtigall ist wohl die Schwalbe, die als die wahre Kunderin des Sommers gilt, am häufigsten besungen worden. Eine noch größere Rolle als die Nachtigall aber spielt sie in dem Denken und Empfinden des Volkes, wohl als Nachklang von heidnischen Anschauungen; denn die Schwalben waren wegen ihrer roten Brust einst dem rotbärtigen Gewittergott

nau heilig. Noch heute ist sich das Volk in ganz Deutschland einig, daß sie heilige Vögel sind, die Glück bedeuten und nicht belästigt oder gar umgebracht werden dürfen. In Schwaben heißen sie „Herrgottsvögel“. Ihr Erscheinen und Verschwinden in vielen deutschen Landschaften ist durch die Feste der heiligen Jungfrau bestimmt: sie kommen an Maria Verkündigung und gehen an Mariä Geburt. Allenthalben herrscht die Meinung, daß das Haus, in welchem sie nisten, gesegnet und vor Unheil geschützt ist. Um diesen Glücksvögeln den Eingang nicht zu verwehren, lassen in westfälischen Gegenden manche Leute im Sommer Tag und Nacht die Fenster offen. Früher ging in diesen Landstrichen an den Tagen, wo man ihre Wiederkehr erwartete, die ganze Hausgenossenschaft, der Familienvater an der Spitze, ihnen entgegen bis an das Heck, das heißt das Tor des Gehöftes. Die Schwalbe kimmerte sich, so meinte man, auch um die Wirtschaft; sie fliege bei ihrer Ankunft durch die Diele und Scheune und gucke in alle Ecken und Winkel. Finde sie Unordnung und geringe Vorräte, so schelte sie:

„So Zoar, ar it fut genf,
Wären alle Skoppen und Sturen voll;
Nu, ar it weer lam,
Sä alles verquidelt, verquadelt, verheert
um vertehrt.“

Fast gleiche mundartliche Reime finden sich auch anderwärts im Norddeutschland. In Tirol heißt es, daß die Schwalben, wenn sie sieben Jahre in demselben Neste gebrütet haben, darin ein Steinchen zurücklassen, welches große Heilkräft besitze. Nur im Lippefchen scheint der Gaiube zu herrschen, daß man da, wo Schwalben nisten, keine Räuber großziehen könne, und nur in westfälischen Dörfern kommt die Meinung vor, daß eine Kuh, wenn eine Schwalbe unter ihr weggeflogen sei, Blut statt Milch gebe. Sonst gilt die Schwalbe allgemein für glückbedeutend, ihr Fernbleiben für gefährlich und ihre Verletzung oder Störung für Frevel, der sich an der Familie, dem Vieh oder den Gebäuden rächt. Ferner sind die Schwalben auch prophetische Vögel. In Westfalen muß man, sobald man die erste im Jahre kommen sieht, unter seinen Füßen nachsuchen, ob da ein Haar liegt. Findet sich eins, so ist es von der Farbe der Haare, welche die zukünftige Frau trägt. Verlassen die Schwalben während des Sommers ihr Nest an einem Hause, so wird darin bald einer sterben. Allgemein ist die (vielleicht richtige) Ansicht, daß Hochfliegen der Schwalben gutes Wetter, Tieffliegen schlechtes bedeute. Endlich kommt die Schwalbe in einem Zaubersprüche des Harzes vor mit dem Flechten beschworen werden:

„De Schwale und de Flechte,
De flogo wohl ober dat wille Meer;
De Schwale, de lam wedder,
De Flechte nimmermehr.“

Die Sagen d'r Elbaue.

Der Sagentreis der Lößnitz.

III.

Der Spud in Waderbarths Ruhe.

Als am 21. Mai 1726 der Archidiaconus Hahn an der Dresdner Kreuzkirche von dem, von religiösen Wahnsinn besessenen Trabanten Franz Raubler ermordet wurde, entstand

in Dresden ein großer Tumult, den der damalige Feldmarschall Graf Waderbarth nur mit Waffengewalt dämpfen konnte. Unter den Tumultanten befand sich auch ein sächsischer Kanonier von einem Dresdener Regiment, der, weil er von der Wache fortgelaufen war, am 6. August desselben Jahres nach Kriegsrecht erschossen wurde und in ungeweihte Erde begraben worden war. Waderbarth, der in seinem Weinbergsgute in der Lößnitz wohnte, wurde danach von dem Geiste des Erschossenen beunruhigt, der ihm nachts fortwährend erschien und über seinen unverdienten Tod klagte. Waderbarth fand in seinem Sommerstuh nicht eher Ruhe vor dem Geiste, bis er den Leichnam hatte ausgraben und in geweihter Erde hatte begraben lassen. Dem Feldmarschall war aber sein Haus in der Lößnitz verleidet und er zog in das über Zschernitz gelegene Hohe Haus, das seitdem auch Waderbarths Ruhe heißt —

Diese Sage wird in der vorstehenden Fassung zuerst von Lillie in seiner Chronik erwähnt.

Gräße in seinem Sagenschatz erwähnt die Sage auch, jedoch ohne Bezugnahme auf Waderbarths Ruhe. Da Hofrat Gräße seinerzeit (1855) selbst Besitzer des Grundstücks Waderbarths Ruhe war, hätte er, wenn die Sage damals im Volksmunde geläufig gewesen wäre, dieselbe sicher schon aus Interesse an seinem eigenen Besitz in seinen Sagenschatz in der Lillieschen Form aufgenommen.

Der Lesart, den Schauplatz des Geisterspuds in Waderbarths Ruhe zu verlegen, ist allerjüngsten Datums und schon deswegen hinfällig, weil Feldmarschall Waderbarth das heute Waderbarths Ruhe genannte Gebäude erst zwei Jahre später, 1728, erbaute. Das Hohe Haus hat Waderbarth niemals besessen.

V.

Der gespenstige Fuhrmann.

In der Nähe der alten Pappelschänke an der Dresdener Straße soll sich zu mitternächtlicher Stunde ein gespenstiger Fuhrmann herumtreiben, der, selbst unsichtbar, die Vorübergehenden durch lautes Peitschenknallen erschreckt. Ein Ehepaar, das nachts von der Goldenen Weintraube heimkehrte, hörte plötzlich hinter sich lautes Peitschenknallen. Erschreckt drehten sich die Leute um nach dem Fuhrmann, der noch so spät auf der Landstraße war, und sahen zu ihrem Erstaunen die Straße menschenleer, aber die ganze Straße bis zur Pappelschänke war wie von Feuer gelutet.

In demselben Augenblick schlug die Röhlschendroaer Kirchenglocke. Dieselbe Erscheinung hatten zwei Röhlschendroaer von Dresden kamen. Auch ihnen erschien die Straße an der Pappelschänke feuerrot, so daß das Pferd stugte und nicht weiter zu bringen war. Vorstehende Sage behandelt Schubert in seiner Chronik und verlegt die Erscheinung ins Jahr 1859.

VI.

Der schwarze Hund in der Neuestraße.

Alte Leute erzählen, daß sich zuweilen an der Neuestraße ein gespenstiger schwarzer Hund mit großen feurigen Augen sehen lasse. Das Tier sitzt bald ruhig am Straßendam, bald läuft es unstät umher, die Menschen mit seinen Feueräugen er-

schreckend. Das Erscheinen des unheimlichen Tieres soll nach dem Volksglauben den baldigen Ausbruch einer Feuersbrunst bedeuten (Gedruckt bei Schubert und bei Lillie.)

Gasthaus

„Zum elenden Kretschmar.“

Diesen merkwürdigen Namen führte einst das an der Siebeneichener Straße vor der Eisenbahnbrücke in Meißen gelegene Gasthaus „zum goldenen Schiff“. Der „elende Kretschmar“, so benannt als eine Schänke (Kretscham = Dorfwirtschaftshaus) und Herberge für Fremde (= Elende), insbesondere auch für arme Pilger. 1508 wird es schon erwähnt als eine bereits bestehende Schänke, dem Kloster Alt-Zella zugehörig. 1518 veräußerte es das Kloster gegen ein Vorwerk im Amt Döbeln an Herzog Georg und dieser überließ es 1520 dem Räte zu Meißen. Nach 1581 kam die Herberge in Privatbesitz, in dem sie sich heute noch befindet. Das nebenan gelegene, zur Herberge gehörende Wohnhaus hieß „Das goldene Schiffchen“, das einzige für Meißen bekannte Beispiel eines Hausnamens. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam der Name „Zum elenden Kretschmar“ mehr und mehr ab und derjenige des Wohnhauses übertrug sich auf die Herberge. Der sonderbare Name „elender Kretschmar“ erklärt sich damit, daß Schänkwirt auf Böhmisches „fremar“ — mitteldeutsch kretschmar — heißt, der eine Herberge für zumeist arme Reisende = Elende hielt.

Ein Archiv für Familienkunde

ist beim Standesamt der Stadt Grimmitzschau errichtet worden. Das Archiv soll dazu dienen, der Nachwelt das Andenken an die Verstorbenen zu bewahren. Mit der Uebergabe gabe der Aufzeichnungen über das Leben und Wirken einer Person, z. B. Lebensbeschreibungen, Lichtbilder, Schriftsätze, Zeitungsausschnitte, Handschriften, Familienverzeichnisse usw. ins Archiv für Familienkunde hat man den Verstorbenen ein dauerndes Denkmal gesetzt.

Droben.

So fleh' ich nun, wo starke
Hochgipfelwinde wehn
Und laß durch blaue Betten
Die Blide wandernd gehn.

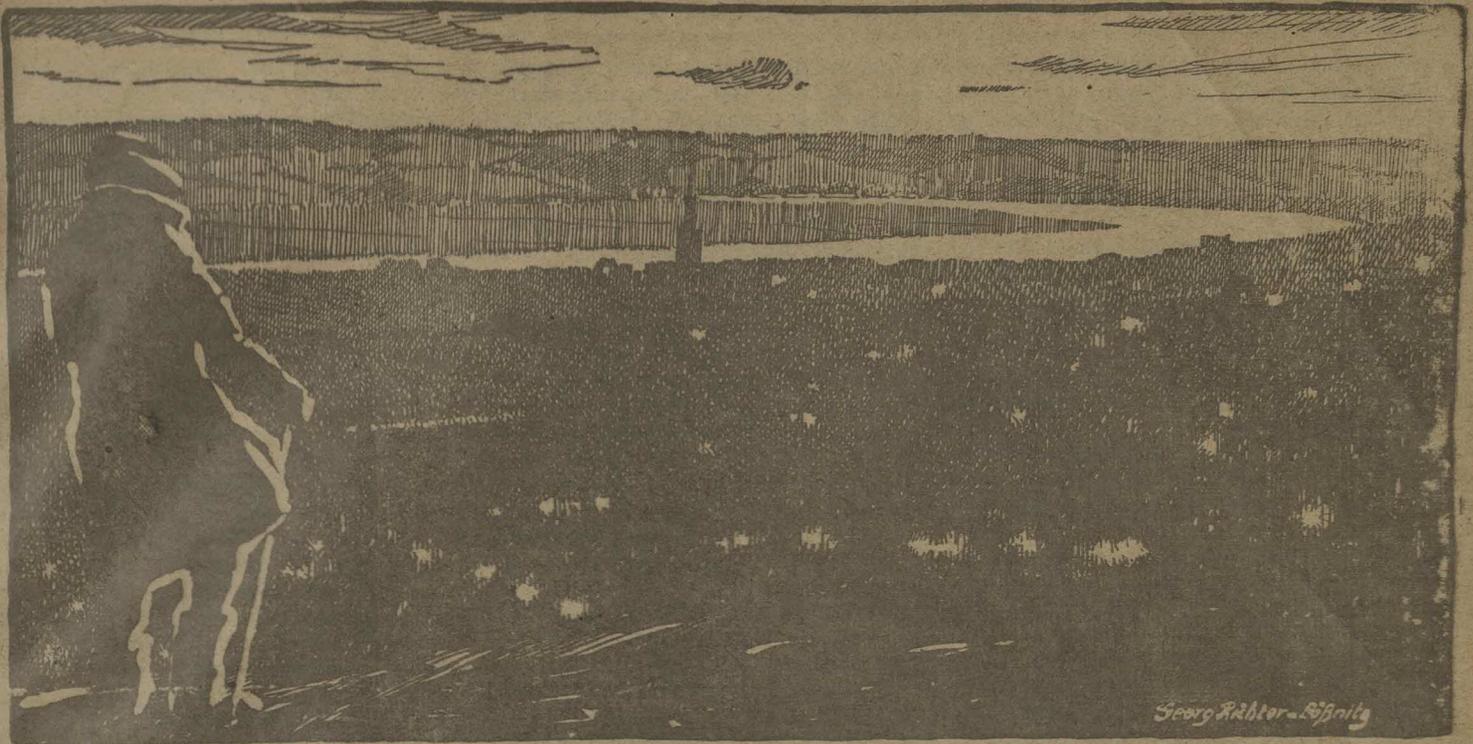
Ein Wäldermeergetwo
Sinkt unter mir in Ruh'
Und deckt die tiefen Gründe
Mit dunklen Schleiern zu.

Um Dächer, grau in Wiesen,
Berrinnt ein später Glanz;
Dem Wolkentor in Fernen
Glüht rot sein Abendkranz.

Am Felsblock einsam lehnd,
Der kühl und grau sich türmt,
Lauch' ich in Höhenwunder,
Bom Gipfelwind umstürmt.

Wilhelm Müller-Rüderdorf.

Beiträge aus dem Leserkreise für unsere Beilage „Die Elbaue“ sind jederzeit willkommen.



„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößschenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6.

Die Kirchschule zu Kößchenbroda

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte

von Adolf Schruith

VI. (Nachdr. verb.)

Derjenige Schulmeister an der Kößchenbrodaer Kirchschule, über den wir von allen alten Lehrern am besten unterrichtet sind, war der sechste in der Reihe der Kirchschullehrer unseres Ortes der, ein Kind des Dorfes selbst, am 24. Dezember 1643 geborene erste Sohn des vorigen Lehrers David Zieger, der Kirchschullehrer, Küster und Organist Daniel Zieger.

Von seiner Hand sein zierlich geschriebenes, besitzt das Hauptstaatsarchiv (Loc. 2012, Fol. 21 ff.) jenen ausführlichen Bericht, den er auf Anfordern des Oberconsistoriums über die Verhältnisse der Schule zu Kößchenbroda und speziell über die Lehrertätigkeit daselbst verfaßt und seiner vorgesetzten Behörde einsandte. Dieser Bericht ist neben jenen der Gemeinde und des Pfarrers, die ebenfalls zur Neuzerlegung über die kirchlichen und schulischen Verhältnisse aufgefordert worden waren, dem Visitationsprotokoll von 1671, welches die gleiche Locatbezeichnung trägt, beigeheftet und geben ein recht anschauliches Bild des örtlichen Lebens unserer Heimat im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts. Ich habe schon mehrfach auf diesen Bericht Ziegers wegen seiner Bedeutung für die Ortsgeschichte hingewiesen, erweitere diesen Hinweis hier auf den Inhalt der gesamten Visitationsakten dieses Jahres und glaube im Interesse der wissenschaftlich interessierten Leser zu handeln, wenn ich diese Akten ungekürzt veröffentliche. Im Rahmen dieser Abhandlung soll das Visitationsprotokoll selbst, der Bericht Ziegers und derjenige der Gemeinde eingefügt werden. Die „Gramina“ des Pfarrers Prescher sollen mit

den vorhandenen Denkschriften der verschiedenen Kößchenbrodaer Pfarrherrn bei anderer Gelegenheit veröffentlicht werden.

Bei der klaren Darstellung und Schreibweise dieser Schriftstücke werden sich Kommentare dazu im großen ganzen erübrigen und sollen nur insoweit gegeben werden, als sie zum Verständnis nötig sind. Die den Akten eigentümliche Orthographie ist, wie bei allen bisherigen Aktenauszügen, beibehalten.

Zu Zieger jun. Zeiten sonderten sich die Orte Nauendorf, Zitzschewig und Lindenau ab und gründeten eigene Schulen, sehr zum Mißvergnügen Ziegers, der darin eine große Schmälerung seines Einkommens sah. Trotz der Abzweigung dieser Orte von der Mutterschule waren dieselben jedoch auch weiter bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verpflichtet, die Leistungen an die Parochialschule, zu denen sie bisher gehalten waren, abzuführen, da diese Leistungen nicht eigentlich dem Schulmeister, sondern dem von diesen versehenen Küsteramt zuzusprechen.

Das Visitationsprotokoll. Kößchenbroda.

Kößchenberg oder off wendisch (!) Kößchenbroda.

Lehnsherr ist der Churfürst zu Sachsen auf dem Amte Dresden.

Pfarrer namens M. Augustin Prescher, Commaentis, gehet 190 ins 77. Jahr seines Alters ist Anno 1628 an diesen Ort berufen worden.

Schulmeister Daniel Ziger von Commaentis *) ist 23 Jahre alt, an Dienst Sommer 61. in Martius.

Anmerkung des Verfassers: Die Angabe, das Daniel Zieger von Commaentis stammt, ist eine offensbare Verwechslung mit dessen Vater, wie sich aus dem Schreiben Daniels ergibt.

Das Fortwerg und der Fürstenhain so einen absonderlichen Richter, und Kößchenberg gehören zusammen in ein corpus.

Dazu gehören 3 eingeparrte Dörffer als
1. Nauendorf ins Amt Dresden
2. Zitzschwig hat 2 Richter und unterchiedliche Gerichtsherrn. 1. einen ehrenvesten Rath zu Dresden 2. die Churfürstlich Sächsische Procuratur zu Meissen.

3 Lindenau gehört zum Theil ins Amt Dresden zum Theil unter den von Militz uff Scharffenberg

Nauendorff und Zitzschwig haben einen Kinderlehrer angenommen Namens Jacob Grahl aus der Glashütte bei Dippoldiswalde. Ist von einem wohlthätlichen Consistorio Anno 61 in Februario confirmirt worden.

Lindenau hat unlängst einen angenommen so noch nicht confirmiret, wird sich allda mit 12 Knaben, so wöchentlich 3 gr zusammen geben schwerlich halten können.

Kirchenbäter:

Peter Lunkwitz Kößchenbroda
Georg Berge Nauendorf
Martin Franze
Georg Berge Zitzschwig.

Der Ziegerische Bericht.

Verzeichniß der Schulmeister und Organisten zu Kößchenbroda jetziges jährliches Einkommen 1671.

Collatur des Schulmeister und Organisten Dienstes zu Kößchenbroda ist das Amt Dresden.

Jetziger Schulmeister und Organist Daniel Zieger, bürtig zu Kößchenbroda 28 Jahre alt.

Nach erlangtem Befehl und abgelegter Probe im Oberconsistorium zu Dresden confirmirt Anno 1660.

Die jährliche Besoldung des Schulmeisters und Organisten beträgt 22 Thlr. 2 gr Orgelbesoldung und Gehrgeld (d. h. für

Bedienung der Turmuhr) wird jährlich quartaliter aus der Kirche gegeben.

Von den Hausleingroschen bekommt der Schulmeister den vierten Teil trägt ohngefähr 5 Thlr. steigt und fällt (d. h. keine im Betrag feststehende sondern veränderliche Einnahme)

An Opfer bekommt der Custos von jeder Baustadt quartaliter 1 \mathcal{L} trägt ohngefähr jährlich 4 Thlr. Weil aber von etlichen Inwohnern zu Köhschenbroda Nauendorf und Zitzschwig zur Zeit der Ernte garben gegeben werden rechnen selbige das Quartal, da sie die Garben entrichten auf jede Garbe 1 \mathcal{L} ab sagend es sei vor Alters so herkommens gewesen welches aber nicht mit Schriften zu erweisen, bleibt also nach Abzug der Garben 3 Thlr. 12 gr steigt und fällt.

An Garben wird gegeben von jedem Haushälter jährlich eine Garbe Korn in nachstehenden Dörfern als zu

Köhschenbroda	47 Garben
Nauendorf	33 „
Zitzschwig	17 „

Es werden auch außerhalb des Kirchspiels zu Köpzig und zu Rätz dem Schulmeister zu Köhschenbroda an Garben gegeben

zu Köpzig	14
Rätz	21

Es werden die Garben gar zu klein und nicht tüchtig entrichtet danhero ich mich darüber höchlich zu beschweren habe, weil ich bey manchen kaum eine halbe Garbe bekomme und so auch gleich vom ansehen nach eine große Garbe Stroh gegeben wird, sind doch wenig Körner darinnen und ist der Vorschlag schon weg, fällt auch mir sehr beschwerlich das ich bisher einen Wagen auf meine Kosten halten und von Haus zu Haus fahren muß solche abzuholen, würde dahero denen Leuten so Garben zu geben schuldig sind nicht groß beschwerlich fallen, wenn sie dieselben auf einen gewissen Tag in hausein des Richters damit derselbe sehr was sie geben zusammen legen und ich dabey wäre solche in Empfang zu nehmen.

4 Schock Korn bekommt der Custos jährlich vom Einkommen des Pfarrers Michaelis.

An Offereiern werden in dem Kirchspiel Köhschenbroda desgleichen zu Köpzig und Rätz von jeder Hufe 4 Eier zu entrichten, von jedem Haus aber 1 Ei jährlich dem Schulmeister entrichtet thut ohngefähr 7 $\frac{1}{2}$ Schock.

Zur Schulen ist ein fleckiger Ader etwa mit 3 Viertel zu besamen. Item 2 kleine fleckige Wiese und ein fleckiger Garten die Gasse genannt sowohl an der Schule ein fleckiger Garten. Darneben brauchet auch der Schulmeister den Gottesacker (d. i. der alten neben dem heutigen gelegene Friedhof, zum Unterschied vom Kirchhof an der Kirche so genannt.) samt den Weingelehde, man kann aber darauff keine Rüsse halten wenn man nicht etwas eigenes zur Zubuß hat.

Accidentia

12 Gr. von einer alten und 9 Gr. von einer jungen Leiche in allem von Singen und Lauten welches nach meines Vaters seligen Tode, der 37 Jahr am Dienste gewesen also befunden. Es müssen aber die Leichen um solche Gebühr in Köpzigberg ungedacht das Dorf sehr lang ist zu Hause, die andern aber

mitten im Dorffe abgeholt werden, da ich wegen des schwären und langen geläuts einen starken Knecht und eine Magd halten muß, die grabstellen anweisen, die Leichenbücher und büchern ausantworten. Item die curricula vita (den Lebenslauf des Verstorbenen) so oftmahls weiltäufig zu verkertigen, desgleichen in Kirchenbüchern die alten Trauungs und Todesfälle aussuchen und sehr viel mühe haben muß, so auch bisweilen bey denen Leichen die Music begehret wird, bekomme ich nichts mehr.

Von einer Brautmesse wird dem Schulmeister vor Singen und Lauten durch den Bräutigam ein stück Rindfleisch von 4 bis 5 Pfund nebst einem Kuchen geliefert welches er muß lassen abholen, so aber die Drögel geschlagen wird gesellen noch 4 gr. an Gelde dazu und ist der Schulmeister nebst seinem Weibe besugt ohne Geschenke zur Hochzeit zu gehen.

Von Kindstausen (ist) nichts als bisweilen 1 bis 2 Gr. gegeben wenn sie sich zu Hause beichten lassen.

1 Gr. von einem Gevatter oder Hochzeitsbrief.

Von Schulknaben gefällt wöchentlich folgendes Schulgeld, die so Lesen und Schreiben lernen 6 \mathcal{L} die Kleinen aber 3 \mathcal{L} , geben auch kein Holzgeld. Es sind aber im Sommer sonderlich zur Zeit der Ernte und Weinlese wenig Schüler, denn die Leute brauchen sie sehr zur Arbeit weil das Gesinde nicht zu bekommen. Zudem ist zu Nauendorf eine Winkelschule, dahin gehen auch die Kinder zu Zitzschwig, wie diese beyden Gemeinden zu dieser Freiheit kommen ist mir unwillig, gleichwohl wird mein Einkommen dadurch ziemlich geschmälert weil sich auch der Kinderlehrer um die Weihnachtszeit gelisten läßt Singen zu gehn dadurch mir das Brod gleichsam vom Munde weggeschnitten wird, weil ich die Feiertage über den Gottesdienst abzuwarten, trifft auch wohl zu, daß wir einander in einem Dorffe begegnen, daran sich die Leute dann ärgern und gefallen oftmahl Schimpfliche Worte da man zwar vermeint ich höre rede es nicht, das die Leute sagen des betelns wäre ja gar zu viel einer glenge das Dorf uff der andere nieder, undt also muß ich mich weil sie die Gabe gemeiniglich theilen, oftmals schlecht abweisen lassen. Darzu kommen auch die Müßiggänger und Sternsänger welche um die Wein Nacht Zeit mir undt anderen Schuldienern so zu reden auch vom Munde weg nehmen, den sie das Landt uff undt nieder Streichen. Dergleichen thun auch die Vater Knechte zu Köhschenbroda in der oberen und Niederschänke so wohl als in andern Dörffern da sie zu weynachten ein Faß undt mehr Bier kaufen, liegen eine ganze Woche besamen gehn von Haus zu Haus undt singen die Bawernknechte undt Mägde an, dabey denn nicht geistliche sondern andere Lieder der sie gar viele können gebraucht werden, bekommen oftmahls mehr als ein armer Schuldiener, der eine ganze Woche darumb Singen undt schreyen muß.

Zur Schule ist auch kein Holz außer daß der Schulmeister aus der Gemeinde Holz ein Faß, trägt etwa ein Fuder bekommt, käme mir also wohl zu statten, weil mirs jährlich ein ziemliches kostet auch von Tage zu Tage teurer wird, wann mir jährlich, gleich anderen geschieht, auch etwas Holz von der Kirche

Vermögen wegen der Musica wie brunten gemeldet, gereicht würde.

Ob zwar mein Vater Seeliger undt seine Vorfahren viel in die Gerichtsbücher geschrieben undt davon ziemlich Accidentien zu erwarten gehabt, so sind doch bey ihiger Zeit solche Gerichtsbücher gänzlich gefallen undt hat der Schulmeister davon wenig mehr zu gewarten.

Theils Kauffbriefe so unter das Procuratur Amt Meissen sowohl unter das Amt Dresden. Item was unter E. C. Rat zu Dresden gehörig habe ich gleich meines Seel. Vaters Zeit meines Dienstes dabey in den Rembittern so genau nicht abwarten können alhier gesertigt. Nachdem aber der Kinderlehrer zu Nauendorf daselbst unbefugter Weise bisher dergleichen sich unterfangen, sindt mir dergleichen wenige Gebühren, so aber meiner auffwartung eine Accidentis, sein soll von ihm noch viel entzogen.

Ob zwar von alters herkommens, das der Kirchen dem Pfarrer undt Schuldiener bey absterbung der eingepfarrten bisweilen etwas beschieden worden ist, will solches ihiger Zeit Schlicht in Acht genommen werden undt gefällt viel mahl nichts, bisweilen gefallen etliche Groschen, wanns gut wirdt 12 gr selten aber 1 Thlr. Von bestellung der Music hat der Schulmeister nichts zu gewarten, wiewohl mein Vater Seelig dieselbe ohne entgelt mit großer Mühe anerbawet ich auch in unterweisen der Jugendt hierinnen gerne fortfahren wolte damit dieselben Göt zu ehren undt meinem Seelg. Vater zum gedächtnis weil ich da wäre bey dieser Kirche mochte exerciret undt gehört werden so ist doch zu beklagen das die Leute zwar die Kinder anfänglich theils zur Music halten undt mir große mühe vornesachen, wenn ich mich aber ein Jahr auch wohl zwey mit den Kindern gebladet habe, halten sie sie davon wieder ab, also das fast Discontisten mangeln wollen ungeachtet daß doch die Eltern nichts darauff wenden dürffen. Der Chor bestehet iho in etlichen 20 Personen, ist eine feine Music wann mir Knaben darzu gehalten würden undt der Schulmeister davon was zu gewarten hätte, bitte derowegen die Herrn Comissarien wollen unbeschwäret die eingepfarrten Vermahnen die Kinder dazu zu halten undt mir eine ergößlichkeit undt zubuß zu Holze, doch ohne Maßgebung dieweil aus der Kirche thun lassen.

Daniel Zieger

Schulmeister undt Organist zu Köhschenbroda.

Der Ziegersche Bericht an seine vorgesetzte Behörde ist in Bezug auf die Schule in zwei Punkten besonders bemerkenswert. Einmal erfahren wir dadurch altemäßig, daß man zu Zeiten Ziegers den Schulbesuch der Mädchen noch nicht kannte. Zieger spricht nur von Schulknaben, von denen er Schulgeld erhält. Auch das Visitationssprotokoll bestätigt diese Tatsache mit dem Hinweis, daß der neue Lindenaauer Lehrer sich bei 12 Schulknaben kaum werde „halten“ können.

Zum andern ist es auch interessant, daß wir aus dem Berichte Ziegers erfahren, wann der Köhschenbrodaer Kirchenchor entstanden ist. Da Ziegers Vater „die Musik mit großer Mühe anerbawet“ hat, so kann das Köhschenbrodaer Kantorat auf ein fast 300jähriges Alter zurückblicken, wenn auch

der amtliche Titel eines Kantors an der hiesigen Kirchschule wesentlich jünger ist.

Wunderlich erscheint uns die Sitte bei Hochzeiten, den Lehrer mit Lebensmitteln zu beschenken. Sie ist in unserer Gegend verbreitet. Anderwärts jedoch sind ähnliche Gebräuche noch bis in unsere Zeit in Schwange gewesen. So war es noch zu Ende vorigen Jahrhunderts in manchen Dörfern des Thüringer Waldes Sitte, daß sowohl dem Pfarrer als auch dem Lehrer von jeder Sorte Hochzeitskuchen, ein entsprechendes Stück mit Blumen besetzt, zugesandt wurde. Der Lehrer erhielt ohnedies noch stellenweise einen Braten, in einigen Dörfern auch ein buntes Taschentuch.

Zieger verfaßte seinen Bericht besonders unter dem Gesichtspunkte, seine Einkünfte zu verbessern. Er hat nicht geahnt, wie wertvoll seine Klagen einst Nachkommen werden würden und welch ein gerundetes Bild seiner Zeit und des Lebens in seinem Pfarrorte er der Nachwelt damit überlieferte. Auch sein Pfarrherr hat in seiner Denkschrift zur Vervollständigung des Bildes seiner Zeit viel beigetragen, jedoch sollen seine Ausführungen erst in einem späteren Aufsatz über die Denkschriften der Köhschenbrodaer Pfarrer gewürdigt werden, um so mehr, als er zufrieden mit der Schule und dem Schulmeister über beide kurz und lobend wie folgt berichtet:

Erwähnt des Kirchspiels Rogschberg, aufgesetzt Anno 1671, den 6. July.

Ueber den Schuldiener welch ich keine große Klage, ist willig in allem und unterrichtet sein vndt fleißig nicht allein in der Kirchen mit singen (Orgel) schlagen, lauten vndt seher stellen, sondern auch zu hause bey seinen Schülern mit beten, singen, lehren, schreiben vndt stete Unterweisung des h. Catechismo also auch daß ich niemand unter den Leuten Klagen höre.

So zufrieden freilich wie der gute alte Pfarrherr Prescher behauptet, war nun die Gemeinde nicht mit ihrem Schulmeister. Allerdings konnte sie denselben in seinem Schul- und Küsteramte keinerlei Mängel nachweisen und tat es auch nicht. Aber seine — Geschäftstüchtigkeit, die sich ja auch in dessen eigenem Bericht deutlich ausspricht, hatte die Bauern gehörig verschmüpft und darüber beklagten sie sich bitter. Und nicht nur über des Schulmeisters Forderungen führen sie Klage, auch der Pfarrherr überreichte sie ihrer Meinung nach mit den Spotteln, die sie für einzelne Amtshandlungen desselben erlegen mußten.

Doch hören wir die sämtlichen Eingepfarrten selbst.

Bericht der Kirchengemeinde.

Churfürstlicher Durchlaucht zu Sachsen wohlbestallter Herr Amtmann. Wohl-Ehrenbesten, Großachtbaren und Wohlgelehrten, insonders großgünstiger, gebietender Herr.

Ehrselber erinnert sich geltermäßen daß Er uns in Schriften angedeutet, wofor wir in Kirch und Schulen sachen einige Beschwörung hätten vorzubringen, wir solches kürzlich aufsetzen lassen und zu fernerer Verfügung einliefern nach befindung weiteren bescheids gewarten sollten.

1.) Wie die Weinberge auf dem Pfarrguthe sehr geringe gehalten werden und große ledige Plätze darinnen zu befinden, ja kaum die Hälfte bebodet sey. Daher die

Verordnung zu machen daß Sie in Zukunft besser gepflegt und gewartet werden mögen, denn ohnedies der Nutzen den Hr. Pfarrer zu kömmt.

2) müssen wir vor eine Leichenpredigt 1 Thlr. und 1 Thlr. vor eine Brautpredigt entrichten, welches uns auch zu viel zu seyn dünket undt daherr umb eine moderation gebethen wirdt, was aber die Vorbitte und Dankagung anbelanget stehet jedem frey was er dafür geben will.

3) Ist wieder den Schulmeister zu gedenken, daß er auf dem andern Kirchhofe umb und umb ein zweifaches Geleender eizliche Ellen breit gemacht, welches weil großen Raum einnimmt, angeschaffet werden muß.

4) sollen die Leute bey einem Leichenbegängnisse 12 gr geben und die Vieher absonderlich bezahlen. Item woll er von einem schlechten (einsachen) Rauffortesse 5. 6 bis 7 gr, von einer Kütze 3 gr undt von einem Pathenbrütse 3—4 gr haben welches weder halber noch ganzer Bogen auch zu viel undt wieder Billigkeit ist.

5) Fordert er bei jeder Hochzeit ein stück Fleisch von 4—5 Pfund, welches vor diesem niemahs gewesen, sondern es haben seine Vorfahren mit einer Rindfleischbrühe undt ein bißgen Fleisch gerne vorlieb genommen bis es endlich seyn Vater eine Zeitlang außbringen wollen.

Dieses haben wir unsrer nothdurfft vorbringen wollen bittend der Herr Amtmann wolle es denen Churfürstl. S. zur Kirchen und Schulensitation in hiesiger Inspection gnädigst verordneten Herrn Commissarien einhändigen zu lassen belieben. Gestalt selbiges wir hiermit umb abschaffung unserer beschwerde bey diesen gelbtmangelnden Zeiten bitten undt verbleiben jederzeit

des Herrn Amtmann Gehorsame Ambtsunterthanen
sämmtliche Eingepfarrte nach Köhschenbroda.

Dieses Schreiben ist ebenfalls im Juli 1671 abgefaßt und an den damaligen Amtmann des kurfürstlichen Amtes Dresden, Siegmund Peister, gerichtet.

Bei allen drei Schreibern ist die uneinheitliche Schreibweise besonders auffällig, am gleichmäßigsten ist die des Bräufers der Gemeinde, während der alte Pfarrer Prescher sich offenbar in seinem Briefe im Widerstreite mit der herrschenden Rechtschreibung befindet und augenscheinlich die Orthographie seiner Studienzeit anwendet. Bei Preschers Bericht ist die Aufzählung der Unterrichtsgegenstände von 1671 bemerkenswert, „beten singen lehren schreiben vndt stete Unterweisung des h. Catechismo“. Vom Rechnen hören wir nichts. Der Bericht der Gemeinde stellt uns die Kleinlichen, beschränkten Bauern von 1671 lebhaftig vor die Augen. Man sieht förmlich die Lust, mit der sie die Gelegenheit ergreifen, sich an den beiden Intellektuellen des Dorfes reiben zu können, ein Bild, was dem Forscher in jenen Tagen öfter begegnet. Die Bauern mochten mit ihren Seelenhirten und ihrem Schulmeister noch so zufrieden sein, sowie dieselben aber Ansprüche an den Selbstbeutel machten, war die Freundschaft vorbei. Daniel Zieger hat seine Lebenszeit im Dienste der Gemeinde verbracht. 46 Jahre hat er dem Amte als „wohlverdienter Schulmeister“ vorgestanden. Er starb am 28. April 1707. Aus

seiner Ehe mit Anna Sibylle, Tochter des Diacons Jakob Mary in Dommitzsch, gingen 2 Söhne und 1 Tochter hervor.

(Fortf. folgt.)

Das deutsche Florenz.

Jemand, der in der Welt Bescheld wußte und seine lieben deutschen Mitbürger kannte, hat einmal richtig gesagt: „Wenn das Bild der Dresdener Architektur, so etwa, wie man es vom Neustädter Palaisgarten oder vom nördlichen Brückentopf der Augustusbrücke sieht, in Italien zu finden wäre, ihr würdet in hellen Scharen hineineln.“ Er meinte das Panorama, in der die Kuppel der Frauenkirche, das Schloß, die Hofkirche und der Zwingerpavillon zu einem herrlichen Baukunstgemälde von Barock, Rokoko und Renaissance, zu einer Harmonie starker und grazioser Architektur sich vereinen. Von der erwähnten Hofkirche, die ein italienischer Meister schuf, sprach ein Kenner, sie wäre das letzte große architektonische Werk des römischen Barockstils, merkwürdigerweise auf deutschem Boden. Auch die Dresdner Sammlungen, wie z. B. die Silber und Kupferstücke im Zwinger-Museum, die Skulpturen im Albertinum, gehören zur ausserlesensten Galeriekunst oder stellen wie die des Porzellans im Johanneum und wie die Schätze im Grünen Gewölbe kunstgewerbliche Kostbarkeiten von Welt Ruf dar.

Das ist also kein mäßiger Erfah für Italien, sondern vollwertige Gegenmünze. Das gilt auch für die Anmut des landschaftlichen Rahmens der lieblich mit Gärten und Landhausstebungen besetzten Elbtalhäuze, die in der Sonne eines warmen Frühlingstages die weichen Linien süblicher Landschaft am Arno zeigen. Wenn Herder diese Stadt als „deutsches Florenz“ bezeichnete, so darf solcher Vergleich in diesem Fall nicht als Kompliment aufzufassen sein, sondern als Hinweis darauf, daß man hier eine Kunst und Landschaft findet, die der im Süden nicht nachsteht.

Kuckuck! Kuckuck!

„Kuckuck, Kuckuck, ruff's aus dem Wald!“ Ueberall kann man jetzt wieder den Ruf des Kuckucks hören, der den Frühling verkündet. In riesigen Scharen kehren die Zugvögel aus dem Süden zurück, und wir sollen diesen freundschaftlichen Luftbewohnern dankbar sein, daß sie sich wieder so wacker an die Arbeit machen, alle die Insekten zu verspeisen, die die Frucht des Landmanns vernichten.

Einer der nützlichsten unter diesen gefiederten Insektenfressern ist der Kuckuck, und zweifellos, trotz seines schlechten Rufes oder vielleicht gerade wegen desselben, der Interessanteste. Der Kuckuck lebt nur von Insekten, und es gibt keinen anderen Vogel, der so eifrig die langen haarigen Raupen fängt, die unsere Hecken, Bäume und Ernten schädigen. Ueber die Lebensgewohnheiten des Kuckucks sind erst in allerjüngster Zeit erstaunliche und überraschende Beobachtungen gemacht worden, von denen der englische Ornithologe Oliver S. Pike erzählt.

Wenn die Tausende von Kuckucks zu uns zurückkehren, so fliegt jeder von ihnen nach einem bestimmten Ort; er fliegt nicht aus Geradewohl durch das Land, wie wir wohl denken, sondern er strebt direkt der Stelle zu,

die er in den früheren Jahren besucht hat. Dort beginnt er sofort seine merkwürdige Detektivtätigkeit. Das erste, was er auskundschaftet, bezieht sich auf die näheren Umstände, unter denen sich die kleineren Vögel angesiedelt haben, die er mit seiner Brut beglücken will. Jeder weibliche Ruckuck hat ein Gebiet von etwa drei Viertel Kilometer Weite, das er als sein uneingeschränktes Herrschaftsbereich betrachtet. Stößt das Ruckuckweibchen zunächst auf ein Pärchen von Wiesenspiebern, so wird es seine Eier nur in ein Wiesenspieberneft legen. Manchmal kommt es vor, daß in dem Augenblicke, wo die Ruckuckmutter zum Legen bereit ist, alle Nester der Opfer in der Umgegend voll von Eiern sind und die Weibchen darauffitzen. Dann legt der Ruckuck seine Eier nicht in solche Nester, denn die anderen Jungen könnten vor dem jungen Ruckuck austriecken und das Ei könnte vernichtet werden. In solchen Fällen zerstört der schlimme Geselle alle Nester der kleinen Vögel innerhalb von zwei Tagen und paßt dann genau auf, wo die in ihrem Brutgeschäft gestörten Vögelchen ihre neuen Nester anlegen. Wenn diese frische Eier erhalten, legt er ein Ei in jedes, nachdem er vorher ein oder zwei der ursprünglichen Eier entfernt hat. Genau 13 Tage, nachdem das Ei gelegt ist, erscheint der junge Ruckuck. Zwei Tage später ist er bereits so kräftig, um alle die anderen kleinen Inassen des Nestes herauszuwerfen. Eins nach dem andern werden sie über den Nestrand befördert, und wenn der junge Eindringling allein ist, dann bemächtigt er sich all der Nahrung, die die Pflegeeltern zum Nest bringen. Er braucht viel Futter, denn er wächst sehr rasch, und nach 14 Tagen kann er schon sein Heim verlassen. Er setzt sich dann an sichtbarster Stelle auf einen Zweig, und er hat dazu seine guten Gründe. Denn viele andere Vögel, die ihren Jungen Nahrung bringen, sehen dann den kleinen Ruckuck mit dem weit aufgesperrten Schnabel und lassen ihm aus Mitleid etwas zukommen, was sie für die eigene Familie gesammelt haben. Man hat bis zu fünf verschiedene Vogelarten beobachtet, die einen jungen Ruckuck fütterten.

Frühlingsboten in der Pflanzenwelt.

Am Rande des Waldes, inmitten des noch kahlen Schlehengebüsches, leuchten dem Wanderer jetzt hier und da die purpurnen Blüten des Kellershalbes oder Seidelbastes (*Daphne mezereum*) entgegen. Wie ein Märchen mutet dieser nur kaum bis hüft hohe, immer seltener werdende Strauch an, dem die Blätter fast noch völlig fehlen. Seine Blüten, meist zu dreien, scheinen direkt aus dem kahlen Stamme hervorzubringen. Ein starker Mandelduft entströmt ihnen. Aber Vorsicht ist geboten. Ein schweres Gift ist in allen Teilen dieser Pflanze enthalten. Mag seine Rinde auch arzneilich verwendet werden, mögen auch Drosseln seine roten Beeren, allerdings ohne Kerne, verzehren, so kann er doch Unheil anrichten. Schon der Saft brennt scharf auf der Haut und kann Blasen ziehen. Diese Giftigkeit allein sollte davon abhalten, den Kellershalb zu pflücken, vor allem aber die Zerstretheit seines Vorkommens. Während er in den Fluren vor 20 Jahren noch als „verbreitet“ geführt wurde, gehen seine

Standorte jetzt allmählich zurück. Da nun der Kellershalb in seinen Blüten einen wichtigen Ausgangspunkt in der Entwicklungs geschichte der Blüten überhaupt darstellt und, botanisch gesprochen, eine altertümliche Pflanze ist, sollte jeder Wanderer es für seine Pflicht halten, diesen merkwürdigen Frühlingsboten zu schützen, abgesehen davon, daß er auch unter dem Schutze des Gesetzes steht.

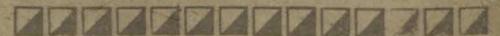
Ganz besonderen Schutz verdienen aber jetzt die Schlüsselblumen oder Himmelschlüssel (*Primula elatior*). Man kann nicht behaupten, daß sie selten seien. Diese ausdauernde Pflanze lebt noch zu Tausenden auf unseren Wiesen und in den Gebüschchen, und doch vermischen wir ihre wunderbare Goldfärberei immer mehr im grünen Frühlingssteppich. Dafür kann man sehen, wie Spaziergänger dicke Stränze davon nach Hause tragen, wie Kinder hier und dort solche sellbieten oder wie gar Händlerinnen mit dem Tragkorbe auf Raub ausgehen. Es sollte doch ein jeder bedenken, daß diese Blumen allen gehören, die Freude in der Natur suchen und zu finden hoffen, daß es ein Diebstahl an Schönheit ist, wenn man sie in Massen nach Hause trägt, unter Umständen unterwegs gar wieder wegwirft, und daß die Blumen verstreut im Wiesenteppich viel prächtiger wirken, als daheim im Hause. — Beide Pflanzen sind auf Grund der Ministerial-Verordnung vom 2. Mai 1923 geschützt. Das Abpflücken ist verboten und wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark bestraft. Die Wanderer werden gebeten, der Gendarmerie die Blumenräuber zuzuführen.

Das Farberätsel der Frühlingsblumen.

Während man früher allgemein annahm, daß die bunte Färbung der Blumen in erster Linie den Zweck habe, die Insekten anzulocken, steht man dem heute auf Grund der Forschungen über den Farber Sinn der Insekten mehr oder weniger skeptisch gegenüber, da er bei den meisten Arten nur sehr unvollkommen ausgebildet zu sein scheint. Mit Hilfe der chemischen Untersuchung ist man bei den Frühblühern wie Seidelbast, Krokus, Veilchen und Leberblümchen, speziell aber bei der alpinen Frühlingsflora, zu einem andern Resultat gekommen. Man hat in den lebhaft gefärbten Blütenkelchen nämlich Farbstoffe festgestellt, die sogenannten Anthocyane, die die Eigenschaft besitzen, Lichtstrahlen von kleiner Wellenlänge und stärkerer Brechbarkeit in ultrarote zu verwandeln, die einen höheren Wärme grad entwickeln. Die Blüten heizen sich also sozusagen selbst und schützen sich damit gegen die verberlichen niedrigen Frühlings temperaturen. Auf diese Weise ist es auch möglich, das unmittelbar am Eisrande der alpinen Gletscher sich Frühlingsblüher durch die kalte Decke im eigentlichen Sinne des Wortes selbständig hindurchtauen und ihre Blumenkelche in heller Farbenpracht entfalten, wie es beispielsweise beim Enzian und vielen Alpenrosen der Fall ist. Mit der chemischen Wärmeentfaltung ist also eine neue Lösung für das Farberätsel der Frühlingsblumen gefunden.

Murmelspiel.

Im Frühlingssonnenschein hocken Duben und Mäbels um die kleine Kühle, die flinke Schmutzfinger in den Boden am Gartenzaun oder zwischen den Ritzen der hohen Pflastersteine gegraben haben. Aufgeregtes Plappern und Schreien läßt vermuten, daß wieder einmal etwas Besonderes die kindlichen Gemüter gefangen hält und sie für das, was um sie vorgeht, kein Auge haben. So können wir uns still beobachtend nahen und unbemerkt am Spiele teilnehmen; denn um ein solches handelt es sich. Ueber die erhitzten Köpfe hinweg werfen wir einen Blick in die flache Vertiefung. Schöne bunte Kugeln und vielleicht auch ein paar kostbare Glas kugeln sagen uns genug. Das Murmelspiel! Eine Erinnerung an die eigene Kinderzeit wird wieder wach. Fast schien es uns in den letzten Jahren, als ob dieses alte Spiel, das wahrscheinlich auf echt germanischen Ursprung zurückgeht, im Aussterben sei. Doch es war nur ein Kriegs- und Inflationsopfer geworden, wie so viele Dinge. — Die Rentenmark — oder besser der Rentenpfennig haben seine Auferstehung ermöglicht und nun blüht es wieder überall, wo nur ein geeigneter Platz es gestattet. Jeder der kleinen Spieler trägt seinen Murmelschatz im kleinen Säckchen oder der so viel bergenden Hosentasche bei sich. Wenn dann zwei oder drei Gespieler zusammen sind, geht es los. Das Spielfeld ist bald bestimmt und die bunten Kugeln rollen gewissenhaft von den munteren Augen beobachtet, der Kühle zu. Mit Geschick muß man die Kugel des Gegners vor der eigenen herreiben. Was dann in der Mulde zusammenfällt, ist — Gewinn. Nicht immer geht es dabei so friedlich ab. Ein bißchen „Mogeln“ oder „Schmu machen!“ versuchen die kleinen Pechvögel, denen der Gegner Murrel und Murrel aus dem wohlgefüllten Beutel entführt, gar zu gern, und das Aindergemüt ist für lange Schiedsprüche absolut nicht zu haben. Da geraten sich denn die Parteien oftmals im wahrsten Sinne des Wortes in die Haare und eine kräftige Prügelei, bei der auch das „Schwächere“ Geschlecht sehr wohl seine Rechte zu verteidigen weiß, entscheidet nach dem Gesetz der Stärkere. Stigige kleine Gesichter, gelbte Haarschleifen und blaue Flecken bilden das Ende des Spiels. Verlassen liegt in der Kühle eine der bunten Kugeln, indes die wütenden Parteien teils siegesbewußt, teils in Tränen aufgelöst sich zerstreuen. Aber nicht lange, da klingelt im nahen Kaufmannsladen die Tür Glocke. Ein pfliffiges Dubengesicht steckt den Kopf über die Ladentafel. Krampfhaft umschließt die kleine Hand den blanken Rentenfüßel! Bald hat er sein Beutchen wieder gefüllt und hinaus gehts zu den schon lange wieder versöhnten Gefährten. Eine Viertelstunde später scheint wieder die goldene Frühlingssonne auf die emsig Spielenden.



Beiträge aus dem Leserkreise für unsere Beilage „Die Elbaue“ sind jederzeit willkommen.



Die Elbaue

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößschenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6.

Maigang.

Singend durchschreit ich den grünenden Grund,
Blauweigelein duften so schmeichelnd im Rand.
Murmeln und bricht aus dem Felsen der Quell,
Lodet das Wasser so leuchtend so hell. —
Ladet das Moos im Walde zur Ruh,
Flüstert die Welle vom Wandern mir zu.
Wandern hinein in den werdenden Tag,
Geleitet von jubelndem Lärchenschlag.
— Fern im Busche schluchzt der Birol —
Im Herzen wird mir's so freudig, so wohl.
Die Seele schwingt jauchzend zum Vetter sich auf:
Der Frühling tut heut seine Pforten auf.
Zieh ein, o Lenz, auch in meine Brust,
O Frühlingswonne! O Maienluft! —

Einsam steh ich auf ragender Wand,
Unter mir sonnendurchflutet das Land.
Wachsen mir Flügel, Flügel im Ru —
Flüg' ich der schimmernden Ferne zu.
Flüge zum blauen Himmelszelt,
Grüßte die blühende Erdenwelt;
Flüg' zu den Herzen, die bang noch und zag,
Freut Euch, es ist ja heut Frühlingstag.
Nimmt Euch die Sorgen weg und das Weh,
Scheucht sie hinweg gleich dem Winterschnee,
Schmücket für Euch ja die Erde mit Grün,
Läset für Euch all die Blumen erblühen,
Grüßt nur den Frühling in Wald und in Feld,
O bräutliche Erde! O Maienwelt! — th.

Die Kirchschule zu Kößschenbroda

Ein Beitrag zu ihrer Geschichte
von Adolf Schruth

VII. (Nachdr. verb.)
(Schluß.)

Daniel Zieger war, wie schon bemerkt, derjenige Lehrer, über den die mir zur Verfügung stehenden Akten am ausführlichsten berichten. Ueber seine Nachfolger fließen die Quellen spärlicher. In der Hauptsache ist man auf das Quellenmaterial angewiesen, das schon Schubert für seine Chronik benutzt hat. Immerhin ist es mir möglich, einige neue Bausteine einige bisher unbenuzte Urkunden zu verwerten, die Schubert anscheinend nicht bekannt gewesen sind. Sodann werfen die Bestimmungen der verschiedenen im Laufe der Zeit errichteten Kirchenlegate Streiflichter auf die derzeitigen Verhältnisse der Schule und der an ihr wirkenden Schulmeister.

Der nächste Lehrer nach Zieger jun. war Christoph Grahl, der am 19. Juni 1707 seinem Vorgänger im Amte folgte. Die Zwischenzeit zwischen Ziegers Tode im April bis Juni, seinem offiziellen Amtsantritt, hat er als „nicht konfirmierter Lehrer schon seines Amtes gewaltet. Ja, es scheint, als ob er schon im letzten Lebensjahre Ziegers demselben substituiert gewesen wäre. Grahl stammte aus Magdeburg, war 3 mal verheiratet. Soweit bekannt, hinterließ er 3 Kinder, zwei Töchter und den im Amte ihm folgenden Sohn Johannes Sigismund. Zu seiner Zeit errichtete der Rechtskonsulent Dr. jur. Kober zu Dresden das sog. Kobersche Legat von 400 Thlr. und bestimmte, daß die Zinsen neben anderen Zwecken auch zu einem Teil dem Kirchschulmeister für Reinhaltung seines Bestübchens in der Kirche und seines Grabes zuzuführen sollten. Das Legat ist 1794 errichtet. Dem Schulmeister in der Mitte des 18. Jahrhunderts lagen demnach in seiner Eigenschaft als Küster noch die niederen Kirchenarbeiten, wie Reinigung usw., ob,

ein Zustand, der erst mit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts verschwindet. Ein weiteres Legat, in welchem auch der Schulmeister bedacht wurde, errichtete 1748 Christine Elisabeth Ringle, die Besitzerin der sog. Ringleschen Weinberge in der Kößnitz (sie lagen auf dem Areal des jetzigen Gasthauses „Goldene Weintraube“). Die Stifterin bestimmte, daß die Zinsen von 100 Th. Kapital dem Schulmeister für die Instruktion von 3 armen Kindern von Winzern oder Bauern zu zahlen seien. Einen weiteren Zinsanteil des 150 Thl. betragenden Stiftungskapitals bestimmte sie zur Beschaffung von Büchern für arme Kinder und testierte weiter, daß an ihrem Sterbetage der Schulmeister 3 Sterbelieder in der Schule singen lassen müsse. Die Stiftung, soweit sie die Schule betraf, ging 1838 anläßlich der Ausschulung von Niederlöbnitz an den dortigen Lehrer über. Zu Christoph Grahls Zeiten nahm auch die Kirchenmusik in Kößschenbroda reichere Formen an. Diese bestand bisher wie auch heute meist nur in Gesang und Orgelspiel. Der Pfarrer Behrisch, der zu Grahls Zeiten das Seelsorgeramt an der Kößschenbrodaer Kirche inne hatte, führte die Instrumentalmusik an hohen Festtagen nach der Predigt ein. Das Adjuvantenwesen entstand hier wie anderwärts, ein Kirchenmusikchor, dessen freiwillige Mitglieder aus dem Kreise der Parochianen entnommen wurden, und das „mit Trompeten, Pauken, auch anderen Instrumenten, die musica sacra pflegte“. Naturgemäß hat die Leitung des Chores in den Händen des Organisten, des Schulmeisters, gelegen. Ob, wie in dem benachbarten Raditz, der Kößschenbrodaer Adjuvantenchor auch seine Kunst zu weltlichen Gelegenheiten ausübte, läßt sich nicht feststellen. Von Raditz wissen wir, daß der dortige Chor die Berechtigung zum Auffspielen in den umliegenden Dörfern 1724 vom Prokuraturamt zu Meißen, dem das Dorf unterstand, pachtete. Christoph Grahl hat von allen Lehrern der Kößschenbrodaer Kirchschule die längste Dienstzeit

aufzuweisen. Er amtierte 51 Jahre und starb 77 Jahre alt am 28. Juli 1768. In den letzten 16 Jahren seines Lebens war ihm, ob wegen Anwachsens der Schülerzahl oder aus anderen Gründen, ist ungewiß, sein Sohn und Nachfolger als Substitut beigegeben. Der Gemeinde bedeutete das keine besondere Ausgabe, da die Entlohnung eines Substituten in der Regel dem betreffenden Lehrer, der eine Hilfe brauchte, selbst oblag.

VIII.

1758 folgte, wie schon erwähnt, Johann Sigismund Grahl seinem Vater im Amte. Ihm war eine verhältnismäßig kurze Amtszeit beschieden. Schon nach 10 Jahren starb er 1768, verhältnismäßig jung, im Alter von 47 Jahren am 18. Februar. Von seiner Lehrtätigkeit und den Verhältnissen der Schule während seiner Amtszeit wissen wir nichts. Er war mit einer Tochter des königl. Brauereivaterers Kanitz, der auch den Naundorfer Gasthof besaß, verheiratet. Der Name Grahl ist unter der Lehrtätigkeit der Parodie übrigens noch einmal vertreten. Der erste „Kinderlehrer“ der Dörfer Naundorf-Bischewitz führte ebenfalls diesen Namen. Es ist jedoch nicht festzustellen, ob zwischen diesen beiden Lehrern ein Verwandtschaftsverhältnis bestand.

IX.

Der neunte Schulmeister, der letzte, der diesen Amtstitel altennäßig noch führte, war

Friedrich Johann Zumppe, der 1743 zu Stolpen geboren war und im Alter von 25 Jahren 1768 die Kößschenbrodaer Schulmeisterstelle übernahm. Dem Schulmeister Zumppe gelang es, mit den verschiedenen Kirchspielgemeinden, die an die Lehrer- und Küsterstelle nach Herkommen die schon früher besprochenen Getreidegarben zu liefern hatten, ein Abkommen dahin zu treffen, daß sie statt der Garben ihm ein festgelegtes Maß Körner entrichteten. Aus dem Bericht Ziegers sehen wir schon wie die

einzelnen Abgabepflichtigen ihrem Vorteil bei der Ablieferung der Garben darin suchen, dieselben möglichst so zu binden, daß sie eine volle Garbe vorkäufchten, während in Wirklichkeit diese kleiner als gebräuchlich war. Außerdem klagte schon Ziegler, daß die Bauern den Vorschlag vornweg nehmen, also halbleere Garben entrichteten. Diesen Nachteil und dazu noch die Umständlichkeit, die Garben mit einem Wagen einsammeln zu müssen, beseitigte Zumppe noch in den letzten Jahren seines Lebens. Vor mir liegt ein Hebers, den Zumppe der Gemeinde Raundorf ausstellte und der in sauberer, zierlicher Schrift Zumppe's folgendes besagt:

„Nachdem eine christliche Gemeinde zu Raundorf auf mein dienliches Bitten, mir die alljährlichen Korngaben in Schütt zu verwandeln, verwilligt hat um mir bey dieser Gelegenheit den erforderlichen Aufwand an Fuhr u. Lenne- und Drescherlohn zu ersparen auch den vielen Abgang an Körnern bey dem Ausladen und Gefahren zu verhüten, jedoch bloß auf meine Lebenszeit mir statt jeder Garbe eine Meße Korn zu geben versprochen, dargegen aber das Stroh zu behalten sich ausdrücklich bedungen. So verspreche ich mit Einer Meße Korn für jede Garbe völlig zufrieden seyn zu wollen und weber ich noch die Meinigen den geringsten weiteren Anspruch an Korn Stroh oder anderer Entschädigung niemals machen wollen. Zu mehrerer Sicherheit habe diesen Hebers wohlbedachtig gefertigt eigenhändig unterschrieben besiegelt und der christlichen Gemeinde zugestellt. Datum Kößchenbroda am 2 August 1794.

Johann Friedrich Zumppe,
Der Zeit Schulmeister alda.

Zu Zumppe's Zeiten trat die öfter angeführte Schulordnung von 1773 in Kraft, die die Dorfschule auf ein höheres Niveau zu stellen bestrahlte war. Es wurden Schulregler vorgeschrieben, die die Personalien der Kinder enthielten. Der Unterricht wurde durch Einführung von Erdbeschreibung, Geschichte, Wirtschaftslehre und „anderer Künste und Wissenschaften“ erweitert. Die Aufsicht der geistlichen Behörden wurde genau geregelt, der Pfarrer mußte die Schule wöchentlich einmal, der Superintendent jährlich einmal besuchen. Die körperlichen Züchtigungen wurden eingeschränkt. Die Examina in Gegenwart der Kollatoren und des Pfarrers wurden vorgeschrieben. Das Schulgeld wurde in 3 Stufen: 6, 9 und 12 Pfg. die Woche festgelegt. Dem Lehrer wurde zwar das Betreiben seines Handwerks noch gestattet, jedoch die Ausübung während des Unterrichtes verboten. Auch die Abwartung der Gerichtsschreiberei, wo solche noch gebräuchlich, war noch erlaubt. Dagegen war den Schulmeistern der Branntweinhandel und das Aufspielen der Tanzunterkunft. Außerdem wurde ausdrücklich angeordnet, daß der Lehrer seinen Schuldienst selbst zu versorgen habe und ihn nicht seiner Frau überlassen solle. Eine wichtige Neuerung, die eine wesentliche Entlastung des Lehrers bedeutete und ihn von den niederen Kirchdiensten, wie Lauten, Reinigen der Kirche usw., befreite, wurde zu Zumppe's Zeiten eingeführt. Das Sehmische Regat von 400 Tfl. wurde errichtet und von den Zinsen ein Teil, 2/3 dem Schulmeister und 1/3 dem Kantor bestimmt. Zumppe starb am 28. 4. 1803 im Alter von 60 Jahren

nach 33jähriger Dienstzeit. Sein Nachfolger der

X.

Lehrer Kößchenbrodas, war der noch heute in gutem Gedächtnis stehende Lehrer, Organist und erste Kantor der hiesigen Schule.

Benjamin Christian Weber.
Er war zu Coniappel 1766 geboren und war anfänglich daselbst auch Lehrer. 1803 übernahm er die Kößchenbrodaer Kirchschullehrerstelle. Sofort nach seinem Amtsantritt wurde er bei seiner vorgelegten Behörde dahin vorstellig, daß er den amtlichen Titel eines Kantors führen dürfe. In dem im Hauptstaatsarchiv unter Loc. 2159 vorhandenen Aktenstück begründet er seine Bitte folgendermaßen:

„Da nun Kößchenbroda ein Ort ist der sich wegen seiner Größe und Lage vor vielen anderen auszeichnet, auch ein muscalisches Chor daselbst etabliert ist welches unter meinem Direktorio stehet, hiernächst von mir Unterricht in der Vocal u. Instrumental Musik ertheilt werden muß und ich solchen nach Dienste wie ein Kantor zu verrichten habe so würde es mir bey meiner künftigen Amtsführung sehr zuträglich und fürs Ganze nutzbar sein, wenn mir die Erlaubniß zu theil würde, das Prädicat eines Cantoris führen zu dürfen.“

Webers Bitte ist nach den angeführten Umständen verständlich. Schon seit des älteren Ziegler's Zeiten hatten die Kößchenbrodaer Schulmeister den Kantorsdienst sächlich ausgeübt, ohne den entsprechenden Titel zu führen. Möglicherweise sprach auch der Umstand mit, daß ein Kantor in der Achtung der Bauern höher stand als ein einfacher Schulmeister. Mag dem sein wie es will, jedenfalls replizierte am 7. Dezember 1803 das Konsistorium an den Superintendenten von Dresden, daß es der Bitte des p. Weber willfahre und ersuchte, das demselben mitzutheilen. Das Kößchenbrodaer Kantorat war entstanden.

Wie sein Vorgänger Zumppe traf auch er mit den Gemeinden ein Abkommen wegen der Korngaben und hat ebenfalls dieselben „in Schütt“ zu verwandeln. Etwas voreilig verwendet Weber in dem am 9. September 1803 ausgefertigten Schreiben an die Gemeinde Raundorf schon den Titel eines Kantors, zu dessen Führung er erst durch den Konsistorialbescheid vom 7. Dezember berechtigt war. Bemerkenswert in diesem Schriftstück ist noch der Umstand, daß darin erstmalig von dem Lehrer gesprochen wird, während bisher die Bezeichnung Schulmeister gebräuchlich war. Pastor Trauttschold widmet ihm in seiner Denkschrift von 1834 nach Webers Tode noch hohe Worte der Anerkennung für seine schulische Tätigkeit. Von seiner Hand besitzt die Kößchenbrodaer Schule noch eine Tageschronik, in der Weber die Best- und Zeitereignisse in kurzen Zügen aufgezeichnet hat. Nach seinem Tode wurde ihm auf seinem Grab an der südlichen Kirchenmauer ein einfacher Grabstein errichtet, der das einzige bekannte Grab eines alten Kößchenbrodaer Lehrers bezeichnet. Weber war der letzte eigentliche Kirchschullehrer Kößchenbrodas. Unter seinem Amtsnachfolger Kantor Trauttschold, der 1831 das Amt übernahm, trat die Trennung der Schule von der Pfarre ein, hervorgerufen durch das Entsetzen des Niederöbny-Dindenaer Schul-

bezirks. In dem bekannten Protokoll von 1836 übernahm die Schulgemeinde Kößchenbroda und Fürstenthain die Kößchenbrodaer Parochialschule als Ortsgemeinschaft und nur die Kantorselgenenschaft des Hauptlehrers hielt noch einen losen Zusammenhang mit der Kirche aufrecht. Bis 1831 war der Kurfürst bzw. König von Sachsen Patron der Kirche und Schule. In seine Stelle trat im genannten Jahre das Kultusministerium.

Die weiteren Schicksale der Kößchenbrodaer Schule liegen außerhalb des Rahmens dieser Abhandlung, sie warten auf eine sachkundige Feder, die mit den Verhältnissen der Gemeindegemeinschaft vertraut ist. Die vorliegende Arbeit erhebt keinen Anspruch darauf als Geschichte der Parochialschule zu gelten, sie soll sein, was die Ueberschrift besagt: ein Beitrag zu ihrer Geschichte. Dem Verfasser kam es in der Hauptsache darauf an, die spärliche Darstellung der Geschichte der Kirchschule in den vorhandenen ortsgeschichtlichen Werken an der Hand der ihm bekannten Akten zu vervollständigen. Daß das Hauptstaatsarchiv an solchen über die hiesige Schule besitzt, ist in dieser Arbeit herangezogen worden. Die Archive der Superintendentur und des Konsistoriums werden möglicherweise noch manchen Aufschluß geben, noch manche Lücke ausfüllen können.

Der „Städtertrug“ von Kaditz.

Von Otto Mörzsch-Dresden.

Groß ist die Freude des Volkshändlers, wenn er in irgenb einer abgelegenen Gegend des Vaterlandes altes Sprachgut entdeckt. Wie steigert sich aber das Gefühl, wenn er in der Nähe der Großstadt oder gar in einem Teile derselben einen Schatz gleicher Art auffindet und vor dem Vergessen bewahren kann! Wieviel Mühe es verursacht, der Alten Gedächtnis zu wecken und ihren Mund zum Reden oder gar zum Singen zu bringen, ist jedem bekannt, der sich auf volkstümliche Entdeckungsfahrten begibt. In einer der jüngsten Vorstädte Dresdens, in Kaditz, das am 31. Dezember 1902 mit den Nachbargemeinden Nicken, Uebigau und Trachau der Hauptstadt Sachsens einverleibt wurde, lebt im Munde der alten Bauern ein Lied, dessen Wortlaut der Melodie ich niedergeschrieben habe, um beides für die Zukunft zu retten. Es ist dies das Lied „der Nachbarschaft“, der „Städtertrug“. Kaditz, das Dorf der Sippe des Koseta (von Kos = Ruhe), ist eine slavische Siedlung, tritt urkundlich zum ersten Mal: 1273 auf und hat sich bis zum Ende des 13. Jahrhunderts als ein Bauerndorf erhalten. Erst 1585 zog mit dem Lehrer der erste Handwerker (Leineweber und Glaser von Beruf) ein. Im 19. Jahrhundert (1839) stunden wir im Dorfe 80 Bauernhöfe und 8 Wirtschaften als „Allgemeinde“. Die Bauernschaft bildete zu Kaditz seit alter Zeit ein festgeschlossenes Ganzes: „Die Nachbarschaft“. Auf Gebeth und Verderb mittel-

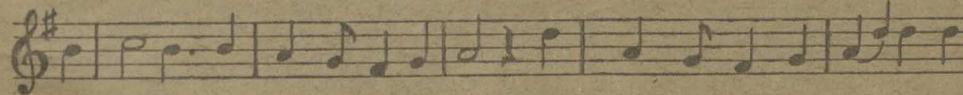
1) Die genaue Niederschrift der Melodie verdanke ich Herrn Direktor Lehmann, der das Lied oft mitgesungen hat. Der Text ist vom ehemaligen Gemeindevorstand Findeisen zusammengestellt. Beiden auch an dieser Stelle besten Dank.

ander verbunden und meist untereinander verwandt, kamen die Mitglieder viermal im Jahre zu fogen. Gemeindebieren, in späterer Zeit fast durchweg unter Darbietung von Wein zusammen. Das Weihnachtsbier war das wichtigste. 1578 heißt es in dem Kirchenvisitationsakten: „Uff den andern weihnachtsevertag nach der Mittagspredigt trinken Etliche gemeinen, so in die Kirch Raditz gehören, gemein Bier“. Die anderen Versammlungen fanden zu Fastnacht, im Herbst beim „Raisfest“ und zur Kirmes statt. Bei den Zusammenkünften wurden die Rügen verlesen und die Rechnung über das Gemeindevermögen geprüft. Die Namen der Nachbarn wurden in das „Nachbarbuch“ (bis um 1750 zurückreichend, noch vorhanden) eingetragen. Aufnahme fand nur, wer einen „Stg“ im Dorfe hatte. Mit dem Auszug erlosch die Zugehörigkeit, wenn nicht auf Grund besonderer Bestitelle die „Nachbarschaft“ vorbehalten wurde. 1) Wenn die Bauern das Geschäftliche bei ihren Zusammenmenkünften erledigt hatten, begann der fröhliche Teil derselben. Unter Leitung des „Heimbürgers“, der aus der jungen Nachbarschaft genommen wurde, hub ein mannhaft Trinken an, unterbrochen von Gesang, Spruch und Rede. Zum festen Bestand der „Vortragsfolge“ gehörte der „Städtertrug“, das Lied der Nachbarschaft. Leider konnten sich aus die „Aeltesten“ auf nicht mehr als zwei Strophen besinnen. Sie lauten:

„Städtertrug“, Lied der Nachbarschaft zu Raditz.



1. Der Landmann hat viel Freuden und lebt dabel in Ruh', Ge - rat ihm das
2. In sel - ner still - len Hüt - te Er - zieht ein treues Weib Viel Kin - der from -



1. Ge - treide, Sieht er dem Städter zu. Drum bleibt für euch, ihr Städter; der
2. mer Sit - te, Ge - sund an Seel und Leib.



1. Landmann hat ge - nug. Drum bleibt für euch, ihr Städter; der Landmann hat ge - nug.

Seltmere Frühlingpflanzen unserer Heimat.

Als in Sachsen die Gletscher der Eiszeit ihren Rückzug nach Norden vollzogen, ließen sie ein von Urfröhen durchzogenes Lumbrengebiet zurück, das wiederum nach der Austrocknung durch den Wind der Steppe Platz machte. In gewaltiger Breite durchzog der Elbstrom das Land, von Südosten her Pflanzen mitbringend, die nach ihrer ursprünglichen Heimat in den Steppen um das Schwarze Meer (Pontus Euxinus) pontische Pflanzen heißen. Der kurze, wasserreiche Frühling und die darauffolgende sommerliche Trockenheit dieser Gegenden ließ nur Pflanzen auskommen, die nach monatelanger Vorbereitung im Stillen sich rasch entschließen zu blühen, um ihren Lebensgang bald abzuschließen. Auch in unserem anderwärtsigen Klima haben die pontischen Pflanzen diese Lebensweise beibehalten. Im Verblühen begriffen ist schon der Märzener

Die Veröffentlichung regt vielleicht das Gedächtnis anderer Bauernschaften an und bringt uns die fehlenden Strophen. Es erscheint bei der drilichen Farblosigkeit des Liebes — weder die Elbe, noch die Heide usw. sind erwähnt — nicht ausgeschlossen, daß es auch in anderen Gemeinden erklang.

Viel charakteristischer ist die in Raditz gern gesungene „Dorfleiter“. Jeder Nachbar hing dem anderen darin etwas an. Einige Zeilen spotten:

„Fraunhems ham en großen Hund,
Trennfners Rake is ni ganz gesund.
Hertschens ham wenig Rüh,
Staffens (Stephans) ham völ Flüh (viel Flöhe).“

Ischelle Vater is e kleines Männchen,
Boiens Vater kommt mit dem Scheppe -
lännechen.

Günthers Mutter hat e Paar große Lat -
schen,

Berners Vater tut gerne batschen.

Berndts Vater hat e Paar kleine Pärbchen,
Pachters Mutter hat e Schnurrärtchen...

So verslog bei Trunk und Sang die Zeit, und oft lachte die Sonne des neuen Tages die Nachbarschaft beim Heimwege aus.

1) Trautmann, Raditz bei Dresden, in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens. XXI. Heft.

aus ihrem botanischen Namen schließen könnte. Sie sind im Gegenteil so selten, daß der Landesverein Sächsischer Heimatschutz sich entschlossen hat, mit Rufschele bestandene Hänge zu erwerben, um diese Pflanzen so wirksamer schützen zu können.

Nicht der Steppe, aber dem trockenen Klima Südastrilas sind die Gelbekrautgewächse eigentümlich. Im südwestlichen Sachsen, im Vogtlande, ist jetzt die Schneehelde (Erica carnea) im Verblühen begriffen. Wirtelständige, nabelförmige Blätter und halbzentimeterlange, fleischfarbige Blüten in einseitigwendigen Trauben kennzeichnen diese außerordentlich seltene Pflanze, die nur noch an ganz eng begrenzten Standorten erscheint. Wer will sich den traurigen Ruhm erwerben, sie völlig auszurotten?

Sämtliche genannten Pflanzen stehen unter dem Schutze der Sächsischen Pflanzenschutzverordnung vom 28. Mai 1923. Auch Ausgraben und Verpflanzen in Gärten ist verboten. Da sie nicht nur durch Schönheit ausgezeichnet sind, sondern auch wertvolle Aufschlüsse über die erdgeschichtliche Entwicklung unserer Heimat geben, wird die Allgemeinheit gebeten, die Behörden beim Schutze dieser Seltenheiten zu unterstützen. Diejenigen aber, denen von Pflanzenfreunden ein höflicher Vorhalt gemacht wird, sollen sich doch einmal überlegen, daß gewiß niemand gern andere, fremde Menschen zur Rede stellt, daß sie das nur tun, weil sie besetzt sind von dem Wunsche, nicht sich allein, sondern auch der großen Allgemeinheit die Freude an Schönheit und Erkenntnis zu erhalten.

(Landesverein Sächs. Heimatschutz.)

Baumblut oder Baumblüte?

Der Dresdener, der alljährlich um die Frühlingzeit seinen traditionellen Baumblut-Ausflug unternimmt und hinaus wandert in das herrlich im Blütenprangen glühende Elbtal, macht sich wohl in den seltensten Fällen Gedanken darüber, warum er die liebliche Obstbaumblüte mit dem Namen Baumblut belegt. Es kommt doch beispielsweise niemand in den Sinn, den jetzt in voller Schönheit prangenden Schmud der Fliederblüte etwa mit dem Namen Fliederblut zu belegen oder gar die bevorstehende Blütenpracht der Rosen mit Rosenblut zu bezeichnen.

Ausgerechnet das Blühen der Obstbäume, das ihm köstliche Früchte verspricht, heißt „Blut“! Warum wohl? Gemeinhin ist man geneigt in Hinblick auf den Provinzialismus „Boomblut“ diese Sprachform als ein berberisches Deutsch anzusehen und vereinzelt taucht auch schon für die herkömmlichen Baumblutsonntage die Bezeichnung Baumblütsonntage als „reinerer“ Sprachform auf. Aber wie die meisten Provinzialismen Urformen der deutschen Sprache darstellen oder auf solche hinweisen, so ist dies auch bei der Baumblut der Fall.

Die Worte Blüte, blühen, Blume entspringen einem althochdeutschen Worte, dem „bluojan“, was so viel wie aufspringen bedeutet. Die Sprache hat aber stets einen feinen Unterschied gemacht zwischen Blume und Blüte. Mit Blume ist der Begriff von Schönheit, Duft verbunden. Die Blüte

becher (Leucotium vernum), der große Verwandte des Schneeglöckchens. Oft in Gärten angepflanzt, findet er sich wildwachsend nur noch zerstreut auf Wiesen und in feuchten Gebüschen des Elbsandsteingebirges. In seiner unterirdischen Zwiebel hatte er die Nahrung aufgespeichert, die das rasche Blühen ermöglichte.

Auf sonnigen Hängen des Dresdner Kreises läuten jetzt die braunvioletten Glocken der Rufschele, über Rühenschele zu Rühenschele abgewandelt (Pulsatilla pratensis), den Lenz ein, im Leipziger Kreise wird sie ersetzt von einem größeren hellvioletten Verwandten (Pulsatilla vulgaris). Zu Pfingsten wollen beide Schwestern schon im Schmucke ihrer federigen Fruchtköpfe prangen. Oft an sonnendurchfluteten Abhängen stehend, leiden sie auch im Sommer nicht unter der Trockenheit, da eine holzige Pfahlwurzel tief in die Erde strebt in kühlere und feuchte Schichten. Beide Pflanzen sind durchaus nicht so häufig, wie man

dagegen weist auf die Fruchtbildung hin. Das Mittelhochdeutsche kennt deshalb schon zwei Ausdrücke für die blühende Pflanze, einmal „bloma“ und andererseits „bluot“. Bluot entwickelte sich weiter in „blut“ und im 17. Jahrhundert in „Blüte“. Das ältere Neuhochdeutsch bevorzugte noch die Wortform „Blut“.

So merkwürdig uns also das Wort „Baumblut“ anmutet, so ist dasselbe doch ein altes Sprachgut; das sich aus den Tagen des Althochdeutsch in unserer Gegend herübergerettet hat in unsere Tage.

Wie der deutsche Garten entstand.

In der ältesten Wirtschaft des Germanen steht der Ackerflur, der Wiese und dem Wald, die allen Mitgliedern der Gemeinde gemeinsam waren, als Sonderbesitz des Einzelnen das Hausland gegenüber, das dicht bei der Hofstatt lag. Dies Hausland wird seit Urzeiten zum Schutz mit einem Zaun umgeben und bildet so die Urzelle des deutschen Gartens, worauf schon das Wort Garten hinweist, das zu dem gotischen „gairdan“, gleich gärten, in enger Beziehung steht. Freilich sorgten die Früchte dieses „umgürteten“ Stück Landes nur für den Magen, haben noch nicht mit unserem „Garten“ zu tun, der erst in langer Entwicklung zur schönen Zier und Augenweide wurde. Noch heute aber lebt ein Abglanz jener frühesten Gärten, die sich in der deutschen Kultur entwickelten, auch aus der Anlage und Bepflanzung können wir noch Schlüsse auf die ferne Vorzeit ziehen. Von dem Hausland des alten Germanen sonderte sich im früheren Mittelalter in unseren alten Bauerngärten fort, und zunächst der Baumgarten ab, der bei der Freude der Deutschen an der Obstzucht bald eine hohe Bedeutung erlangte. Den ersten näheren Einblick in die Anlage deutscher Gärten gestattet uns die Verordnung, die Karl d. Gr. oder vielleicht auch erst sein Sohn Ludwig der Fromme über die Einrichtung der kaiserlichen Hofgüter erließ. Hier werden 72 verschiedene Gewächse aufgezählt, die der Gärtner anpflanzen soll. Zum größten Teil sind es Gemüse, Küchen- und Suppenträuter, wie wir sie auch heutzutage noch haben, und dann Heil- und Zierpflanzen, wobei freilich schwer zu sagen ist, ob bei der Anpflanzung der Lilie, der Rose oder des Mohns das Interesse an ihrer Heilkraft oder die Freude an ihrer Schönheit überwog. Jedenfalls aber sind hier die Anfänge eines Ziergartens gegeben, und diese findet man auch in den aus dem Jahre 830 stammenden Grundriß des Klosters von St. Gallen, auf den ein weitläufig angelegter, mit Grasflächen zierlich ausgestatteter Baumgarten vorgesehen ist. Der Baumgarten galt damals als Lustort; der Garten Gethemane oder das Paradies werden so bezeichnet, und welche bevorzugte Stellung er einnahm, geht auch aus den strengen Strafen hervor, die der Sachsenspiegel und andere Gesetze Obstdieben und Baumstüblern androhten. Die Blumen blühten sich zuerst in den Beeten des Arzneigartens ein, da sie ja vielfach zu Heilzwecken verwendet wurden. Die heilige Hildegard von Bingen zählt in ihrer Naturgeschichte eine Menge Blumen auf, wie Veilchen, Päonien, Labendel, und wirft sie mit den Arzneikräutern bunt durcheinander. Erst langsam ist aus dem klösterlichen Arzneigarten

der Blumengarten entstanden, der noch bis tief in die Renaissance den Namen „Arzneikräutergarten“ behält.

Es ist ein langer Weg, auf dem der Deutsche von der Würdigung der Heilkraft und des Wohlgeruchs einer Pflanze zum rein ästhetischen Genuß ihrer Farbe und Form gelangte. Christliche Symbolik wirkt da mit, und es ist kein Zufall, daß Rose und Lilie, die beiden Blumen, deren Schönheit das deutsche Auge — in einer Stelle des „Heliand“ — zuerst bewundert, als Sinnbilder der Gottesmutter erscheinen. Zunächst schätzt man nur duftende Blumen, und erst in den Klostersgärten erblickt allmählich auch die Freude an Farbe und Form. Den Reiz eines solchen Klostersgartens aus dem 9. Jahrhundert hat der Abt von Reichenau Walafried Strabo in seinem lateinischen Gedicht „Fortulus“ besungen. Sein Garten ist der älteste deutsche Garten, dessen Bild wir deutlich vor uns sehen. Er ist noch im wesentlichen ein „Burzgärtchen“. In dem Lustgarten des späteren Mittelalters waren Baumgruppen mit Kräuterbeeten, die viereckig wie die Felder eines Schachbrettes angelegt sind, und mit Grasflächen, die mit Feldblumen durchwachsen sind und dem Garten einen wiesenartigen Charakter verleihen. Wege führen hindurch, und mit dem Geplätscher des Brunnens mischt sich der Sang der Vögel. Hier ruht man nach getaner Arbeit, hier lustwandeln Frauen und zärtliche Paare; hier werden Feste aufgeschlagen für heitere Geselligkeit, tafeln die Ritter und zechen die Bauern. So sehr wird der Garten dem Deutschen zum Inbegriff alles Schönen und Herrlichen, daß ihm das Paradies, das er sich früher als eine Wiese oder einen Baumgarten ersieht, nun unter dem Bilde eines von Blumen durchdufteten „Wonnegarten“ vorstellt. Seit dem 13. Jahrhundert verkörpert sich dieser Paradiesgedanke in dem Ideal des „Rosengartens“, der in Helvendichtung und Minnesang zum Det der irdischen wie der himmlischen Glückseligkeit wird.

Ein vergessenes Kinderspiel.

Auch Kinderspiele haben ihre Moden und wechseln im Laufe der Zeiten. Heute sind die Ballspiele an der Reihe und erlernen sich der besonderen Beliebtheit der Kinderwelt. Nicht der einfache harmlose Fangball, den ja zu allen Zeiten die Mädchen besonders gerne übten, sondern der Fuß- und Schleuderball mit seinem Auswüchsen wird mit wahrem Fanatismus von den Jungen an allen möglichen Orten, in der Regel an den dazu am allerungeeignetsten der öffentlichen Verkehrswege, gespielt. Unsere Jugendjahre kannten diese Spiele nicht. Vor 40, 45 Jahren war es die Manie des Indianerspiels, die zum Leidwesen der Erwachsenen mit Eifer von der männlichen Jugend gepflegt wurde. Die Indianerliteratur, die „Indianerschwarten“, wie die Hefchen respektlos von den mit dieser Lektüre meist wenig einverständenen Eltern und Erziehern genannt wurden, waren der Nährboden für diese kriegerischen Spiele. Buffalo Bill mit seiner Truppe zog die Sucht des Indianerspiels groß. Jeder von uns Aelteren der heutigen Generation ist wohl, als er noch die Schulbank drückte, als Sioux oder Comanche mit Federbusch, Stalpmesser und Tomahawok auf dem Kriegspfade gewe-

sen und hat im Geiste die furchtbarsten Blutbäder unter den Bleichgesichtern angerichtet. Auch Räuber und Soldaten war lange Zeit das bevorzugte Spiel der Jungen und romantisch angelegte Naturen kämpften mit Holzschild und Schild als Ritter ohne Furcht und Tadel die gefährlichsten Abenteuer mit Drachen und Lindwürmern aus. Weit weniger kriegerisch, viel friedlicher war aber ein anderes Spiel unserer Jugendzeit, das mit demselben Eifer gespielt wurde, wie jene Spiele. Der heutigen Kinderwelt aber scheint jenes Spiel völlig unbekannt und ganz der Vergessenheit anheim gefallen zu sein. Denn wer kennt heute noch das gute alte „Häufeltippen“, jenes Spiel mit den Kernen der Pfirsiche, das in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf allen Fußwegen, in allen Höfen Dresdens mit wahrem Feuereifer getrieben wurde, mit demselben Fanatismus wie die heutigen Modespiele. Mit den reisenden Pfirsichen begann die Spielzeit des Häufeltippens, um bis in den späten Herbst hinein die Straßen und die Köpfe der Jugend zu beherrschen. Seine Technik und seine Spielregeln waren einfach. Drei Pfirsichkerne wurden zu einem „Häufel“ übereinandergesetzt. Zwei bildeten die Basis, einer die Krönung. Je nach Vermögen und Unternehmungsgeist setzten die Spieler gleichmäßig je ein oder mehrere Häufel. Je mehr Spieler, desto größere Gewinnaussichten waren für den geschickten Spieler vorhanden. Mit Ernst und Bedacht wurde mit drei wohl gemessenen Schritten von den Häufeln ab, die in Form eines Käsekorbes, eines Dreiecks mit nach dem Spieler zugerichteter Spitze aufgestellt waren, der Standplatz der Spieler festgelegt. Von da aus suchte jeder der Spieler mit wohlgezieltem Wurf eines möglichst großen Kernes nach genau feststehenden Spielregeln die einzelnen Häufel umzuwerfen. Die Spitze mußte zuerst fallen. Ein Erfolg berechnete zu zwei weiteren Würfen. Ein Fehlschuß ließ den nächsten an die Reihe kommen. Der Fall eines „Häufels“ setzte den glücklichen Spieler in den Besitz der ungeworfenen, getippten Kerne und geschickte Schützen konnten bei einigem Pech der Mitspieler in den Besitz des größten Teiles der von den anderen riskierten „Häufel“ kommen. Mancher, der mit einigen Kernen begann, konnte am Abend, ausdauernd waren wir wie alle Spieler, mit strotzendembeutel heimkehren, stolz auf die Erfolge und angestaunt und beneidet von den Kameraden. Große Empörung herrschte in der Spielgesellschaft, wenn ein rücksichtsloser Straßenspieler in die ganze schöne Spieelaufstellung hinein „safschte“. Wie heute die Jugend waren auch wir der Meinung, daß die Strafe in erster Linie unser Spielfeld sei und die Fußgänger erschienen uns als ein leider ganz unvermeidbares, aber sehr überflüssiges Uebel. Heute kommt wohl das Murrenspiel, das zeitweise mit Leidenschaft gespielt wird, dem „Häufeltippen“ am nächsten. Aber während dazu ein weicher Spielgrund zur Anlage der „Kuhlen“ erwünscht ist, waren die Granitplatten der „Trottoirs“ das gegebene Terrain für unser Spiel. Das Häufeltippen ist verschollen, ich glaube, nicht einmal dem Namen nach ist es unserer Jugend bekannt. Ob es einmal frühhliche Urkünd feiern und wieder Mode werden wird?

Fr. Kleinert.

Die Elbaue

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Köhschenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6.

Pfingstbräuche.

Von Friedrich Kleinert.

Wie alle unsere christlichen Hauptfeste in uralten heidnischen Gebräuchen wurzeln, wie das Weihnachtsfest das Fest der Winter Sonnenwende ist, wie wir im christlichen Ostern die erwachende Natur begrüßen, so reichen auch die vielerlei Gebräuche, die sich da und dort um die Pfingstzeit erhalten haben, weit zurück in eine Zeit, in der die Völker des europäischen Kontinents noch nichts wußten von der neuen Lehre, die da unten in dem Lande des Jordan aus einer zarten Pflanze emporwuchs zu einer Religion, die die Erde umspannen sollte. Die urchristliche Kirche der ersten drei Jahrhunderte wußte nichts von dem Feste, das wir heute in der hohen Zeit des Frühlings feiern, wenigstens deutet erst im vierten nachchristlichen Jahrhundert die ersten Spuren darauf hin, daß die christlichen Gemeinschaften 50 Tage nach Ostern ein Fest feierten, das dem Gedenken an die Ausgießung des heiligen Geistes über die Jünger Christi geweiht war. Und die Zahl 50 stand Bate beim Namen dieser Feier. Pentekoste, das griechische Wort für 50, war die Wurzel, aus der der Name Pfingsten entsproß. Und als dann mit der christlichen Religion auch die 3 hohen Feste der neuen Kirche den Völkern, auch unsern germanischen Urbätern, von den Verkündern der neuen Lehre zu feiern geboten wurde, da knüpften die Apostel des Christentums an die Gebräuche, die sie bei den Völkern vorfanden, die den neuen Glaubensbekenntern heilig, lieb und teuer, waren als eine Uebersetzung, als Gebräuche von Urbätern übernommen und die heidnischen Feste der alten Naturreligionen verwandelten sich unauffällig und unmerkbar in die hohen Festzeiten der christlichen Religion.

Dem Deutschen, der mit allen Fasern seines ganzen Wesens aufs engste mit der ihm umgebenden Natur verknüpft war, war der Winter, der ihn weit mehr als ihm lieb war an die enge Hütte fesselte, der seinen Wald, seine Berge unwegsam machte mit seinem Schnee und Eis, verhaßt und mit frohen Festen, mit heiteren Gebräuchen feierte er das Erwachen der Natur im Ostern, begrüßte mit Spielen und Tänzen das Blüten und Prangen in der Maienzeit. Erschloß doch die Natur in diesen Tagen wieder alle ihre Herrlichkeit, deutete doch die Blütenfülle an Baum und Busch hin zu jener gesegneten Erntezeit ehe der grämliche Winter wieder seinen Einzug hielt. Das germanische Volk, das doch allen wichtigen Ereignissen seines Lebens mit Sang und Klang die Weihe gab, konnte an solchen Zeiten nicht vorübergehen ohne sie mit festlichen Gebräuchen heraus zu heben aus dem Einerlei des Alltags. So

entstanden die Maienfeste, die wohl in den verschiedenen Gauen des deutschen Landes ein ander Gesicht und im Laufe der Zeiten eine andere Färbung zeigten, denen allen aber ein Grundton eigen war: eben die Freude an der erblühten, prangenden Natur. Auch bei diesen Festen hat unmerklich die Kirche ihre Hand im Spiel gehabt und hat nach und nach alle die Gebräuche, die die Maienzeit verschönten, um das Himmelfahrt und Pfingstfest gelegt. Weniger und weniger werden freilich die Erinnerungen an die Vorzeit unseres Volkes, die sich behnenden Großstädte, ihre fluktuierende Bevölkerung vergessen von Generation zu Generation immer mehr die alten ländlichen Gebräuche, die den Voreltern, als sie noch umweht vom Erdgeruch der eigenen Scholle draußen saßen, auf dem Lande heilig und teuer waren. Ein blasser Schimmer nur noch lebt da und dort in wenigen Sitten. Am meisten verbreitet ist zweifellos das Schmücken des Hauses mit dem frischen Grün der Maien um die Pfingstzeit, aber dahin und vergessen ist die ausgelassene Freude und der Jubel, mit welchem unsere Urahnen das frische Grün heimholten aus Busch und Hag. Das Elbtal kennt außer dieser Sitte überhaupt keinen alten Brauch mehr um die Pfingstzeit, es sei denn, daß man in den morgentlichen Ausflügen, in den Frühkonzerten der städtischen Gartenlokale einen Ueberrest finden will von jenen Maigängen, die besonders im Thüringer Wald und anderen Gebirgen noch heute Sitte sind und bei denen man noch heute wie in Urzeiten am frühen Morgen vom hohen Berge der aufgehenden Sonne entgegen jubelt. Ueberhaupt halten die Bewohner der Gebirge die alten Bräuche der Maienzeit noch in Treue ausrecht. Während bei uns der Maibaum die Birke ist mit ihrem frischen Grün und ein jedes Haus sich damit schmückt, setzt die Jugend der Dörfer des nördlichen Thüringer Waldes in jedem Dorfe einen Maibaum, eine schlanke hohe Fichte, deren Gipfel mit buntem Glitterwerk geschmückt ist. Jrgend eine Dorfgröße, der Wirt, der Schulz, der Gutsherr, bekommt den Raum vor sein Haus gesetzt und am Nachmittag vergnügt sich noch heute die junge Welt in lustiger Tante unter dem Maibaume. Im Erfurter Kreis setzten wieder die jungen Burschen den Mädchen Maibäume vor die Tür und die Freude der Dorfschönen über die Ehrung wuchs mit der Größe des gefetzten Baumes. Schon im 13. Jahrhundert findet man die Sitte des Maibaumsetzens erwähnt. Ein uralter Brauch ist auch der des Maikönigs und der Maikönigin in ihren verschiedenen Abarten. Maigraf, Maikönig, Laubmännchen, Laubkönig bis herab zum Pfingstlünnel im Erzgebirge sind die verschiedenen Namen für die gleiche

Urfitte. In Laub gehüllt die ganze Gestalt zieht das Laubmännchen in Thüringen im Kreise der Dorfjugend von Haus zu Haus und mit dem wunderlichen Gesang:

Holle Mutter im Hause
Sich und was herause.
Eier, Butter und Speck,
Gibt ein gut Geschled.

heischen sie Gaben, die dann am Nachmittage bei Spiel und Kurzweil in Gemeinschaft verzehrt werden. An anderen Orten führen die Mädchen eine wunderbar mit Tüchern und Lappentwerk verummante Kameradin zu demselben Zweck im Dorfe herum. Das eigenartige „Holle Mutter im Hause“ klingt fast wie eine Reminiszenz an die alte Sagen-gestalt der Frau Holle. Möglich, daß in diesen Maifspielen, in diesen Umzügen ein letzter Nachklang des Nerthuskultes der germanischen Nordens fortlebt. Eine eigenartige Sitte, die kaum noch in irgend einer anderen Gegend bekannt ist, lebte noch vor einigen Jahrzehnten in den sogenannten Lauchhörsfern in der Gothaer Gegend. Die alten laufenden Dorfbrunnen mit den anheimelnden Bornsäulen, die ihren Strahl in den breiten Brunnentrog spenden, wurden um die Maienzeit am frühen Morgen des Himmelfahrtstages mit Ketten von leeren bunten Eierschalen geschmückt. — Das rinnende Wasser und das der Ostara heilige Ei — Weibes Symbole des Lebens.

An der sächsisch-preussischen Grenze war vor einem Menschenalter noch die alte Sitte des Pfingstpaares zu finden. Ein Bursch und ein Mädchen verdeckten sich im Wald oder im Felde. Das Mai- oder Pfingstpaar. Das ganze Dorf zog zur Suche nach dem Paare aus, das gefunden unter den Klängen der dörflichen Musikanten feierlich ins Dorf geleitet wurde.

Unsere Volkshundler und Kulturgeschichtler wissen uns noch mancherlei zu erzählen von Pfingst-, von Frühlingsbräuchen, die heute noch gefeiert werden und denen man in der jetzigen Gestalt kaum mehr die Wurzel ansieht, aus denen sie entsprossen sein sollen. Die Schützenfeste sollen heute in ihrem Ursprung unkenntlich, Ueberreste sein von jenen Umzügen der Maikönige, die in die Städte verpflanzt, sich zu jenem kriegerischen Spiel umgewandelt haben. Glaubhaft erscheint die Deutung jener Reitturniere im sächsischen Niederlande, die auch neuer an einigen Orten veranstaltet wurden, als Ueberreste jener Wettritte und Wettläufe nach dem Maibaume, wie sie in alten Zeiten vielfach Sitte waren. Manche Forscher wollen sogar in den sportlichen Frühjahrsrennen einen Abzweig dieser alten Sitte sehen. Einen ganz merkwürdigen Brauch kannte man am Rhein. Die Jugend der Ahrdörfer pflegte sich im Mai unter der Dorflinde oder vor

der Kirche zu versammeln. Der anwesende Schöffe bot die Mädchen öffentlich aus, und jede gewann durch diese Versteigerung für die Dauer des Jahres einen Burschen, der sie zu den Festlichkeiten und Tänzen abholen, bewirten und danach heimbegleiten durfte. Meist eroberte der wohlhabendste Bursch das schönste Mädchen, das auch gewöhnlich zuerst versteigert wurde. Wenn alle Mädchen ihren Liebhaber gefunden hatten und das Geld einliefert war (wobon später die Musikanten bezahlt und die Bewirtung bestritten wurde), ging man fröhlich auseinander, und Mißlichkeiten oder Zwiste waren aus dem Weg geräumt durch Ausbieten und Ersteigern. Denn fremde Burschen wurden, wenn sie es wagten, sich einzuschleichen, fortgejagt, im Notfall verprügelt. Diese Mädchen hießen Maifrauen. Rheinauf und -ab haben sich solche Sitten gefunden, und in ertlichen Gegenden bis ins 19. Jahrhundert erhalten. So am Niederrhein als sogenanntes „Mailehen“, dessen Erträgnis aber wie zu St. Goar in den Stadtsäckel floß, sondern der Belustigung der jungen Leute diente. In St. Goar hatte man durch Jahrhunderte jährlich durch solche Versteigerungen eine Einnahme von etwa 30 Talern. Die Ausstellung der Mädchen geschah dort vorm Rathaus und in festlichen Gewändern. Jede wünschte die Schönste zu sein, oder doch den Beifall des Burschen zu erringen, der ihr am besten gefiel. Häufig folgten aus solchen für Jahresdauer gewonnenen Maifrauenchaften Verlobnisse und ein Bund fürs Leben.

Pfingsten! Die schönste Zeit im Jahre ist's. Noch ist ein Blühen, ein Sprossen, ein Werden, noch ein Hoffen und Erwarten. Und unsere alten deutschen Dichter haben dem holden Feste alle ein begeistertes Lob gesungen. Ja, einem Walthar von der Vogelweide galt das liebliche Maifest so viel, daß er es nur mit der Zeit der jungen Liebe vergleichen zu können meinte.

Das Sächsische Nizza.

Von Alfred Finsterbusch.

Mächtige Felsmauern am blauen Golf, dessen Wogen brandend an der Küste nagen; am Südbahang der Berge, gluthelk von den sengenden Strahlen der südlichen Sonne, rötlich blühende Pfirsich- und Mandelbäume und Heliotrop; Goldorangen, die aus dunklem, sattem Grün herausglühen; Marmorvillen an den steilen Hängen, umgeben von Oliven, Oleander und Edelkastanien: das ist die Riviera am Gestade des Mitteländischen Meeres, mitten darin die Blumenstadt Nizza.

An diese herrlichste Gegend der Erde glaubt sich der Fremde versetzt, wenn er zum ersten Male unsere Böhmitz aufsucht, das „Sächsische Nizza“. Auch hier eine schützende und Wärme spendende Bergmauer im Norden; an ihrem steilen Südbahange schmude, schloßähnliche Villen, reizende Schweizerhäuschen, jedes Lustkulum eingehüllt in saftiges Grün. Und von oben schauen weltvergessene, halb zerfallene Winzerhäuschen, eigenartige Türme, burgähnliche Schloßchen, von rankendem Wein umspinnen, in das liebliche Eden hinab, das in ungeahmer Schöne den trunkenen Blicken sich bietet, an dem man sich nimmer satt sieht. Jetzt im Lenze mußt du sie schauen, unsere herrliche Böhmitz! Wenn der holde Lenz im Elbtale

ist eingezogen und unsere Gegend in ein schimmerndes, duftiges Brautgewand hüllt, wie es in gleicher Pracht in unseren Breiten wohl nirgends wieder zu finden ist. Ueber Nacht öffneten die Pfirsichen und Aprikosen ihre roten Augenlein; und Kirsch-, Birn- und Apfelbaum wollen ihnen nicht nachsehen und sprengen die strotzenden Knospen; und nun treibt's und leimt's überall — das Blühen will nicht enden! Den Sandboden überkleidet das kleine Erdbeerfrüchlein mit weißem Leppich; bald lugen aus dem Grün der Blätter rubinrot die reifen, würzigen Beeren heraus — die ganze Böhmitz ein Meer von Farbe, Duft und Licht!

Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus! Folge mir, daß ich dir sie zeige, all die Pracht, die bei uns zu Hause! Auf wohlgepflegten, schattigen Wegen schreiten wir durch den herrlichen, nach dem Elbtale sich öffnenden Böhmitzgrund dahin, der von waldbeschmückten Felsen umrahmt wird. Zu unserer Rechten murrelt der Bach, an dessen Ufer uns Springkraut, Bergklee und Hahnenfuß zwinkern; bisweilen stürzt er sich rauschend über ein Mühlrad. Lauschige Plätzchen laden den müden Wanderer zum Rasten und Träumen.

Nun geht es aufwärts auf weichem Moose durch den schweigenden, würzigen, ozonreiche Luft ausatmenden Forst, über dessen Gipfel in blauer Ferne die runden Türme des berühmten Jagdschlusses Moritzburg emporragen, umgeben von fischreichen Teichen. Alte Kiefern wölben ihre Kronen über üppiges Heidelbeergestrüpp. Dazwischen eingebettet träumt ein stiller Weiher von Riz und Reel. Auf die saftiggrüne Waldwiese tritt aus schützendem Waldbunkel schon das zierliche Reh.

Nun ist die Bergeshöhe erreicht — ein Ausruf helfen Entzückens entringt sich wohl vom Munde eines jeden, der von einer der vorwuchsenden Bergkuppen, etwa von der Friedensburg oder vom Spitzhaus aus, das wunderbar prächtige Bild betrachtet, das ihm zu Füßen liegt. Von den grünen Cossibauber Höhen grüßen der Osterberg und die Liebenecke mit wehenden Fahnen herüber. Durch fruchtbare Auen wälzt der Strom seine mächtige Fluten dahin, auf denen gewaltige Ketteneschlepper daherkriechen, gefolgt von schwerbeladenen Zillen. Zierliche Dampfer durchsurchen das aufschäumende Wasser und überholen lange, unbeholfene Flöße, und mit leicht geschwellten Segeln zieht ein Segelboot seine Bahn, „da singt's und jubelt's drein! Du Schiffelein, gelt, das fährt sich gut in all die Lust hinein!“ Und zwischen Strom und Berg ein einziges Häusermeer, doch keine geschlossene Front von Großstadt-Mietkasernen, sondern reizende Landhäuser, die fast bis zu halber Bergeshöhe emporklettern, alle umgeben vom sattem Grün ihrer prächtigen Gärten. Und dahinter lang gestreckt, verwittert, eine Weinbergmauer über der anderen, Terrassen bildend, auf denen im heißen Sonnenbrande Gutedel und Muskateller reifen. Im Osten erglänzen im hellen Sonnenschein die stattlichen Türme der stolzen Residenz, behäbig drängt sich die Kuppel der Frauenkirche aus der Reihe der schlanken Genossen hervor — und drüber hinaus zeichnen sich in weiter Ferne die charakteristischen Silhouetten des Königs- und Liliensteines vom blauen Him-

mel ab. Wahrlich, ein entzückendes Bild von südlischer Schöne, ein Bild, wie es in unserem lieben Sachsenland nur eine Gegend bietet, unsere Böhmitz, das „Sächsische Nizza“!

Auf dem Himmelbusch.

„Am schlimmsten ist es, man fällt in die Hand der Menschen.“

Jeder Böhmitzer kennt den Höhenrücken, der, bei der Villa Mohrenhaus beginnend, sich hinter den Weinbergen hinzieht und beim Johannisberg abfallend sein Ende erreicht. Es ist unstrittig einer unserer lieblichsten Spaziergänge.

Willst du den ersten, warmen Frühlingssonnenschein so recht genießen, hier findest du ihn; suchst du am Sommerabend ein schattiges, friedliches Plätzchen, hier ist es; willst du die Bäume flammen und leuchten sehen in voller Herbstesprache, hier stehen sie! Bärte laden zu geruhigen Bertweilen, und das Elbtal liegt zu deinen Füßen, hundert mal geschaut und doch ewig neu, von der blaugrauen Silhouette der Sächsischen Schweiz bis zu den Türmen des Meißner Doms, die, einem Bilde auf Goldgrund gleich, im Westen schimmern. So oft ich den flammenden Abendhimmel sehe und die Stein gewordene Poesie dieser Lärme, wünsche ich, der Meißner, der vielgelästerte, der sie schuf, hätte sie — seines Lebens letztes Werk — geschaut von hier aus! —

Der Frühling dachte mir stets am schönsten auf dem Himmelbusch, aber nur wir älteren Böhmitzer haben die volle Schönheit gefasst, denn — sie war einmal! Seiner lieblichsten Blumenkinder haben ihn die Menschen beraubt. Wo sind sie geblieben, die blauen Leberblümchen und die violetten Glöckchen der Kuhschelle im grausilbernen Belzbröckchen? Vernichtet, ausgerottet haben sie die Menschen, haben gegraben und geräubert und nicht geruht, bis die letzte Pflanze verschwunden war! Das Leberblümchen ist ja wehrlos, denn es ist leicht aus dem Boden zu heben, wie es aber geklungen ist, die Puffatilla, die eine außerordentlich tiefgehende Wurzel hat, gänzlich auszuroten, ist unerfindlich, und es ist ein schwacher Frost, zu denken, daß die Pflanzentrüber wenig Freude erlebt und die Blumen kaum in ihren Gärten fortgebracht haben werden. Auch ein sübler Schachergeist mag auf dem Himmelbusch sein Unwesen getrieben haben: planmäßig ist Stück für Stück „abgeerntet“ worden; hausterten doch im vorigen Jahre noch Leute hier mit Farnkraut und „Waldbpflanzen“, die sie wohlweislich in einem Sack mit sich führten! — Welch ein Reichthum an köstlichen Walderdbeeren reifte früher auf dem Himmelbusch! Auch da heißt es: es war einmal! Wie bald war da ein Körbchen gefüllt. Die Schlemmer nahmen sie mit zu Berge nach Zitzschewitz und schütteten sie dort in ein Schöpplein Wein. Es war ja nur, weil man die Heimat leben lassen wollte.

Und bis in den Winter hinein reichte uns der Himmelbusch seine Gaben: Immortellen, weiße und rosenrote, wuchsen in Hülle, und umgaben als zierliche Kränzlein liebe Bilder daheim.

Wo wuchlen noch etwa so große Geselnnisse? Jetzt ist selten eine reise zu finden!

Doch die Heimat soll leben in ihrer Schöne und ein mächtiger Anwalt ist ihr erstanden im Verein Heimatschutz. Der hält seine schützende Hand über Fels und Bach und Busch und Baum und die Blume am Wege. Zu retten gilt es, was noch zu retten ist an botanischen Seltenheiten, nicht nur, auch an allerhand schlichten Pflanzen, die Habgier und Unverständnis auf's höchste gefährden; hier, am Himmelbusch, ist es zu spät! — Noch mehr erzählen Hänge und Hügel, nicht nur für die Torheit des heutigen Geschlechts legen sie Zeugnis ab, sie haben harmlos fröhliches Spiel geschaut in einer Zeit, die 70 oder 80 Jahre zurückliegen mag: ein fröhliches Treiben ist gewesen von Mädeln und Buben aus Raundorf und Zitzschewitz am ersten Ostertage jeden Jahres auf dem Himmelbusch. Jedes Kind hat seinen Schatz an buntgefärbten Eiern, in ein neues, buntes Täschlein geknüpft und sorgsam in Heu gebettet, herbeigebracht. Diese kleinen „Hudson“ warf man hoch in die Luft und fing sie geschickt wieder auf. Der Witz bestand aber natürlich darin, mit Schnelligkeit und Gewandtheit einander die Eier abzufangen. Das gleiche fröhliche Spiel hat sich in Dorf Zitzschewitz selbst, auf dem sogenannten Gänseplätzchen (in der Nähe der Grundstücke Denkmal der Dankbarkeit und Krampenburg) wiederholt, und in der Regel ist eine kräftige Prügelei das Ende gewesen, bis einer der „Bergherren“ mit der Haselrute den Friedensschluß beschleunigt hat. So hat das österliche Vergnügen nicht immer harmonisch geendet, aber die Augen des alten Winzers glänzten doch, als er mir unlängst erzählte vom „Eierkutschen“ von coucher = verstecken?) auf dem Himmelbusch.

Eine Dampferfahrt elbaufwärts.

von Regina Berthold.

Es gibt kaum etwas Schöneres, als eine Dampferfahrt im Frühling, und zwar ziehe ich mir die Richtung elbaufwärts, dem Elbsandsteingebirge zu, der entgegengesetzten Richtung bei weitem vor. Aber das ist Geschmackssache und über Geschmack soll man nicht streiten. Die lieblichen hügelgekrännten Ufer der Löbnitz, der immer breiter werdende Strom, dann Meißen, das altertümliche Städtel mit der wunderschönen Burg, dies alles bietet der Reize genug. Vielleicht ist es Tradition, aber mich deucht, daß diese Gegen zur Zeit der Traubenreife sich erst in vollster Schönheit entfaltet. Wie dem auch sei, eine Pfingstfahrt nach Wehlen und nach kurzer Wanderung von Rathen wieder zurück, gehört wohl zu den schönsten, was unser Sachsenland zu bieten hat.

Mögen es alle versuchen, die während den Feiertagen Dresden zu besuchen gedenken!

Pfingstglocken wecken den Schläfer, der an keinem anderen Tag so gern das Bett verläßt, wie zu Pfingsten, besonders wenn Frau Sonne mit freundlichem Lächeln die prangende Erde grüßt. Blau und klar steht heute die Elbe dahin, es scheint nicht derselbe Strom zu sein, der vor kurzem noch mit eisberbrämter, mißfarbener Schleppe die Ufer legte. Ja, Jungfer Elbe ist gut gelaut! Und da schaukeln die grün-weißen

oder lichtgelben Dampfer festlich geschmückt am Uferquai. Ein dichtes Gedränge von gepukten Gassen staut sich vor den Landungsbrücken, bis das helle Glockenzeichen zur Abfahrt mahnt.

Diese Dampfschiffglocke! Aus frühester Kindheit klingt sie mir herüber, wo eine Dampferfahrt nach Wehlen uns Kindern höchster Lebensgenuß dächte. Da, damals gab es noch kein Auto, kein Lustschiff, aber das Leben war auch noch kein so nervenauspeitschendes Hasten wie jetzt. Frieden und Ruhe waren im Genuß mit inbegriffen! Und diese beruhigende Wirkung übt eine Dampferfahrt auch jetzt noch aus, jetzt, wo wir just etwas derartiges gebrauchen können. Die Gäste sind verstant, haben es sich unter den breiten Schuttdächern oder auf dem Oberdeck des Salon dampfers bequem gemacht. Auch der Radkasten ist besetzt, und es sind zumeist Kenner, die diesen freien Platz, von dem sich der Strom und die Ufer am besten überblicken lassen, gewählt haben. Die breit ausgreifenden Radschaukeln setzen sich in Bewegung, peitschen das durchsichtige Wasser zu weissen glitzernden Schaumkronen, die rauschend gegen die Brückenspieler schlagen. Schön ist es, dem Spielen der Wellen zuzuschauen, halb aber wird der Blick von all den lieblichen Bildern gefesselt, die nun in buntem Wechsel vorüberziehen. Da heben sich die sanft geschwungenen Hügel der Vöschwitzhöhen, an deren Lehnen sich die Villa an Villa reiht, eingebettet in Blütenbäumen. Und immer höher wird die Hügelkette, die Gärten gehen in Waldbestand über, bis in jäher Ecke der herrliche Worsberg diese letzte Erhebung des Lausitzer Gebirges abschließt. Hier steht, dicht am Elbufer, von einem herrlichen Park umgeben, das im chinesischen Stil erbaute ehemalige Königschloß, von dem aus eine breite Freitreppe zum Fluß hinabführt. Drüben dann die langgestreckte Elbinsel mit ihrem alten Baumbestand, eine grüne, einsame Wildnis.

Gar idyllisch reihen sich nun Dörfer an Dörfer am Elbufer hin, die uralten Giebelhäuser, die alten Einsahrtstore, dem Wasser zugelehrt, während am anderen Ufer eine Gruppe hoher Silberpappeln die Landschaft ziert. Und bald wird dann das alte Städtchen Pirna mit dem imposanten Schloß, dem Sonnenschein sichtbar, ein Stück Altertum, wenn nicht die Eisenbahnbrücke und der hohe, schienenbelegte Damm an das Draußen und Hasten unserer Zeit gemahnte.

Hier beginnt das Elbsandsteingebirge, durch dessen waldbestandene Wälder der Strom sich ein Bett gewählt. In weiten Windungen arbeitet sich unser Schiff dem höher und steiler werdendem Gebirge mit seinen seltsamen Steingebilden entgegen. Kulissenartig schleben sich die Berge hervor, hier schroff abfallend, dort in sanfter Linie ansteigend, immer neue, reizvolle Bilder!

Und endlich schmiegt sich das Städtchen Wehlen malerisch am Ufer entlang. Hier verlassen wir das Schiff, um einen der schönsten Punkte der Sächsischen Schweiz, die Bastei, zu ersteigen, von der aus die wildromantischen Schwedenlöcher nach dem Amselfgrund, von da nach Rathen führen, von wo dann, noch im Glanz der Abendsonne die Heimfahrt beginnt.

Elbaufwärts geht die Fahrt schnell vorwärts, doch glänzt schon silbern der Mond und zeigt Strom und Landschaft in anbe-

rem, in magischem Zauberschein, bis endlich die Brücken und Türme Dresdens wieder vor uns auflauchen und wir müde von all dem Geschauten diese schöne Pfingstfahrt in das Buch unserer Erinnerungen einschalten.

Das Volkslied.

Manchmal ist es ein Wandersmann. Braun verbrannt und leuchtende Augen. Kräftig. Mit derbem Stod in der Hand, und schreitet fröhlich über Berg und Tal. Einmal durch grasgrünen Wald. Dann an Korn und Mohn vorbei. Hört den Brunnen rauschen in der Stadt. Verweilt bei den Schönen, scherzt und singt und küßt und liebt und lacht. Wenn er wieder weiterzieht, schauen ihm die Mädchen so eigen nach. Winken, lächeln und gehen still beiseite. . . Im Dorfstrug kehrt er abends ein. Trinkt und trinkt und treibt es toll. Und bezahlt keine Schulden. Keinen Bazen und keinen Gulden.

Manchmal ist es ein Königskind mit lichterem Haar und schönen Händen und silberner Schuhen. Das Kleid ist aus edelblauer Samt. Der Gürtel hat Perlen und Demantsteine und ein goldenes Schloß. Wenn die schneeweißen Füße durch die Wiesen laufen, bitten alle Blumen: Heb' mich auf! Aber das Königskind läuft weiter, immer weiter, bis an den Fluß. Dort setzt es sich auf eine Birkenbank und wartet auf den Abend, auf die Sterne und den Mond. Und dann weht der weiche Wind ein Lied und ein Lied vom anderen Ufer herüber, und das Wasser rauscht einen dunklen Akkord dazu.

Manchmal ist es ein wilder Ketter. Die Rosse wiehern und stampfen. Frense und Randare kirren und klingeln leise. Trompeten tönen feurig. Säbel blitzen im Sonnenschein. Und ho!ho! Vorwärts stürmt es im Galopp! Batterie und Eskadron. Vorwärts, immer vorwärts! Voran die fliegenden Fahnen! Abends aber leuchten sodernde Feuer am Himmel und werfen ihre traurigen Sonnen in die Nacht. Blut und Tränen tropfen auf die Erde.

Manchmal ist es ein fröhlicher Ringelreihen. Lauter liebe blonde und braune Kinder fassen sich an den Händen, drehen den Kopf nach der Seite und spielen und tanzen und springen und machen husch! husch! husch! Der liebe alte weiße Herr Dorf Kantor steht dicht dabei und guckt verträumt in dieses Kinderparadies. Sein müder Faltenmund lächelt ein seltsames Lächeln. Die Kinder! Ja, die Kinderchen! Sind alle so lustig und so fröhlich. Ihre Augen blitzen wie blankgeputzte Fensterscheiben. Und alles ist bunt: die Bänder und die Schürzen und die Röcke. Die Blumenkränze aber auf den Köpfen sind die allerschönsten Königskronen der Welt.

Und manchmal ist es ein wildes Hedenrosenkind. Du gehst den Weg durch das grüne Sommergelände. Auf einmal werfen sich dir lauter Hedenrosen, wilde, wilde, blaurote Hedenrosen an deine Brust. Mit Ruß und Dorn! Und du weißt nicht, ob du lachen sollst oder weinen. Du stürzest dich zur Erde. Du jauchzest in dem grünen Meer und schaukst durch das tiefe, tiefe Himmelsblau in die große Ewigkeit. Und alles blüht

und duftet, singt und klingt, daß du die ganze Welt vergißt. Du wirst trunken vor Freude, Glück und Seligkeit, und du meinst, du fliegst mit tausend goldenen Schmetterlingen und jubelnden Vernehmchören geradewegs in den Himmel hinein

Orchideen.

Eigenart und Schönheit sind wohl in höchster Vollkommenheit vereint in den Blüten der Orchideen. Zumeist sind es Kinder der Tropen, ausgewachsen im undurchdringlichen Urwald, im Moderboden, auf Bäumen oder gefallenem Niesen. Kühne, unerforschene Forscher sind vorgezogenen in die Wildnisse, um diese floristischen Schätze zu heben. Nichts erzählen sie mehr von den Schwierigkeiten, mit denen sie gewonnen wurden, wenn sie die Schaufenster unserer Blumenläden schmücken oder in Gewächshäusern als Stolz der Besitzer prangen.

Doch auch unsere Heimat beherbergt diese wunderbaren Blumengeschöpfe, freilich sind ihre Blüten kleiner, bescheidener ist der Farbenschmelz der Tropen über sie ausgegossen. Und doch, welche Wunder offenbaren sie dem sehenden Auge! In schattigen Wäldern stämmen uns blattlos Kestwurz (*Neottia nidus avis*) und Korallenwurz (*Corallorrhiza*) entgegen, deren Namen auf die eigenartigen Wurzelgebilde hinweisen. Kleine weißrote Blüten zeigt diese, etwas größere, schemenhaft braune jene. Gleich ihnen mit einem sehr verästelten Wurzelstock lebt in gleichen Wäldern der Wiberbart (*Epipogium aphyllum*) mit seinen großen bleichen, rötlich überlaufenen Blüten. Häufiger begegnen wir der Sumpfwurz oder Sitter (*Epipactis*), bräunlich-grün, rötlich und weiß bilden ihre wunderbaren Augen dem Wanderer vom Waldboden entgegen, wenn der Sommer ins Land gezogen ist. Waldböglein (*Cephalanthera*) hat der Volksmund eine der schönsten und seltensten Waldborchideen getauft. Unschuldsvoll und vertrauensvoll sieht es uns aus weißgelben oder auch rötlich überhauchten Gesichtchen an. Alter Aberglaube spiegelt sich in dem Namen Händelwurz (*Gymnadenia*) wieder, der eine bis kniehohle Pflanze mit purpurnen Blumen in vielblütigen, lodernen Aehren bezeichnet, die den Weg aus dem Walde auch schon auf die Wiese findet. Lichtliebend sind auch die Stendalwurz (*Platanthera*) mit weißen, wohlriechenden Blüten und das Zweiblatt (*Listera*) mit grünlichen Blüten in dichter Aehre. Zu bunten Teppichen gewebt aber finden sich die Knabenkräuter oder Ruckelsblumen (*Orchis*). Auf feuchten Wiesen erheben sich stolz und schön die häufigeren Arten (*Orchis latifolia*, *Orchis mascula*) mit ihren purpurnen Blütenähren und den eigenartig bräunlich gefleckten Blättern. An Pracht aber nicht zu übertreffen sind die Wiesen des Berglandes, wo eine Wunderblume sich neben der anderen erhebt mit abenteuerlichen Formen und leuchtenden Farben. Hier treffen sich die auserlesenen Vertreter aus Floras Reich, hauptsächlich geführt von der Kugelorchide (*Orchis globosa*) mit ihren fast kugelig zusammengedrängten, blaß fleischfarbenen Blüten. Es gibt Wiesen, auf denen über 10 verschiedene Orchideenarten zusammenstehen.

Die Schönheit der Orchideen liegt begründet neben den wunderbaren Farben in der Form der Blüten. In 2 Kreisen ord-

geordnet bilden die 6 Blütenblätter dadurch eine unregelmäßige Blume, daß das eine Blatt zu einer oft wunderbar geformten Lippe umgewandelt ist. Weitere Wunder sind dem forschenden Auge im Blüteninnern vorbehalten. Leider sind die Orchideen gegen die Einflüsse der Kultur sehr empfindlich. Lichtänderung, Drainage und künstliche Düngung können ihren Bestand vernichten. Es sind deswegen Kosten und Mühen nicht gescheut worden, Orchideenwiesen des sächsischen Berglandes uns zu erhalten. Möge nun auch jeder einzelne dazu beitragen, indem er an der Pracht dieser Vorfände vorübergeht, um sich im nächsten Jahre ihrer wieder erfreuen zu können. Aus dem angeführten Grunde ist es auch unmöglich, Orchideen in Gärten zu verpflanzen. Die schönste unserer Orchideen ist leider schon völlig in Sachsen ausgerottet worden und findet sich nur noch jenseits der Grenze, es ist der Frauenschuh (*Cypripedium calceolus*), ein Blütenmärchen voller Schönheit und Süße. Der Pflanzenfreund trauert ihm nach mit dem festen Vorsatz, die übrigen Orchideen erhalten zu helfen. Sie stehen alle unter staatlichem Schutze. Laßt den Schutz zur Wirklichkeit werden, den heimischen Pflanzen zum Segen, euch selbst zur Freude.

Die Urheimat unserer Küchenpflanzen.

Die Kartoffel, die in Amerika bereits in hoher Kultur stand, als der Erdteil entdeckt wurde, war ursprünglich in Chile heimisch. Sie wurde 1580 von den Spaniern nach Europa gebracht und ziemlich gleichzeitig auch von den Engländern eingeführt, die sie aus Virginia herüberbrachten. Die verschiedenen Rüben- und Kohlsorten, die durch die Kultur außerordentlich veredelt worden sind, sind in Zentraleuropa heimatsberechtigt. Die Kohlsorten, bei denen nur der Stengel und das Kraut essbar sind, wachsen noch heute in den Mittelmeerländern, Persien und Syrien in wildem Zustande. Knoblauch, Zwiebeln und Schnittlauch sind seit altersher überall als Kulturpflanzen bekannt; über ihr eigentliches Stammland ist man indessen im ungewissen. Eine Ausnahme macht nur die hierher gehörige Schalotte, die in Sibirien wildwachsend angetroffen wird. Der durch die Kultur stark veränderte Rettich ist vermutlich in der gemäßigten Zone heimatsberechtigt, ohne daß man die wilde Art, von der er seinen Ursprung herleitet, genau zu bezeichnen vermag. Der Lattich, dessen Stammbaum auf die Endivie zurückgeht, findet sich wildwachsend in Mittel- und Südeuropa, auf den Kanarischen Inseln, in Ägypten, Abyssinien und der gemäßigten Zone von Westasien. Die wilde Cichorie, die in ihren veredelten Varietäten neuerdings in der Küche wieder stark in Gunst gekommen, ist durch ganz Europa bis nach Schweden hinaus verbreitet und gedeiht auch in Kleinasien, Persien, Afghanistan und Sibirien. In den veredelten Varietäten gibt sie sich als eine Spielart der Endivie zu erkennen, die aus Indien zu uns gekommen ist. Die Artischocke ist die kultivierte Form der wilden spanischen Kardone, die auf Madeira, den Kanarischen Inseln, in Marokko, Südfrankreich, Spanien, Italien und den Inseln des Mittelmeeres heimisch ist. Der Spargel ist in Eu-

ropa und der gemäßigten Zone Westasiens zuhause. Das Stammland der Saubohne ist unbekannt, ebenso wie die Urheimat der Linse, Erbse und Schneebohne; doch nimmt man bei der letztgenannten an, daß sie aus Asien zu uns gekommen ist. Die Mohrrübe und Karotte endlich sind allenthalben heimisch, sie wachsen in ganz Europa, Kleinasien, Nordchina, Abyssinien, Nordafrika, Madeira und den Kanarischen Inseln.

Tageszeiten und Aberglauben.

Die verschiedenen Tageszeiten unterliegen nach dem Aberglauben des Volkes dem Einflusse guter oder böser Mächte, und manche Beschäftigung oder Handlung darf nur zu einer bestimmten Stunde des Tages ausgeführt werden, wenn sie nicht Unheil oder Schaden herbeiführen soll. So schreibt man demjenigen, was man frühmorgens unternimmt, eine Einwirkung auf die Zukunft zu. Steht man früh mit dem linken Fuße zuerst auf, so geht an diesem Tage alles glücklich, d. h. alles verkehrt, wenn es vormittags zu regnen anfängt, so hört es nach dem landläufigen Aberglauben den ganzen Tag nicht wieder auf. Bricht die Dämmerung herein, so soll man nicht mehr nähen, sonst arbeitet man an seinem Totenhemd. Der Abend sowie die Nacht stehen ganz besonders im Banne der geheimnisvollen Mächte. Am Abend darf man nicht in den Spiegel sehen, man ruft sonst allerhand Spukgestalten herbei. Rehricht soll man abends nicht mehr fortschütten, man würde damit sein Glück wegwerfen. Eine Spinne, deren Erscheinen am Vormittag Kummer und Sorgen prophezeit, gilt, wenn sie sich am Abend sehen läßt, für eine Glücksbotin. Muß man abends niesen, so steht einem am nächsten Morgen eine erfreuliche Nachricht bevor. Mitternachts sollen alle Geschöpfe der Finsternis ihr Unwesen treiben, und von 12 bis 1 Uhr herrscht bekanntlich die Geisterstunde, während welcher entsetzliche Spukgestalten die Menschen erschrecken und in der die Seelen der Toten gespenstisch durch die verlassenen Räume wandeln. Für unheilvoll gilt auch der Zeitraum von 12 Uhr nachts bis 6 Uhr morgens, in dem bekanntlich die meisten Menschen sterben.

Abschied.

Weiß mir eine kleine Hütte
Dort wo's Dorf zu Ende geht
Und in bunter Blumen Mitte
Still ein Myrthenbäumchen steht.

Mondschein zittert auf und nieder,
Leise streicht ein nächt'ger Wind
Und im schweren Duft des Flieder
Schlummert sanft ein holdes Kind.

Bögernd schreite ich vorüber
Schwer wird mir der Wanderschritt;
Einmal blick ich noch hinüber,
Doch die Sehnsucht wandert mit.

Abschied nehmen Welch ein Leiden
Weite Welt, nun du dich auf! —
Gib der Himmel, daß uns beiden
Zieht ein Wiedersehen herauf.

Die Elbaue

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Köpchenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 8.

Verkehr und Landschaft.

Hoch von unsern Lößnitzhöhen schweift der Blick über die gesegneten Fluren der Elbaue hinweg, über Gärten und Felder, hinüber zum heimatlichen Strom, zur ältesten Verkehrsstraße des Elbtales. Auf ihr fuhr der Sorbe mit seinem primitiven, gebrechlichen Fahrzeug hinunter ins deutsche Land, hin zur Magadaburg, um die Felle der heimischen Wälder, die Honigscheiben seiner Bienen, die Gefäße der häuslichen Kunst seiner Frauen einzutauschen gegen das Eisen und die Waffen, gegen das feine Tuch für seine Festgewänder.

Und neben der alten Wasserstraße zieht sich der jüngere Verkehrsweg, jene alte Meißner Landstraße durch die Auen, der alte Fürstenweg, auf dem Jahrhunderte lang sich der ganze Verkehr von Meissen nach Dresden und dem Böhmerlande hinzog, bis die jüngere Schwester am Berghange ihr die Bürden und Bürden als Hauptverkehrsader zwischen den beiden kurfürstlichen Residenzen abnahm. Auf beiden Straßen zog der Verkehr seine altgewohnten Bahnen. Die behäbige Postkutsche rollte gemächlich auf ihnen dahin. Schwerebeladene hochplanige Frachtwagen ächzten und knarrien unter ihrer Last. Entsetzt sprangen die Wanderer mit dem Felleisen, die Bauernfrauen mit den Tragkörben beiseite, wenn in mächtige Staubwolken gehüllt eine vierspännige Extrapost, den gelben Wagenkasten, zwischen Riemern und Federn hängend, heranbrauste. Dazwischen hinein quetschten die Schiebbocke der Bauern, brüllten die Kühe, die der Reifzug zugetricben wurden, und mit kräftigem Fluch über das unliebsame Hindernis jagte ein Stafettenreiter rücksichtslos durch die erschreckt auseinander-sprengende Herde.

So sahen noch bis vor wenigen Menschenaltern die beiden Straßen den Verkehr auf ihren breiten Rücken dahin ziehen.

Da kam drüber aus dem Lande der Engländer die seltsame Kunde, daß man dort gelernt habe, ohne Pferde mit Windeseile durch die Lande zu reisen. Der Dampf, der daheim aus dem Kochtopf brodelte, sollte dieses Wunder tun. Ungläubiges Kopfschütteln erregte diese Mär in den biederen Bauernköpfen der Lößnitz wie anderwärts, verlacht wurden die Klagen, die Weisheitsmichel, die in den Schänken behaupteten, daß dies möglich sei. — Als aber dann die Kunde kam, daß drunten im Frankenlande zwischen Fürth und Nürnberg einige unternehmende Köpfe es wahrhaftig versuchen wollten, eine solche Teufelsbahn zu bauen, da wackelte mancher Kopf entsetzt auch im lieben Sachsenlande ob solch freventlichen Uebermutes. Und als gar dann eine hoch-

weise königliche Regierung in Sachsen dem Drängen weitlichtiger Männer nachgab und ebenfalls den Bau eines solchen Satansdinges genehmigte, da zweifelte mancher brave Sachse an dem Fortbestehen der weisen göttlichen Weltordnung und die gräßlichsten Gefahren und schrecklichsten Folgen für die reisende und die übrige Menschheit malten sich in den entsetzten Gehirnen.

Aber die Eisenbahn zog doch ihr blankes Straß durch die Elbaue allen Angstmeiern zum Trotz. — Heute können wir uns unsere heimatliche Landschaft gar nicht mehr vorstellen ohne die blitzenden Binten der Schienen, ohne die Brücken und Viadukte, ohne die roten, grünen und gelben Lichter, die in dunkler Nacht heraufschimmern zu den Bergen. Den jagenden D-Zug, den gemächlichen Vorortsbummeler, den sauchenden Güterzug mit ihren wehenden Rauchfahnen sieht aus unserer Landschaft hinweg zu denken, ist der heutigen Generation unmöglich. Sind sie doch Symbole des weltumfassenden Verkehrs, der trotz aller Völkerfeindschaft Länder und Erdteile unlösbar miteinander verbindet. — th.

Aus den Kinderjahren der Leipzig-Dresdener Eisenbahn.

(Nachdr. verb.)

Nachdem im Jahre 1829 Georg Stephenson seine erste wirkliche brauchbare Lokomotive erbaut und damit die heutige Eisenbahn aus der Laufe gehoben hatte, begannen weit ausschauende Männer auch in Deutschland für die Erbauung von Dampfbahnen zu werben. Nürnberg-Fürth war die erste Bahn in Deutschland. Sachsen sollte bald folgen. Schon 1832 wies der Ingenieur und Pionierhauptmann Kunz auf die hohe wirtschaftliche Bedeutung einer Bahnverbindung der beiden Städte Leipzig und Dresden hin. Der amerikanische Konsul in Leipzig, Friedrich List, wirkte in seiner 1833 erschienenen Schrift „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem“ ganz besonders für das Zustandekommen des Projektes der ersten größeren Bahn Deutschlands.

Eine Gesellschaft zur Erbauung dieser Bahn bildete sich und nach jahrelangem Bemühen und unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten erhielt dieselbe am 6. Mai 1835 die Genehmigung zum Bau einer zweigleisigen Schienenstraße zwischen den beiden größten sächsischen Städten. 2 Monate später wurde das Enteignungsgesetz für den Bahnbau beschlossen. Die eingehenden behördlichen Erhebungen über die Rentabilität des Unternehmens errechneten eine Beförderung von 44 800 Personen und 886 000 Zentnern

und eine Einnahme von 99 127,2 Tfl. aus dem Personen- und 196 624,4 Tfl. aus dem Güterverkehr. Für die Fahrpreise bedingte die Regierung, daß dieselben den Posttaren der staatlichen Posten die Frachtsätze den Frachterlöhen entsprechen müßten. Besonders stellte man bei der Prosperitätsberechnung die Salztransporte, die von Preußen herüber auf bestimmte, althergebrachte Straßen, die Salzstraßen gewiesen waren, die Salzstraße in Coswig ist ein Ueberrest einer solchen, in Rechnung. Die Baukosten wurden mit 54 970 Tfl. 12 Gr. pro Meile veranschlagt, überschritten aber die Summe infolge der großen Schwierigkeiten des Baues bedeutend, so daß nach Fertigstellung der gesamten Linie die Meile auf 280 000 Tfl. zu stehen kam. Das Anlagekapital von 6 Mill. Tfl. war deshalb, da in die Baukosten das rollende Material nicht einbegriffen war, sehr niedrig, denn der gesamte Wagenpark bestand aus 105 Personen-, 131 Güterwagen und 22 Lokomotiven.

Am 29. Februar 1836 begann man mit dem Bahnbau bei Nachern. Die erste Teilstrecke Leipzig-Mitn wurde am 24. April des folgenden Jahres vollendet. Am 19. Juli 1838 wurde von Dresden aus die erste Teilstrecke nach Weintraube und am 7. April 1839 die gesamte Strecke Dresden-Leipzig in Betrieb genommen. Wenig Bequemlichkeit boten die ersten Eisenbahnwagen, die ungedeckt, offen waren und die Reisenden den Unbilden der Witterung und der starken Rauchbelästigung durch die Maschine aussetzten. Schuhbrillen, Wachstafelmäntel wurden deshalb in der ersten Zeit der Eisenbahn von unternehmenden Geschäftsleuten den wagemutigen Reisenden angeboten. Die Maschinen, die noch keine Funkenfänger auf ihren hohen Essen hatten, warfen ungehindert ihren Funkenregen auf die Fahrgäste. Später erst ging man zu gedeckten Wagen über, die jedoch nur offene scheibenlose Fensteröffnungen besaßen. Ein Fortschritt waren die Ledervorhänge, die später eingeführt wurden. Zur Sicherheit der Reisenden waren die Wagentüren nur von außen zu öffnen. Strenge bürokratische Vorschriften regelten das Verhalten der Reisenden während der Fahrt. Der einmal eingenommene Platz durfte während der Fahrt nicht verlassen werden. Aufstehen, auf die Bänke treten, Anlehnen an die Türen war streng verboten. So engherzig uns heutigen Reisenden diese Vorschriften erscheinen, die ganze Art des Betriebes, besonders der unruhige Gang des Wagenmaterials, erforderte solche Vorsichtsmaßnahmen zum Wohle der Fahrgäste. Eine Reise war also auch mit dem neuen Beförderungsmittel nicht gerade eine besondere Annehmlichkeit für die reisefrühen Damen und Vatermörder geschmückten Herren der zu

Ende gehendem Viebermeierzeit. Auch in früher Zeit schon ließ die Verwaltung zweierlei Arten von Zügen, die Postzüge, die nur an größeren Stationen, Wurzen, Luppe, Dahlen, Oschatz, Niesau, Briestewitz und Niederau hielten und die 1. und 2. Klasse führten und die sogenannten Packzüge, die neben Gütern auch Personen in 3 Wagenklassen beförderten und auf allen Stationen hielten. Während die erste Art gedeckte Wagen führte, konnte in den Packzügen der Reisende nicht mit dieser Annehmlichkeit rechnen. Der Aufenthalt war auf allen Stationen auf 1 Minute, in Niesau dagegen auf 10 Minuten berechnet.

Der Zugverkehr war anfänglich nicht umfangreich. Täglich verkehrten 4 Post- und 6 Packzüge zwischen den beiden Städten.

Die Sicherung der rollenden Züge und das Signalwesen war, nach unserem heutigen so überaus verwickeltem System gemessen, einfach und primitiv, der geringen Zugfolge entsprechend und genügend. Eine Abhängigkeit von einer zentralen Sicherungsstelle konnte man nicht. Der gesamte Signaldienst lag vielmehr dem Signalarbeiter ob. An sichtbaren Signalen konnte man schon die Semaphoren, die noch heute in Betrieb sind. Der Signalarbeiter stellte das 1000 Meter vor der Station befindliche Signal, sobald der rollende Zug mittels elektrischer Telegraphen auf der vorher gehenden Station abgemeldet war, selbst auf frei, wenn der Zug ohne Hindernis in die Station einfahren konnte. Die Signalfarben der nachfolgenden Leuchtensignale waren wie heute rot, grün und weiß.

Bis 1840 war das Signalwesen noch einfacher und lag völlig in den Händen der Bahnwärter, die am Tage die Signale mit der Handflagge, nachts mit der rot, grün oder weiß abgeblendeten Laterne gaben.

Eine sehr wichtige Person im ganzen Bahnbetriebe war ohne Frage der Bahnwärter. Von ihm hing das Wohle und Wehe der Reisenden ebenso ab, wie vom Maschinistenführer. In 16stündiger täglicher Dienstzeit mußte er vor dem ersten passierenden Zuge und dann noch 3 mal täglich die Strecke untersuchen. Die Zugfolge unterlag seiner Kontrolle. In Abständen von 10 Minuten durfte erst ein Personenzug dem anderen folgen, ebenso die Güterzüge, die von einem vorausfahrenden Personenzuge einen Abstand von 5 Minuten halten mußten. Kürzere Zugfolge hinderte der Wärter mit dem Signal „langsam fahren“. Eine genaue Uhr, die von der Verwaltung geliefert wurde, war ein Hauptfordernis eines geregelten Dienstes.

Mit welcher Vorsicht die Züge gefahren wurden, zeigt die Vorschrift, daß langsam zu fahren sei, wenn Menschen oder Tiere den Bahnkörper passierten, wenn ein Zug auf dem Nebengleise stand oder der Train aus einem Gleise in andere fuhr. Langsam aber sicher war die Devise jener Zeit. Der rollende Zug war unter sich durch die Signalleine, deren Zug die Dampfpeise der Maschine betätigte, gesichert. Daß mitunter ein ängstlicher Passagier die Beine zog, weil ihm der Zug — zu schnell fuhr, war eine der Kinderkrankheiten der Bahn, die öfter vorgekommen sein soll.

Aus ursprünglicher Zeit kamte der Bremserdienst auf den einzelnen Wagen. Jeder 2. Personen- und jeder 4. Güterwagen

waren mit je einem Bremser, der hoch oben auf dem Wagen tronte, besetzt, und die auf ein Signal der Dampfpeise die Bremsen gleichzeitig anzogen.

Wie der Signaldienst war auch der Weichendienst ganz auf die Zuverlässigkeit des einzelnen Beamten angewiesen, der vor Freigabe der Einfahrt in einen Bahnhof die Stellung der Weichen kontrollieren mußte. Bei der Durchfahrt eines Zuges mußte jede einzelne zu passierende Weiche von einem Wärter bewacht werden.

Eine Sicherungseinrichtung des Zuges selbst war der sogenannte Schutzwagen, der erste Wagen hinter der Maschine, der stets leer laufen mußte, eine Vorsichtsmaßregel, die noch heute auf Hauptbahnen besteht.

Unsere Leipzig-Dresdener Bahn, die heuer ihr 85jähriges Jubiläum feierte, war ursprünglich nicht in der heute bestehenden Linienführung projektiert. Beim Entwurfe der Linie wählte man den Weg von Leipzig über Borsdorf — Merchau — Mügeln (Oschatz) — Bommahsch — Meißen — Röttitz — Köhlschbroda — Dresden. Der sehr erheblichen Geländeschwierigkeiten wegen ließ man jedoch diesen Plan fallen und wählte die heute bestehende Führung. Man nahm lieber statt der vielen Kunstbauten der Bommahsch-Merchauer Linie die Durchstechung des Niederauer Tunnels in Kauf, die sich auf dieser Strecke nötig machte. Der 900 Ellen lange Tunnel wurde von 250 Freiburger Bergleuten hergestellt. Dieser Tunnel, der innen mit Pinaer Sandstein ausgemauert ist, wurde an 3 Stellen zugleich in Angriff genommen, indem man in der Mitte des Höhenzuges einen Schacht bis zur Tunnelsohle abteufte und links und rechts den beiden anderen Gruppen entgegen arbeitete. Die schwierige Bergmannsarbeit wurde damals mit einem ganzen Groschen die Stunde entlohnt.

Bescheiden waren die ersten Bahnhofsbauten auch an den Endpunkten der Bahn in Leipzig und Dresden. Wer von den älteren Böhmiern und Dresdnern erinnert sich nicht noch der niedrigen langgestreckten Gebäude des Leipziger Bahnhofs in Dresden, die zum Teil jetzt noch abseits des Neustädter Bahnhofs stehen. Wer nicht des alten düsteren Dresdener Bahnhofs in Leipzig mit seiner Drehfläche am Ende des Schienenstranges? Vernehmlich klingen uns noch die weiterschallenden Glockensignale, die die Abfahrt eines Zuges ankündigten in den Ohren. Wem steht nicht die sich fortwährend öffnende und schließende Schranke im Zuge der Pragerstraße am alten Böhmiischen Bahnhof vor Augen, vor der sich der ganze Verkehr dieser lebhaften Straße staut? Vorüber! Verschwinden! Wie klapprige Mangiermaschinen, die gegen die heutigen Ungelüme sich zwerghaft ausnehmen, erinnern noch an die Zeiten, wo sie stolz den Elzug unter Vorantritt glocken- und fahnen-schwingender Bahnwärter aus dem Leipziger Bahnhofe nach der Marienbrücke über die Straße führten.

Nicht immer glatt war freilich der Lebensweg der jugendlichen Eisenbahn. In schon vorgerückteren Jahren passierte es ihr 1876, daß ihr die wildgewordene Elbe, ihre Konkurrentin, die viel angestaunte Niesauer Elbbrücke einriß und lange hat dort der Verkehr durch Umsteigen und Uebersetzen aufrecht erhalten werden müssen, bis die interi-

erische Holzbrücke den Verkehr vom Ufer zu Ufer wieder vermittelte.

Aber von Jahr zu Jahr schritt der Menschengeist vorwärts, immer neue Verbesserungen, immer neue Erfindungen wurden in den Dienst der Sache gestellt. Und als 1876 der sächsische Staat die Leipzig-Dresdener Bahn von der Aktiengesellschaft erwarb, trat die Bahn in ein neues schnelles Stadium der Weiterentwicklung, die es zu der hohen Vollkommenheit führte, die unserer heutigen Generation selbstverständlich ist. Ein Kuriosum sei dieser Darstellung noch angefügt. Als die sächsische Regierung bei Projektierung unserer Bahn sich zu genauer Orientierung in der Materie sich aus New York alle erreichbare Fachliteratur verschaffte, kostete die Kiste, deren Inhalt 17 Tbl. 15 Gr. Wert hatte, die Kleinigkeit von 265 Tfl. 98 Gr. 8 Pf. Fracht! Ein deutlicher Hinweis auf die Notwendigkeit der Erleichterung und Vermehrung der Verkehrsmöglichkeiten.

Im Zeichen des Glücksrades.

(Nachdruck verboten.)

Mercur, der Götterbote, trug Flügel an den Füßen, ein Symbol der Geschwindigkeit. Unsere Eisenbahn führt ein geflügeltes Rad im Wappen als Zeichen des schnellen Verkehrs. Aber schon rütteln die Luftschiffe, die Flugzeuge an dem Ruhme derselben, die Träger der menschlichen Geschwindigkeit zu sein. Wie lange wird es dauern, dann ist die Eisenbahn etwas Veraltetes, Abgetanes, aber das unsere Epigonen vielleicht mitleidig lächeln werden, wie wir über die Versuche unserer Väter, Zeit und Entfernung zu überwinden. Aber gerade deswegen lohnt es sich, den jetzigen Betrieb der Eisenbahn einmal etwas näher anzusehen. Die Grundzüge desselben haben sich eigentlich wenig, fast gar nicht geändert, nur verbessert und vervollkommen hat man das, was man früher durch Erfahrungen als richtig und stoectmäßig herausgefunden hatte.

Eingleisige Strecken findet man nur noch auf Klein- und Nebenbahnen. Zwei-, vier- und mitunter sechsgleisig hat man die Strecken ausgebaut, und auf belebten Strecken für Fernzüge, Vorortzüge und Güterzüge je besondere Gleispaare geschaffen. Verwirrend geradezu ist das Schienenlabyrinth, wo mehrere Linien zusammenlaufen. Wie mancher mit den Verhältnissen nicht vertrauter Reisender wird ein geheimes Grauen empfunden haben, wenn er sich sorglos dem Verkehrsmittel anvertraut hat und rechts und links Züge an ihm vorbeisaußen. Erschreckt wird er zusammenfahren und in der nächsten Minute einen Zusammenstoß mit dem anderen Zug erwarten. Aber die Einrichtungen sind derart raffiniert ausgedacht, daß ein Zusammenstoß menschlicher Voraussicht nach ausgeschlossen ist.

Jeder Zug hat seine bestimmte Fahrstraße, die nur in dringenden Notfällen verlassen werden darf. Er darf nur auf dem Gleise fahren und in einen Bahnhof auf das Gleis einlaufen, das für ihn für allemal bestimmt ist. Die einzelnen Streckenabschnitte, in die der Zug einfahren soll, sind durch die verschiedenen Signale gegen verbotene Einfahrt gesichert. Nur wenn der Lokomotivführer ein Signal, das für das betreffende Gleis gilt, den Signalarm in 45° nach oben

gestellt, oder bei Dunkelheit grünes Licht sieht, darf er in den Streckenabschnitt einfahren. Dieses Signal am Signalmast steht nun noch in Verbindung mit einem „Vorignal“, das ohne Freistellung des Signals am Signalmast nicht auf „Durchfahrt“ gestellt werden kann. Um nun das nicht am Mast, sondern tiefer stehende „Vorignal“ besonders kenntlich zu machen, sind in jedem Vorignal Merkzeichen ganz auffälliger Art angebracht, die den Standort des Vorignals bei Tage bereits auf weite Entfernungen kenntlich machen. Zeigt das Vorignal „Warnstellung“, also nicht „frei“, so erscheint bei Tage eine volle runde Scheibe, gelb mit schwarzem Rande und bei Dunkelheit zwei schräg nach rechts steigende „gelbe“ Lichter. Bei Freistellung sind am Vorignal am Tage die umgelegte Scheibe, bei Dunkelheit zwei „grüne“ Lichter zu sehen. Roten Licht als Signal für verbotene Fahrt erscheint nur am Signalmast.

Ja, sagt da ein kritischer Leser, dann kann, wenn der Zug am Signal vorübergeht, das Signal gleich für den nächsten Zug stehen bleiben! oder nach Belieben in die „Freistellung“ gebracht werden! Nein, das geht nicht und der Wärter, der in dieser Hinsicht etwa einen Fehler macht, bringt nicht nur seinen, sondern auch den vor- und rückwärtsliegenden Streckenabschnitt in arge Verlegenheiten. Die Signale sind noch mit elektrischen Blocksignalen verbunden, und nur mit den vorher oder nachher auszuführenden Tätigkeiten am Blockwerk zu betätigen. Jeder Strecken- oder Stationsabschnitt ist durch Abhängigkeit von dem nächsten vor- oder rückwärts gelegenen Block gesichert und, wenn man mit offenen Augen längere Strecken einer Hauptbahn fährt, kann man wahrnehmen, daß an verschiedenen Wärterhäuschen „Block“ angeschrieben steht. Das sind diese Blockstellen, die die Wärter in Verlegenheiten brächte, wenn er Fehler in der Bedienung machte. Hat der eine Wärter seinem Nachbarwärter die Durchfahrt eines Zuges nicht zurückgemeldet, so kann der Nachbar für den nächsten Zug kein Signal nicht auf „frei“ stellen, der nachfolgende Zug muß halten und die Störung ist fertig. Bei Einfahrt in Bahnhöfe und in großen Bahnhöfen innerhalb gewisser Längen-Abstände ist das Verhältnis ebenso, hier sind die Sicherungen genau wie auf der „freien“ Strecke in ebenso sein durchdachter Art vorhanden. Selbst die unmittelbare Mitwirkung des Wärters hat man vielfach ausgeschaltet und die Signalfreistellung auf elektrischem Wege eingerichtet. Hat ein Wärter vergessen, oder war er nicht gleich in der Lage, sein Signal für einen ausfahrenden Zug auf „halt“ zurückzustellen, so fällt das Signal nach Erreichung eines gewissen Punktes der Strecke von selbst auf „halt“ und kann erst nach Rückmeldung oder Freigabe vom nächsten Wärter wieder auf „fahrt“ gestellt werden. Der ausgefahrene Zug muß also den nächsten „Block“ passiert haben, bevor das Signal sich wieder stellen läßt und ein Zug fahren kann.

Die innerhalb der Bahnhöfe die Fahrt aus einem Gleise in das andere vermittelnden Weichen stehen zu den Signalen derart in Abhängigkeit, daß das Signal zur „fahrt“ erst gestellt werden kann, wenn die in Frage kommenden Weichen richtig gestellt sind. Die Stellung des Signals verriegelt

gleichzeitig sämtliche in dieser Fahrstraße liegenden Weichen und hält sie so lange in dieser Lage fest, bis der Zug die gesamten Weichen durchfahren hat. Um anzuzeigen, daß dies geschehen ist und nicht etwa vorzeitig eine Weiche umgestellt werden kann, sind wieder elektrische Vorrichtungen vorhanden, die die Auflösung der Fahrstraße bezw. Umstellung der Weichen und Rückmeldung des Zuges an den letzten Wärter ermöglichen, wenn der einfahrende oder eingefahrene Zug eine bestimmte Stelle im Gleise erreicht hat. Diese Stellen liegen so entfernt, daß selbst der längste Zug mit 120 Achsen oder rund 1200 Meter Länge vollständig eingefahren sein muß. Auf mehrgleisigen Strecken findet man die Signale auf sog. Signalbrücken angebracht, wenn der Raum zwischen den Gleisen die Aufstellung einzelner Signalmaße nicht zuläßt.

Unsere Techniker arbeiten fortgesetzt an Verbollkommnung und Verbesserung der Sicherheitseinrichtungen und es dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, daß Züge durch ein nicht „frei“ stehendes Signal selbst zum Halten gebracht werden. Die Einführung der Luftdruckbremse auf allen Linien und schließlich die Elektrifizierung der Hauptstrecken werden dies mit sich bringen. Wer hätte früher geglaubt, daß z. B. Güterzüge mit einer Länge von etwa 1000 Metern mit der Luftdruckbremse gefahren werden könnten? Jetzt ist es bereits so weit, daß man, wo früher 6-8 Mann zum Bremsen eines Güterzuges nötig waren, hierzu keinen Mann mehr braucht. Der Lokomotivführer bremsst den ganzen Zug von der Maschine aus durch die Luftdruckbremse mit absoluter Sicherheit.

Wo früher den Reisenden im Notfall die Zugleine zur Verfügung stand, ist jetzt die Möglichkeit gegeben, von jedem Wagenabteil aus die Luftdruckbremse (Notbremse) zu ziehen und den Zug auf kurze Entfernung zum Stehen zu bringen. Nun wird der Begriff „Notfall“ vom reisenden Publikum mitunter merkwürdig aufgefaßt. Es ist vorgekommen, daß bei einem Streit unter den Reisenden ein Angstmeier die Notbremse zog, um Hilfe vom Zugführer zu erbitten. Oder es hatte ein in Schlummer versunkener müder Reisender das Aussteigen verpaßt und wollte durch Ziehen an der Notbremse erreichen, nicht allzu weit über sein Reiseziel hinausgeschleppt zu werden. Aber noch öfter ist es vorgekommen, daß bei sehr stark überfüllten Abteilen ein Stehplatz-Inhaber bei Stößen während des Haltens oder Losfahrens der Züge anstatt den von der Wagenbede herabhängenden Riemenhalter den Griff der Notbremse ergreift und sich daran festhält und schon ist das unberechtigte Ziehen an der Notbremse fertig. Eine bestimmte Formel über den Notfall läßt sich natürlich nicht aufstellen, denn selbst ein unsichtbarer Vorgang kann sich zum Notfall auswachsen. Ein besonderes Notbehelfsmittel sind die an den D-Zug-Wagen am unteren Teil in der Nähe der Langträger angebrachten Leitern. Der Zweck ist ein besonders wichtiger. Sollten bei einem etwa eintretenden Unfall die Wagentüren versperrt sein, sei es, daß die Tür beschädigt oder nur der Verschluss ungangbar geworden ist, wird die Leiter als Notbehelf benutzt, um einen Ausweg durch die Fenster zu schaffen. Auf deutschen D-Zuglinien wird mindestens in jedem D-Zug ein Wagen mit einer Leiter vorhanden sein.

Der Fortschritt in der den Reisenden geschaffenen Bequemlichkeit während der Eisenbahnfahrt ist ein ganz gewaltiger. Wer hätte früher geglaubt, daß man eine Reise von Berlin bis Rom oder von Dresden bis Bismarck in ein und demselben Wagen zurücklegen kann? Früher war selbst bei verhältnismäßig kurzen Strecken mehrmaliges Umsteigen nötig und die Jagd nach einem möglichst bequemen Schlafort am Fenster ging auf jeder Zugwechselstation von neuem los. Heute kann, wenn man über die nötigen Barmittel verfügt, eine Reise im D-Zug auf mehr als 1500 Kilometer ohne Beschwernisse zurückgelegt werden und man braucht auf nichts zu verzichten. Für die Bedürfnisse des Magens und der Leber sorgt der Speisewagen, die Nachtruhe verbringt man im immerhin bequemem Bett des Schlafwagens. Was fehlt dann noch? Selbst als Reisender 3. Klasse kann man diese Einrichtungen benutzen, denn seit neuerer Zeit fährt man auch Schlafwagen 3. Klasse. Auch für die Reisenden 4. Klasse hat man in weitestgehender Weise gesorgt, nur daß man nicht Speise- und Schlafwagen 4. Klasse führen kann. Aber schnelle und bequeme Beförderung so, auch der weniger begüterte Reisende haben. Man fährt jetzt auf den meisten Hauptstrecken sogenannte Eilzüge mit Wagen 4. Klasse. Sitzplätze für die Reisenden ermöglichen, daß ein von Dresden nach München Fahrtdauer nicht in Gefahr kommt, 14 Stunden stehen zu müssen. Diese Züge haben, wie die D-Züge, durchlaufende Wagen bis zu gewissen Stationen.

So rollt denn der jagende Zug in früher unsagbarer Geschwindigkeit seine Straße entlang, vorüber an all den sichtbaren und unsichtbaren Sicherungen und Vorsichtsmaßnahmen. Durch Sonnenschein und Wetter, durch Nebel und Nacht leitet ihn der menschliche Geist mit wenigen Griffen an komplizierten Apparaten. Kaum blüht der Wanderer auf, wenn über ihn auf Brücken und Viadukten der Schnellzug dahindonnert und im behaglichen Polster seines Abteils zieht der eilige Reisende unmutig seine Uhr, wenn irgend ein Hindernis den Zug zum Halten zwingt. Wenige aber bilden sinnend und ehrfürchtig auf das Wunderwerk der Eisenbahn, das menschlicher Geist, menschliche Wissenschaft und eiserner Fleiß in kurzer Entwicklungszeit geschaffen haben.

Die Reise nach Leipzig.

I.
Der Ahne. — 1839
(Nachdr. verb.)

Der ehrsame Bürger und Handelsherr Karl August Schramm, der am Pirnaischen Tore zu Dresden einen schwunghaften Handel mit Kolonial- und Ueberseewaren betrieb, hatte einen schwerwiegenden Entschluß gefaßt. Statt wie sonst die langen Jahre daher mit seinen beiden Freunden und Junitgenossen, Herrn Eisenstein am Alten Markt und Herrn Hünzel in der Frauengasse, in des Fuhrhalters Thammes Kesselfaleche zur Messe nach Leipzig zu reisen, wollte er diesmal allein und mit der neuen Dampfeisenbahn, die dieser Tage ihre erste Eröffnungsfahrt absolviert hatte, nach der Reichstadt fahren. Freilich hatte er noch gestern abend am Stammtisch im Goldenen Engel in der Bism-

druffergasse versucht, seine beiden Freunde zu der gemeinsamen Reise mit dem neuen Verkehrsmittel zu bereden. Aber die beiden würdigen Handlsherren hatten ganz entschleden die Teilnahme an dem wagehalsigen Unternehmen abgelehnt und gemeint, bevor sie sich dazu verständen, würde noch viel Wasser die Elbe hinunterlaufen. Sie überließen berartige für einen soliden Bürger und Familienvater unangebrachte Wagnisse vorherhand noch Leuten, denen nicht wohl wäre, wenn sie nicht bei allen Neuerungen gleich zuerst dabei seien. Herr Schramm war ob solch spitzer Reden seiner Freunde verärgert aufgestanden, hatte seinen grauen Zylinder auf's würdige Haupt gestülpt und mit der Bemerkung, daß man von beschränkten Menschen keinen Fortschritt erwarten könne, die gastliche Stätte verlassen.

So saß er am frühen Morgen noch verstimmt in seinen türkischen Schlafrock gehüllt am häuslichen Kaffeetisch und teilte mit wohlgesetzten Worten, während er sich seine Morgenhemmel mit Hönig strich, seiner Ehe- liebesten, Frau Mienehen Schrammin, mit, daß er am andern Morgen mit der Eisenbahn nach Leipzig zu fahren gedenke.

Frau Mienehen fiel vor Schreck die knusprige Dreierfemmel, die sie eben in den Kaffee tauchen wollte, mit großem Matsch in die duffende Brühe und entgeistert starrte sie nach ihrem gegenüberstehenden Eheherrn, der sich hinter die neuesten Dresdener Anzeiger versteckte. Mit — der — Eisenbahn? Nach Leipzig — Karl?, stotterte sie ganz verbuzt und entsezt. „Um — ja, liebes Kind!“ entgegnete dieser, „ein Kaufmann muß mit der Zeit fortschreiten. Bedenke! Zeit ist Geld! — Und außerdem.“ — „Auserdem willst du die verrückte Mode mitmachen“, fiel ihm Frau Mienehen ins Wort, „wilst wie ein junger Springinsfeld dein Leben auß Spiel setzen auf der Bahn, denkst nicht daran, daß der Train entgleisen kann auf der Riesaer Brücke und — und — ach, ich arme Frau, die so was erleben muß!“ — Schluchzend hielt Mienehen ihre Hände vor's Gesicht und weinte herzbrechend, und jammertlich ob ihres unbesonnenen Gatten. Er solle doch nur bedenken, jammerte sie, daß kein Mensch die schreckliche Schnelligkeit der Bahn vertragen könne, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen. Erst gestern habe die Frau Hofapotheker im Kränzchen erzählt, daß der Herr Stadtphysikus in der Offizin ihres Mannes gesagt habe, der Luftdruck sei imstande, bei den Reisenden ein Desastrum zu erzeugen und sie hat ihn himmelhoch und mit flehenden Worten ihr zu Liebe von seinem Vorsatz abzusehen. Vergebens wies der Hausherr seine Ehe- liebeste darauf hin, daß doch sogar der König mit dem königlichen Haus sich der Bahn ohne Schaden anvertraut hätte, aber er predigte tauben Ohren und verließ endlich den friedlichen Kaffeetisch mit dem bestimmten Befehl, ihm bis morgen früh alles zur Reise zuzurichten. Dann ging er in sein Gewölbe, in dem schon die Kundschaft fleißig ihre Tageseinkäufe besorgte. Dort gab er einem seiner Ladienbiener den Auftrag, sofort hinüber nach der Reustadt zu laufen und ihm für einen Taler acht Groschen ein Billett nach Leipzig für den morgen früh 9 Uhr abfahrenden Postzug zu besorgen. Im Gewölbe schwieg für einen Augenblick das geschäftige Treiben still.

Die Ladienbiener vergaßen die Wünsche der Kundschaft und die Hausfrauen und Dienstmägde, die sonst immer einen kleinen Schwach mit den Kommiss hielten, hatten es plötzlich sehr eilig, heim zu kommen und die große Neuigkeit, daß der Herr Schramm mit der neuen Eisenbahn nach Leipzig fahren wolle, ihren Nachbarinnen und Freundinnen zu erzählen. In einer Stunde wußte man es von der Birnaischen Gasse bis zur Dohnaischen und in der Schießgasse wurde die Neuigkeit ebenso eifrig besprochen wie in der Langengasse. Alles war verwundert ob des unbegreiflichen Einsalls des Herrn Schramm. Und als der würdige Herr Generalaccisinspektor Günther eben das Gewölbe betrat, um beim Eintauf eines Lothes Pariser Schnupftabak die Bestätigung des Gerichtes von Herrn Schramm selbst zu hören, kam gerade der nach der Eisenbahn entsandte Ladienbiener mit dem Billett für die Reise zurück und das kleine Rädchen wurde von allen Seiten bestaunt und besehen. — Oben in der Böhming hatte Frau Mienehen mit schweren Herzen die buntgeblümte Blüschreisetaische mit dem blanken Messingbügel aus der Schrankkammer geholt und begann mit trüben Sinnen dem Befehl ihres Eheherrn zu gehorchen. Und als Friedrich, der Hausknecht, den langgedienten Seehundkoffer vom Speicher brachte und vor ihr öffnete, fielen bittere Tränen in den weiten Bauch dieses Ungetüms.

Der Tag verging mit den Reisevorbereitungen schnell. Abends aber versuchte Frau Mienehen noch einmal einen Sturm auf den Willen ihres Gatten, der sich aber unwirksam die Albernheit seines besorgten Mienehens verbat.

Am andern Morgen war im Schrammischen Hause alles zeitig auf den Beinen. Früh stand Herr Schramm, die tabellose weiße Halsbinde um den hohen Vatermörder geschlungen, den gelben Radmantel mit den dreifachen Schultertragen angehan, und erwartete seine Ehe- liebeste, die ihn zum Bahnhof begleiten sollte. August, der Hausknecht, wartete, den Seehundkoffer auf dem Schiebbod, schon vor der Tür. Endlich erschien Frau Mienehen in seidener Mantille, den großen Schuttenhut mit dem Schleier auf das besorgte Haupt gesetzt, bekümmert und sorgenvoll. Ein würdevoller Abschied von den Ladienbienern und gemessen schritt Herr Schramm die Birnaische Gasse hinunter nach der Elbbrücke, hinüber nach der Reustadt. Gravitätsch erwiderte er die respektvollen Grüße, die ihm überall mit bewundernden Blicken geboten wurden. Schon vom Palaisplatz aus sah man die Rauchwolke aufsteigen, die die bereits fahrfertige Lokomotive in die blaue Morgenluft sandte. Am Bahnhof, auf der Freitreppe, war ein buntes Gewimmel. Mit Kind und Regel waren die verschiedenen Reisenden angekommen und harrten des Augenblicks, in dem der wichtig umherblidende Bahnhofsportier die drei hohen Glasüren, die zum „Perron“ führten, öffnen würde. Da —, ein Klingelzeichen, die Türen flogen auf und die Reisenden mit ihren Begleitern drängten sich eilig in die kleine Vorkhalle nach dem bereit stehenden Train und suchten sich schnell bequeme Plätze zu sichern. Herr Schramm hatte Glück. Er hatte sich einen Eckplatz in einem gedeckten Wagen gesichert und konnte nun unbesorgt der Reise entgegensehen. Auch Frau Mienehen war

etwas beruhigter, als sie ihren Hausherrn in dem niedrigen, engen Kasten untergebracht sah und dankte Gott, daß er nicht gleich vielen Mitreisenden die lange Fahrt in einer offenen Lowry machen mußte. Wieder ein Glockenzeichen. Behend kletterten die Bremser auf ihre lustigen Sitze auf den Dächern der Wagen. Noch einmal eine schnelle Umarmung, ein Kuß und eilig verriegelten die Schaffner die Türen von außen, die Reisenden ermahnend, sich ja nicht während der Fahrt an die Türen zu lehnen oder gar aus dem Fenster zu beugen. Die Lokomotive schnaubte und qualmte und in das Reden, Fragen und Abschiednehmen tönten schrill die drei letzten Glockenschläge. Gellend antwortete die Lokomotive. Zurück treten! riefen die Schaffner und mit Klaffeln, Nechzen und Stöhnen sezt sich der Zug in Bewegung dem fernern Ziele zu. — Hinter ihm her flatterten die Füchlein der Zurückbleibenden und heimlich wünschte manche besorgte Ehegattin gleich der Frau Schrammin die Tränen aus dem Auge, die ihnen der herbe Trennungsschmerz und die Sorge um den Liebsten verursacht, der sich dem schwarzen Ungetüm anvertraut hatte. Und während der Train durch die gesegneten Fluren der Böhming dem unheimlichen Oberauer Tunnel zu dampfte, trug Frau Mienehen ihren Kummer und ihre Sorge langsam heim in das Kaufmannshaus am Birnaischen Schläge.

Acht Tage später war große Freude im Schrammischen Hause. Der Kaufherr war wohlbehalten zurückgekehrt von seiner neuartigen Reise und Frau Mienehen, die ihn freudestrahelnd vom Leipziger Bahnhofe abgeholt hatte, hatte ihn, stolz auf ihren unternehmenden Gatten, im Triumph durch die Gassen geführt. Am häuslichen Abendtisch berichtete Herr Schramm seiner getreuen Ehe- liebeste, daß es doch ein eigenartiges Kribbeln in den Adern gegeben habe, als der Zug über die hohe Brücke bei Riesa gefahren sei und ein ängstliches Bäuerlein aus der Dommahscher Gegend habe gar bei Wurzeln die Notleine ziehen wollen, als der Train mit unerhörter Geschwindigkeit über die Müdenbrücke donnerte. Zwar, erzählte der Kaufherr, habe er nichts von dem ungeheuren Luftdruck gespürt, von dem der Herr Stadtphysikus gesprochen, aber er habe gemerkt, daß die andauernde Erschütterung recht unangenehm auf die sonstigen Körperfunktionen eingewirkt habe. Ja, er habe in Riesa in dem Packwagen klettern müssen, um dort, wo im ganzen Zug das einzige verschwiegene Kabinett vorhanden sei, die Fahrt bis Oberau, der nächsten Station, zu verbringen, wo aber schon wieder verschiedene Interessenten an dieser stillen Klause sich eingefunden hätten. Die errötende Frau Mienehen fand das schrecklich und bedauerte den Gatten, der sich solchen Strapazen ausgesetzt.

In den nächsten Tagen wurde das Schrammische Gewölbe nicht leer von Kunden. Merkwürdig, was für verschiedenartiger Bedürfnisse die Leute hatten, um im Schrammischen Gewölbe den Bericht der Reise zu hören, den Herr Schramm gerne seinen Kunden gab, und alle, sogar der würdige Generalacciskommissar waren darin einig, daß Herr Schramm doch ein unternehmender fortschrittlicher Mann sei. —

(Schluß folgt.)

Die Elbaue

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößchenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6.

Ländlicher Feuerschutz in alter Zeit.

Von A. Schruth.

Feu—er! Feu—er! Kein Ruf hat wohl auf dem Lande, in den Dörfern eine ähnliche, schreckhafte, aufregende Wirkung als der Feuerruf, der gellend die Gasse durchhallend, das nachtschlafende Dorf wie mit einem Zauberschlag zu wimmelndem, fieberhaftem Leben erweckt. Der gellende Feuerruf, das gresse Feuersignal peitschen auch den größten Phlegmatiker aus seiner sonst schwer zu erschütternden Ruhe auf. Und doch, wie viel hat der Feuerruf heute von seinem Schrecken, der ihm früher inne wohnte, verloren. Noch vor fünfzig Jahren gellte das „Feurio!“ den Landbewohnern viel fürchterlicher in die Ohren als den heutigen Menschen, die dank des überall so vorzüglich ausgebildeten Feuerschutzes den Feuerruf viel ruhiger und gelassener vernehmen als unsern Vorfahren es möglich war. Der Ausbruch eines Feuers innerhalb eines Dorfes war in früherer Zeit eine außerordentliche Gefahr für den ganzen Ort. Die feuergefährliche Bauweise der einzelnen Gebäude, die weiche Dachung, die Strohdächer besonders, die gegen heute mangelnde Wasserversorgung, die bei allem guten Willen unzureichenden Feuerlöschrichtungen brachten bei Ausbruch auch des kleinsten Brandes am entferntesten Teile des Dorfes einen jeden Einzelnen in die Gefahr, sein gesamtes Hab und Gut zu verlieren, durch die ungezügelter Flamme zum Bettler zu werden.

Heute sind, dank der fast überall vorhandenen Hochdruck-Wasserleitungen, dank der vorzüglich konstruierten Feuerlöschgeräte und dank der im kleinsten Orte vorhandenen gut disziplinierten Feuerwehren wesentliche Ortsbrände Seltenheiten. Und besonders in unserer Lößnitz, die in alten Zeiten überaus häufig von vernichtenden Bränden heimgesucht wurde, sind größere Brände in den letzten Jahren überhaupt nicht vorgekommen, trotz der vielfach noch vorhandenen altertümlichen Baukonstruktionen. Die verschiedenen großen Brandkatastrophen industrieller Werke kommen für unsere Betrachtung nicht in Frage, da die Vorbedingungen derselben ja meist in den betreffenden Industrien selbst liegen. Wie anders in alter Zeit. Man sehe sich z. B. nur das Brandkatastrophenregister Kößchenbrodas an, um von der Fortschrittbarkeit eines Brandausbruches eine Vorstellung zu erhalten. 1672 brannten 55 Grundstücke ab, 1724 waren es 48 Baustätten, die vernichtet wurden, 1744 „nur“ 5, 1747 wieder 35, 1774 wurden 30 Gebäude in Asche gelegt. Und 1805 zerstörte ein Brandunglück in anderthalb Stunden 58 Grundstücke mit 32 Scheuern völlig. Bei diesem Brande, wohl dem größten der neueren Zeit, wurde die ge-

samte Nordseite der heutigen Hauptstraße mit der Schule, die gesamte Vorwerkstraße und der größte Teil von Fürstehain vernichtet. Bei der fast regelmäßig katastrophalen Auswirkung der Brände in alter Zeit ist es selbstverständlich, daß man den Ausbruch eines Brandes mit allen Mitteln zu verhindern suchte und mit den strengsten Maßnahmen den Verkehr mit Feuer und Licht regelte. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wurde den Feuerstätten, den Herden, Öfen und Essen gewidmet. Waren doch gerade letztere vielfach die Ursache von Bränden. Die Ortsgerichte, heute sagen wir dafür Ortsgerichte, regelten streng das Reinigen der Essen und Schrieben, wie z. B. die Älten von Gorbitz, eine Lokalbesichtigung von Haus zu Haus durch die Ortsgerichte vor, daß die Rauchfänge auch wirklich zur bestimmten Zeit gereinigt worden waren. Auch die Ortsrügen von Kößchenbroda aus dem Jahre 1803 sehen unter Abt. C. Punkt 2 eine Bestrafung der Besitzer bei vorgefundenen Mängeln vor.

Einer weiteren strengen Aufsicht und Regelung war der Verkehr mit Feuer und Licht unterworfen.

Die Kößchenbrodaer Älten bestrafen mit 4 Groschen jeden, der „mit brennenden Spänen außer der Stube in Gebäuden herum oder sonst mit Feuer unvorsichtig umgeht, mit Vorbehalt der Strafe, wenn dadurch eine Feuergefahr entstanden sein sollte.“

In ganz besonderem Verzug stand das Tabakrauchen bei unsern Vorfahren. Es wurden darüber Vorschriften erlassen und deswegen Strafen verhängt, die uns modernen Menschen ganz ungeheuerlich erscheinen.

Noch 1650 war das Tabakrauchen, daß sich „in erbärmlichen Kriegläusen auch bei den Bauern eingeschlichen hat“, überhaupt verboten. 1712 wurde es nur im Hause gestattet. Mit brennender Pfeife im Hofe oder auf der Straße herum zu gehen, wurde streng bestraft.

Kößchenbroda bestrafte jeden mit 4 Groschen, der „auf dem Dorfe zwischen Gebäuden und in Höfen, Scheunen, Schuppen und Ställen mit brennenden Tabakspfeifen betrogen wird“. Und die Gemeinderrechnung von Cotta berichtet noch 1839, daß der Bauer Gottfried Dieze wegen Rauchens auf der Straße mit 20 Gulden bestraft wurde.

Das „Churfürstliche Feuermanat“ von 1775 verbietet das Baden bei Wind und bei Nacht. Ebenso das Flachsbrechen an feuergefährlichen Orten.

Ferner schreibt das Mandat die Verlegung der Backöfen außerhalb der Gebäude vor. Es verlangt weiter die Anlegung von Feuerzeichen. Bei diesen sollten mindestens

2-3 „Kadeberge“ Wasserbottiche auf Rufen stehen, die während des Sommers stets gefüllt sein mußten, um sofort zur Brandstätte geschleppt zu werden. Besondere Leiter- und Spritzenhäuser wurden in jedem Dorfe verlangt.

Eine weitere Vorsichtsmaßregel waren die Nachtwächter, die weniger der nächtlichen Sicherheit wegen als vielmehr wegen des Feuerschutzes angestellt waren. So finden wir denn noch in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts in fast allen Orten wohl einen Nachtwächter, nicht immer aber einen Tagwächter, einen Ortspolizisten. Und wo ein solcher Nachtwächter, dessen vornehmste Pflicht es war, „bei wahrgenommenen Schandenseuern die Dienstpflichtigen schleunigst herbeizurufen“ (Bitzschewig), nicht angestellt war, versehen den Nachtwächterdienst die Nachbarn, „welchen zu diesem Behufe Spieß und Horn der Reihe nach zugesendet werden“ (Vindenau). Freilich vermeldet Schuberth noch in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß der Spieß „manches mal statt zu wandern hinter der oder jener Haustüre schlummert“ (Niederlößnitz).

Vom Kößchenbrodaer Nachtwächter heißt es 1860: „Der Nachtwächter hat instruktionsmäßig im Sommer von 10 Uhr abends bis 3 Uhr früh, im Winter von 9 Uhr abends bis 5 Uhr früh die Straßen fleißig zu begehen und auf die Gehöfte Obacht zu führen auch das solches geschieht durch Hornblasen und Abrufen der Zeit an mehreren Orten zu erkennen zu geben. Nächstdem hat derselbe den Ausbruch eines Feuers im Orte durch fortwährendes Hornblasen, bei Beobachtung eines Brandes in den Nachbarorten durch dreimaliges in kurzen Zeiträumen zu wiederholendes Stoßen in das Horn zu signalisieren.“ Bei Tage hatte außerdem der Kirchschullehrer als Glöckner durch abwechselnde Schläge an allen drei Glocken im Falle eines Brandes im Orte oder durch Wechfelschläge an die kleine und mittlere Glocke bei auswärtigen Bränden das Feuer zu melden.

Wie waren nun die Feuerlöschrichtungen bei unsern Vorfahren beschaffen? Da trieb mir dieser Tage ein günstiger Wind ein Altentstück auf den Schreibtisch, das uns eine bis ins kleinste genaue Auskunft über den Zustand der Feuerlöschgeräte eines jeden Ortes der Lößnitz vor ungefähr 100 Jahren gibt. 1836 fertigte nämlich der Dominalweinbergsverwalter und Leutnant a. D. Ehrenfried Mittag ein Feuergerät-Verzeichnis der III. Amtshauptmannschaft des Dresdener Kreisdirektionsbezirks X. Feuerkommunalfariatsdistrikt an und verzeichnete von Trachau, Kaditz, Kadebeul, Serlowitz, Kößchenbroda, Fürstehain, Raundorf, Bitzschewig, Oberlößnitz, Hohlößnitz, Nieder-

Witten, Lindenau, Dippelsdorf-Buchholz und Reichenberg jedes Stück des vorhandenen Feuerlöschgerätes bis auf die einzelnen Schraubenschlüssel der Spritzen genau. Danach besaß Rößchenbroda eine Stoßspritze, die der Ort 1829 für 850 Taler gekauft hatte, weiter eine kleine Schlauchspritze mit Leder-schlauch, die 1750 für 100 Taler angeschafft wurde, außerdem waren als der Kommune gehörig 34 lederne Feuerreimer, 12 Leitern und 6 Haken vorhanden. Die Spritzen besanden sich in dem in der Mitte der jetzigen Hauptstraße gelegenen Spritzenhause.

Außer diesem Kommunalfeuerlöschgerät waren in den einzelnen Gehöften, entsprechend des Mandats von 1775, 46 lederne und 50 Wurzelfeuerreimer vorhanden, weitere 2 eisenbeschlagene Kannen, 105 Haken, 97 Leitern, 105 Laternen, 93 Handspritzen, 97 Böschwische und 97 Stangen mit Reifig, die angefeuchtet zum Ausschlagen eines entstehenden Brandes verwendet wurden. Die Laternen mußten bei Brandausbruch vor jedes Gehöft gehängt und angezündet werden.

Fürstenthain hatte nur kleines Feuergerät und keine Spritze. Raundorf hatte eine Schlauchspritze aus dem Jahre 1804, die die hohe Summe von 700 Talern gekostet hatte, 50 Ellen Hanfschlauch vermittelte das Wasser zur Brandstelle, während bei den Stoßspritzen der Strahl aus dem kurzen, 2 bis 3 Ellen langen Führungsrohr dirigiert wurde. Die Spritze war im Kasten mit Kupfer ausge schlagen und 2 kupferne Hülfsröhren. Die Raundorfer haben auf vorzügliches Feuergerät gesehen, was aber nicht hinderte, daß 1822 der ganze Ort wegbrannte. Außerdem waren noch 37 Handspritzen, 53 Böschwische, 48 Stangen mit Reifig, 65 kleine Feuerhaken, 52 Leitern, 103 Feuerreimer und 4 Wasserkannen vorhanden. Vorher hatte der Ort nur 1 kleine Stoßspritze aufzuweisen. Bütchewitz besaß 1 Stoß- und 56 Handspritzen nebst dem üblichen Feuergerät.

Der Weinbergverein Oberlöbnitz hatte nur 9 Rübelspritzen und 29 Handspritzen. Der Revisor bemerkt, daß „wegen Mangel an Wasser ein Mehreres an großem Feuergerät nicht vorhanden sei“.

Niederlöbnitz hatte mit Einschluß von Waderbarths Ruhe und der Landkrone, die damals zu Niederlöbnitz gerechnet wurde, gar nur 8 Handspritzen, 5 Haken, 70 kleine Leitern, 1 Böschwisch, und 15 Eimer. Auch hier wird Wassermangel als Grund des fehlenden Feuergerätes angegeben. Schwabitz wirft dem Orte aber noch 1880 vor, daß er sich in punkto Feuersicherheit auf die Nachbarorte verlasse.

Bei Lindenau lagen die Verhältnisse ähnlich. Jedoch wird da Mittellosgkeit der Gemeinde als Grund des mangelhaften Feuereschuzes angegeben. An Wasser hat es jedenfalls nicht gefehlt, denn Mittag führt nicht weniger als 14 Privatbrunnen, 4 „Plumpen“ und 10 Lämpel in den Gehöften an, während außerdem noch ein Kommunalteich und eine Kommunal-„plumpe“ vorhanden war. Auch in Raditz werden noch 4 Lämpel im Dorfe und 4 in den Gehöften gezählt. Heute ist keiner mehr vorhanden. Die Hoflöbnitz war merkwürdigerweise für eine kurfürstliche bezw. königliche Bestzung auffallend schlecht mit Löschmitteln ausgestattet. 1836 war nur eine „Tragespritze mit einem Rade“ und 2 Rübelspritzen vorhanden. Dazu gehörten noch 29 Feuerreimer,

2 Haken und 3 Leitern. Der heute noch in der Hoflöbnitz stehende Spritzenveteran ist entweder später angeschafft worden oder stammt aus einem anderen Orte. Vorzüglich in Ordnung war das Feuerlöschgerät in Dippelsdorf-Buchholz. Außer der Kommunspritze waren bei jedem der 33 Einwohner je eine Handspritze, Haken, Leiter, Böschwisch und Stange vorhanden. Zu den Feuerlöschvorrichtungen der alten Zeit gehörte auch als ein sehr wichtiges Bestandteil der Dorfteich, der ja seinen Ursprung meist eben dem Zwecke verdankte als Wasserammelstelle für die Spritzen zu dienen. Die alten Vorschriften legten auf die Pflege desselben großes Gewicht und wurde sehr darauf gesehen, daß er nicht etwa verschlammte. Die malerischen Nußbäume, die man heute noch vielfach meist vor den Scheunen alter Bauernhöfe findet, haben die Vorfahren zu allererst ihrer schönen dekorativen Wirkung wegen angepflanzt. Das dicke Laub derselben war im Sommer, wo die Feuersgefahr naturgemäß am größten, ein vorzüglicher Schutz gegen etwaiges Flugfeuer.

Der Feuerdienst der Einwohner war genau geregelt. Die Rößchenbrodaer Spritze wurde von 24 Mann aus dem Kreise der Anfassigen bedient.

Die Bespannung, vierpännig, lag den Pferdebesthern, die vom Spritzendienste befreit waren, der Reihe nach ob. Mitte der 60er Jahre bildete sich in Rößchenbroda eine aus 14 unberheirateten Mitgliedern bestehende freiwillige Turnersfeuerwehr, die in jener Zeit an vielen Orten entstand und viel Segen durch ihr Eingreifen bei Bränden gestiftet hat.

Eigenartig war der Feuerdienst in Bütchewitz geregelt. Durch die verstreute Lage des Ortes war es untunlich, alle Einwohner bezw. Anfassigen zum Feuerdienst heranzuziehen. Deshalb wurde derselbe den 59 Besthern des niederen Dorfes in einem Turnus von je 16 Mann übertragen, die bei einer Dienstleistung mit je 7 Gr. 5 Pfg. entlohnt wurden. Diese Entlohnung mußten die 59 Besther des oberen Ortsteiles durch Umlage jedesmal als Gegenleistung für die Befreiung vom Feuerlöschdienste aufbringen. Verweigerung des Vorspannens wurde mit einem Taler und in gewissen Fällen mit 8 Tagen Arrest bestraft. Fernbleiben vom Spritzendienste war mit einer Bön von 7½ Groschen und Nachleistung desselben belegt.

So war die Feuersicherheit eines Ortes durch die vorkstehend besprochenen Maßnahmen vollständig in die Hände der am meisten interessierten Ortsgenossen, der Anfassigen gelegt. Und wenn wir so oft von verheerenden Bränden in den Dörfern der alten Zeit hören, so ist daraus kein Schluß auf den guten Willen und die Hilfsbereitschaft des damaligen Feuerschuzes zu ziehen. Vielmehr waren diese Katastrophen in der überwiegend feuergefährlichen Bauart der Orte und in der Unzulänglichkeit der Feuerlöschmittel jener Zeit begründet. Auf die Bauart der alten Bauernhäuser wirft ein Mandat August des Starlen, das derselbe 1732 ins Land gehen ließ, ein interessantes Schlaglicht. Darin heißt es: „Nachdem bey dem in Unserm Landen sich hervorgethanen Holz-Mangel vonnöthen seyn will, daß, soviel als möglich, unsere Wäldungen geschonet werden und Uns zur Gnüge befanndt, daß der Mangel des Holzes fürnehmlich durch

Auffeckung allzugroßer und fast aus lauter Holz in denen Dörffern und Flecken aufgesetzter Gebäude, daran doch vieles öffter zu erspahren, begehren Wir hiermit, Ihr wollet die Unterthanen dahin beschreiben daß von der Bauerschaft auf dem Lande ihre Gebäude, den untent Stockwerk mit Steinen den andern aber mit geklebten Wänden und die Dachung mit Stroh oder Ziegeln aufzuführen, keineswegs aber mit hölzernen Schrotten auslegen noch mit Schindeln bedecken soll.“ — Das Mandat ist zwar aus forswirtschaftlichen Gründen und nicht von feuerpolizeilichen Gesichtspunkten aus erlassen, zeigt uns aber deutlich, daß Holzhäuser damals auf dem Lande noch gang und gäbe waren. So konnten dann auch in früheren Jahrhunderten Brände zu solch ortsbewichtenden Katastrophen führen, wie sie in der Chronik der Böhmitortschast so häufig bezeichnet sind.

Feueraberglauben.

Von Friedrich Kleinert.

Das Bewußtsein der Machtlosigkeit gegen die züngelnde Flamme, gegenüber dem Feuer, das ihm so oft die Hütte verzehrte, seine Habe vernichtete, ließ schon den primitiven Menschen seine Zuflucht zu geheimnisvollen Gebräuchen, zu Zaubersprüchen und Feuersegen nehmen. Mit allerhand abergläubischen Handlungen suchte er das schädliche Element, in dem er einen ihm unholden Dämon verkörpert sah, unwirksam zu machen oder es zu seinem Gunsten umzustimmen. Aus den Urzeiten herüber retteten sich diese Sitten bis weit in unsere Tage hinein und sind auch jetzt noch nicht ganz erloschen.

Bei unsern Großeltern war der Feuerreiter noch eine Gestalt, von deren geheimnisvollen Wunderkräften ein jeder völlig überzeugt war. So lebte vor hundert Jahren in der Umgegend von Rössen ein Gutsherr, dem die Kraft gegeben war, das Feuer zu bannen. Wenn irgendwo die Flammen ihr unheilvolles Werk vollbrachten, kam er in schnellstem Jagen angeritten, sprengte unter Murren geheimnisvoller Sprüche dreimal um den Brandherd und dann über fließendes Wasser, worauf der Brand erlosch. Das fließende Wasser schützte ihn selbst vor der Wut des Elements, daß den Beschwörer sonst selbst verzehrte.

Daß auch unsere Böhmit ihren Feuerreiter gehabt hat, ist bekannt. Noch heute lebt die Sage vom Raundorfer Feuerreiter, der den großen Brand von 1822 bannte, im Dorfe fort.

Noch bis in die jüngste Zeit war auch der Glaube an die Wirksamkeit des Feuersegens im Landvolke lebendig. In den Mitteilungen des Vereins für Sächs. Volkskunde wurde vor etlichen Jahren der Wortlaut eines solchen Feuersegens veröffentlicht, der noch 1915 in der Leipziger Pflege auf dem Lande gebräuchlich war. Und aus dem Jahre 1888 ist ein Feuerbann bekannt geworden, der mit wenig Abweichungen denselben, mitunter sinnlosen, Wortlaut hat. Solche Feuersegen wurden jungen Eheleuten mit ins neue Heim gegeben und von ihnen sorglich gehütet und aufgehoben. Er mußte im Hause bleiben, sollte er seine feuerbannende Eigenschaft nicht einbüßen.

Heidnischer und christlicher Glaube spielt in den wunderlichen Worten desselben

durcheinander, und der moderne Mensch hat Mühe, dem absonderlichen Gedankensaden zu folgen. Ein solcher Feuersegen lautete folgendermaßen:

† † †

Bist willkommen, du feuriger Gast, greif nicht weiter, als was du hast. Das zähl ich dir, Feuer, zu einer Buß, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich gebiete dir, Feuer, bei Gottes Kraft, die alles tut und alles schafft. Du wollest stille stehn und nicht weiter gehn; so wahr Christus stand am Jordan, da ihn taufte Johannes, der heilige Mann. Das zähl ich dir, Feuer, zu einer Buß, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit.

Ich gebiete dir, Feuer, bei der Kraft Gottes, du wollest legen deine Flammen, so wahr Maria behielt ihre Keuschheit und Reinheit, so mußt du, Feuer, bleiben an dem Ort. Das zähl ich dir, Feuer, zu einer Buß im Namen der Gottesmutter Maria und aller Heiligen.

Ich gebiete dir, Feuer, durch Gottes Kraft, daß du dich ruhig und still verhaltest und meinen Willen erfüllst. Dies befehle ich dir noch einmal durch Gott den Vater, den Sohn und heiligen Geist und durch Jesum Christum, den Triumphierer, der da kommen wird, die Welt durch Feuer zu richten. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi sei mein Wort so kräftig als das Vaterunser.

† † † S A † † † A M † † †

O A M D G

† † †

Weit verbreitet war auch der Gebrauch, das Feuer durch den vor das Tor des zu schützenden Gebäudes aufgestellten Dachtrag zu sichern. Der mit der Öffnung nach vorn an das Haus gelehnte Trög sollte den Wind von dem gefährdeten Hofe abwenden. Eine merkwürdige Sitte war es auch beim Räumen eines brennenden Hauses niemals zuerst die Federbetten zu retten, damit die Kräfte nicht vorzeitig erlahmten. Daß in der Dresdener-Meißner Gegend dem Gebet zum heiligen Venno, dem alten Meißner Bischof, eine besondere gegen das Feuer schützende Kraft zugesprochen wurde, berichtet schon Gräfe in seinem Sagenschap.

Aber nicht allein in den niederen Volksschichten waren diese abergläubischen Vorstellungen vorhanden, auch in den gebildeten Schichten sahen sie fest, so fest, daß sie einst im Weimarer Ländchen sogar ein Mandat des Herzogs Ernst August veranlaßten, das den grassierenden Aberglauben in bezug auf das Feuer sozusagen behördlich sanktionierte. Dieser Erlaß zeigt, daß man auch in sächsischen Kreisen völlig von der Möglichkeit überzeugt war, ein Feuer durch Beschwörung zu bannen. Das merkwürdige Dokument von 1742 lautet:

Von Gottes Gnaden, Wir Ernst Herzog zu Sachsen, Sächlich, Cleve, Berg etc. Fügen hiermit allen Unseren nachgesetzten Fürstlichen, Beamten, Adelligen, Gerichtshaltern und Räten in Städten zu Wissen, wesmaßen Wir austragender landesherrlicher Fürsorge alles, was nur zur Conservation Unserer Lande und getreuen Unterthanen gereichen kann, sorgfältig vorsehen und verordnen. Wie nun durch Brand-Schaden viele in große Armuth geraten können, dahero dergleichen Unglück zeitig zu feuern, Wir in Gnaden befehlen, daß in einer jeden Stadt und Dörffern verschiedene hölzerne Teller,

worauf schon gegessen gewesen, und mit der Figur und Buchstaben, wie der beigefügte Abriß besaget, des Freitags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Linte und neuen Federn beschriebener von nöthen sey. Sodann aber, wenn eine Feuers-Brunst, wovor doch der große Gott hiesige Lande in Gnaden bewahren wolle, entstehen sollte, ein solcher nur bemerktermaßen beschriebene Teller mit den Worten: Im Namen Gottes ins Feuer geworfen, und dasern das Feuer weiter um sich greifen sollte, 3 mahl solches wiederholt werden soll, dadurch dann die Glut unsehbär gedämpft wird. Dergleichen Teller haben ihm die regierenden Bürgermeister in denen Städten, auf dem Lande aber die Schultheiß und Schöppen in Verwahrung aufzubehalten, und bei entstehender Noth, da Gott vor sei, beschriebener Maßen gebrauchen, hiernächst aber, weil dieses jeden Bürger und Bauer zu wissen nicht nöthig ist, solches bei sich zu erhalten! hieran vollbringen dieselben Unsern resp. gnädigen Willen, geben in Unserer Residenz Weimar den 24. Dezember 1742. Ernst August.

Dem Mandat war das Bild eines solchen Feuertellers, deren übrigens in Thüringen noch einige existieren, beigefügt, und zeigt auf demselben die Buchstaben

A. G. L. A.

was bedeuten soll: Allmächtiger Gott, lösch aus! Darunter steht das Christuswort: Consumatum est = Es ist vollbracht. Drei Kreuze und ein den Teller der Länge nach teilender Pfeil mit 2 Ringen an der Spitze vervollständigen die Zeichnung dieses Zaubertellers, über dessen Wirkung begreiflicherweise keinerlei Nachrichten vorhanden sind.

Johannis- und Sonnenwendfeuer

Von Hans Ränge.

(Nachdr. verb.)

In vorchristlicher Zeit war das Sonnenwendfest mit seinem Flammen- und Opferdienst das höchste Freudenfest der alten Germanen. Mit großem Pomp und reichster Entfaltung verschiedenartigster Festgebräuche wurde der heilige Tag begangen. Wohl keine altgermanische Sitte hat sich bis in unsere Tage so allgemein erhalten; ihr Fortbestand liegt im Wesen des Volkes begründet. Nach Einführung des Christentums bestanden zum Leidwesen der Einführer der neuen Lehre die alten Gebräuche ungeschwächt fort; als nun die christlichen Missionare einsahen, daß mit den alten, unauslöschlich fortlebenden, liebgewonnenen Gebräuchen doch nicht zu brechen sei, schufen sie auf Anraten des heiligen Augustinus den Johannisstag, an das Geburtsfest Johannes des Täufers anknüpfend (24. Juni).

Nach alten Ueberlieferungen wurde der Holzstoß, der am Tage der Sommersonnenwende auf Berggruppen und heiligen Opferstätten aufgeführt wurde, nicht von einer Fackel, die durch Herdesglut entzündet war, entzündet, sondern das lodernde Element wurde mühsam, unter jeterlichem Schmeigen, aus zwei aneinandergeriebenen Hölzern hervorgeholt. Dieser Brauch hat sich bis zum heutigen Tage in Ostpreußen, in dem an Sondergebräuchen reichen Masurenlande erhalten: die Erneuerung der Herdfeuer. Ein trockener Eichenpfahl wird in sandige Erde gerammt und so lange schnell gedreht, bis er sich entzündet. Die zuvor verlöschten

Herdfeuer werden alsdann mit der frischen Glut aufs neue entzündet. Wehe, wenn dieses Feuer durch Unachtsamkeit vor Wiederkehr des Johannisfestes verlöschen würdel! Trübsal, Krankheit und Not, so schwerste Kriegeswirren wären sichere Folgeerscheinungen, und Nachbarn würden das betroffene Haus mit seinen nachlässigen Bewohnern meiden. —

Im frühen Mittelalter war der Brauch des Entzündens von Opferfeuern zur Zeit der Sommersonnenwende in deutschen Gauen, trotz tatkräftigstem Widerstand des Klerus, noch allgemein üblich. Aber Tier- oder gar Menschenopfer, die die Urgermanen an solchen Tagen dem Wuotan darbrachten, gehörten längst der Vergangenheit an. Nur sogenannte Tranopfer blieben lange bestehen.

Zu der Zeit, wo starke Hagelschauer oder Ungewitter der bevorstehenden Ernte Schaden bringen konnten, wurden Johannis-Not- und Schutzfeuer entzündet. Alte Korngarben, die noch vom Jahre zuvor vorhanden waren, wurden geopfert und alles Vieh durch das verglimmende Feuer getrieben. Zuerst ließ man, zum größten Gaudium der Jugend, die Schweine durch die Glut, dann das Rindvieh; schließlich folgten die sich heftig sträubenden und aufbäumenden Pferde, die in kurzem Galopp durch die Feuerreste geritten wurden. Mancher Reiter und viel Gekier hat dabei süße Brandwunden davongetragen. —

Im Salzburgischen hüpfen die Teilnehmer am Johannisfeuer noch heute neunmüde hintereinander durch die verlöschende Glut.

In einigen Gegenden wird das Johannisfeuer vor Eintritt des jungen Morgens, also um Mitternacht, verlöscht. Kein Fünkchen darf dann mehr glimmen, andernfalls Hexen und böse Geister, ja selbst der Teufel in eigener Person darüberreiten, ihre Holzschelte entzünden und damit das Vieh in den Ställen versengen, so daß es an Seuchen und anderen Krankheiten dahinsiecht. —

In Ries bei Passau an der Donau springen alle Teilnehmer am Johannisfeuer durch die ersterbende Glut. Hier, am bayerischen Wald, spiegeln sich alljährlich unzählige Höhenfeuer in der Donau; ein prächtiger, erhebender Anblick! Dabei kann man sich in graue Vorzeit zurückversetzen, als von dem Harz-, Thüringer- und Fichtelgebirge von jeder Höhe heilige Lohge gen Himmel züngelte, andächtig bestaunt und umjubelt von unseren opfernden und dem Meie zusprechenden Altvordern. — Am längsten sollen sich übrigens heidnisch-germanische Sonnenwendfestgebräuche bei Dürkheim erhalten haben. Brunhildensstuhl und Brunhildenhöhle bezeichnen die Opferstätten noch heute.

Am Johannisabend findet in Kärnten und in Oberbayern das sogenannte „Scheibentreiben“ statt. Runde Holzstückchen, die in der Mitte durchlöchert sind, werden auf einen Stod gesteckt, im Feuer zu Rotglut gebracht und dann an Bäumen oder Felsenvorsprüngen abgeschlagen, so daß sie in weitem Bogen, leuchtend gleich Meteoren, zu Tale fliegen. In deutschen Gauen, in denen Weinbau betrieben wird, läßt man gleichfalls den Brauch des „Scheibentreibens“. Je weiter die Glutscheiben fliegen, je prächtiger sie glimmen, um so reicher und gesegneter fällt dann die kommende Weinernte aus. —

In Tirol feiert man das Fest der „Scheiterweihe“. Dort wird auch an mehreren Orten eine Strohpuppe, „der Judas“, verbrannt. Diese Verbrennung trat wohl im frühen Mittelalter an die Stelle der üblichen Opfer frühgermanischer Zeit. —

Bei den Sonnenestbräuchen entwickelten sich in einzelnen Gegenden mannigfache Gebräuche; namentlich der Tanz spielt eine große Rolle. In einer alten Chronik wird berichtet, daß in Augsburg im Jahre 1497 auf dem Markte sogar Kaiser Maximilian mit seinem Sohne Philipp und der schönen Bürgerstochter Susanne Reithardt den Volkstreigen um das lodrende Feuer eröffnet habe, das „die Jungfrau Susanne in Brand gebracht habe“. — In Nordfriesland tanzen Seefleute und Fischer mit ihrem weiblichen Anhang um große Feuer, die dort „Bün“ genannt werden. — In süddeutschen Gebirgsländern tanzt man, nachdem zuvor Vielespaare ihr Verlobnis verkündeten, nach eigenartigem Rhythmus (St. Johannis-tänze, auch Weistänze genannt), die Jungbrüchen singen dann mit ihren Bräuten folgendes:

„Unterm Kopf und überm Kopf
Zu' ich mein Hütel schwenken;
Mädel, wenn d' mich gern hast,
Mußt mit durchs Feuer springen!“

In manchen Gegenden Süddeutschlands ist ein uralter Aberglaube noch heute verbreitet. Von angekohlten Holzschetten der Sonnenwend- und Johannisfeuer nimmt man Stücke mit nach Haus; sorgfältige Aufbewahrung dieser Holzschollenstücke soll Blitz- und Feuergefähr abwenden. Diese Ueberbleibsel werden sorgsam gehütet etwa wie in Niederachsen die „Gründonnerstags-Krengel“, die ebenfalls vor Feuer und Blitz Schutz verleihen und dem Besther im laufenden Jahre das tägliche Brot sicherstellen soll. —

Bis auf vereinzelte Ausnahmen hat sich in norddeutschen Gegenden der Brauch des Entschens von Johannisfeuern nicht erhalten, sondern ist auf das Osterfest zurückgedrängt worden. In Süddeutschland ist aber ein allgemeines Abbrennen der Johannisfeuer üblich.

Die Reise nach Leipzig.

II.

Der Entel 1924.

(Schluß.)

(Nachdr. verb.)

Der Großkaufmann Schramm legt soeben den Hörer des Fernsprechers aus der Hand. Er hatte seinem Leipziger Meßvertreter davon verständigt, daß er behufs Abschluß eines großen Geschäftes von dem ihm sein Agent Mitteilung gemacht hatte, sofort selbst nach Leipzig kommen werde. Er könne ihn — ein kurzer Blick auf die Uhr — mit dem Mittagzug erwarten. Ein Druck auf den elektrischen Knopf auf seinem Diplomaten-schreibtisch, ruft den Prokuristen herbei, dem er kurz die Anweisung gibt, ihm sofort die nötigen Unterlagen für das schwebende Geschäft bereit zu legen. In einer halben Stunde fahre er nach Leipzig. Der Bürobeamte geht. Einen Augenblick noch, lieber Richter! „Scheiden Sie bitte sofort Meier auf dem Bahnhof, er solle die Platzkarte lösen und mich erwarten. Lassen Sie auch das Auto vorkahren.“ Eine Verbeugung des Prokuristen. Schramm ist wieder allein.

Wieder greift er zum Fernsprecher und teilt seiner Gattin mit, daß sie ihn nicht zu Tisch erwarten solle. Frau Valerie draußen in ihrer Villa am Großen Garten nimmt gleichmütig die Mitteilung ihres Gatten entgegen. Sie ist an die plötzlichen Dispositionen ihres vielbeschäftigten Gatten gewöhnt. „Schade“, meinte sie nur, „wir wollten heute doch in die Oper, Patricia singt doch!“ „Richtig“, erinnert sich der Kaufherr, „das hatte ich vergessen, aber fahre bitte in die Oper, im Zwischenakt bin ich zurück.“ „Das ist nett“, tönt es zurück. „Also, auf Wiedersehen!“

Herr Schramm schreitet durch das Büro, nimmt die Geschäftspapiere, die ihm sein Prokurist reicht, und geht mit leichtem Gruß zum draußen harrenden Kraftwagen. Ein kurzer Ruck an der Kurbel und fort saust das Gefährt zum Bahnhof. Oben steht der Zug abfahrtbereit und mit der Gemächlichkeit und Ruhe eines Vielgereisten nimmt Herr Schramm Platz. Draußen lausen noch geschäftig die Schaffner hin und her, Türen öffnend und schließend. Springend rückt der Zeiger der Bahnhofsuhr näher der Jahreszeit. Ein letztes Klappen der Türen, schweigend hebt der Fahrdienstleiter die grün-weiße Scheibe. Schweigend setzt sich der Zug mit leisem Ruck in Bewegung. Menschenleer fast ist der Bahnsteig. Wenige, die irgend einen Abreisenden begleitet haben. Abschiedszenen sind unmodern. Langsam schiebt sich der D-Zug, gleich einer ehernen Schlange, aus den hochgeschwungenen Eisenkonstruktionen der Halle durch das Gewirr der Weichen und Kreuzungen. Signalarme steigen empor, runde Scheiben fallen. Ein geheimnisvoller Mechanismus. — Draußen auf der freien Strecke aber, hinter der letzten Weiche, geht ein Zittern durch die Glieder des langen Zuges und wie ein freigelassener Renner jagt der D-Zug mit eintönigem Gesang über Brücken und Viadukte durch die Felder und Auen an vorüber stürzenden Stationen vorbei seinem Ziele zu. —

Am Abend aber tritt Herr Schramm während des Zwischenaktes in die Loge seiner Gattin, die ihn lächelnd begrüßt. „Zurück?“ fragt sie leichtsin. „Wie Du siehst, meine Liebe“ ist die Antwort, „aber“, der Handelsherr nimmt neben der schönen Frau Platz, „man versäumt zu viel Zeit mit der Bahnfahrt, das nächste Mal werde ich das Flugzeug benutzen.“ Und Frau Valerie findet den Vorschlag ihres Gatten sehr verständig. — th.

Eilposten in Sachsen vor 100 Jahren.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts brachte dem deutschen Postwesen für die damaligen Verhältnisse einen wichtigen Fortschritt: die Eilposten. Die ersten Posten dieser Art richtete die Tagische Postverwaltung 1805 ein. Die folgenden Kriegsjahre waren der Weiterentwicklung nicht günstig. Erst fast 20 Jahre später, 1824 begann der verdienstvolle Oberpostamtsdirektor von Hütnner in Sachsen mit Einrichtung der Eilposten. Drei Jahre später verkehrten fast auf allen wichtigen Postkursen schnelle Eilwagen. Die Kurse Berlin-Dresden, Görlitz-Dresden und Hamburg-Leipzig machten den Anfang. Dann folgten Leipzig-Frankfurt (Ober), 1827 Dresden-Teplitz-Prag (zweimal wöchentlich). Da

der Eilwagen von Prag nach Wien 37 Stunden Beförderungszeit brauchte, konnte man in 57 Stunden von Dresden nach Wien kommen. Das galt damals als unerhörte Schnelligkeit. Es wurden leichte und bequeme Wagen benutzt, deren Preis sich auf 845 Taler stellte. Die Modelle dazu kamen aus Wien. Von Wagen zeigten einen großen Fortschritt in der Technik. Von Hütnner, der die österreichischen Postwagen 1818 gelegentlich einer Postkonferenz in Wien gesehen hatte, schrieb nach Leipzig, „Die österreichischen Hauptwagen übertreffen an Schönheit und Eleganz alles, was ich in dieser Hinsicht bisher gesehen habe. Selbst ein Fürst braucht sich ihrer nicht zu schämen, darin zu reisen.“ Die Meile (7500 Meter) mußte in 50 Minuten zurückgelegt werden. Der Weg Leipzig-Hamburg über Halle, Magdeburg, Stendal, Lenzen wurde in 55 Stunden zurückgelegt. Das Personengeld betrug 19 Taler 15 Groschen. Von Dresden bis München brauchte die Eilpost 88 und von Leipzig bis München 80 Stunden. Die Eilposten bedienten auch Briefe, kleinere Pakete und Geldsendungen. An Personengeld wurden für die Meile 8 bis 9 Groschen, jedoch kein Postillonstrinngeld erhoben, während für die „Diligence“, worunter eine bessere Fuhrpost oder ein Omnibus zu verstehen war, 6 Groschen, und für die gewöhnliche Fuhrpost 4 Groschen sowie 1 Groschen Postillonstrinngeld berechnet wurden. Mit der Entwicklung des Eisenbahnwesens sank die Zahl der bis 1840 mächtig ausgebreiteten fahrenden Posten. An die Stelle der Eilposten traten Eisenbahnposten, deren erste 1841 auf der Leipzig-Dresdner Bahn eingerichtet wurde.

Ein Mantel aus der Bronzezeit.

Torfstechende Landleute fanden in einem Moor bei Skara in Schweden einen halben Meter unter der Oberfläche einen langen Wollmantel von außerordentlich hohem Alter. Eingehende Untersuchungen von Montelius-Stockholm ergaben, daß das Kleidungsstück wahrscheinlich drei- bis viertausend Jahre an seiner Fundstätte geruht hat. Der schwedische Staatsgeologe Dr. L. von Post hat mikroskopische Studien an den Torfschichten gemacht, von denen der Mantel bedeckt war, und er ist dabei ebenfalls rechnerisch auf das angegebene Alter gekommen. Man weiß, daß Moor konservierende Eigenschaften hat; daraus erklärt sich die gute Erhaltung des Kleidungsstücks, das in seinem breiten Faltenwurf durchaus modern aussieht und an einen großen Hävelock erinnert. Wer mit dem Mantel bekleidet in Hamburg oder Berlin bei Schneewetter über die Straße ginge, würde in keiner Weise auffallen. Und doch war sein ursprünglicher Besitzer wahrscheinlich ein Zeitgenosse Hammurabis, des Königs von Babylon, und des Erzbaters Abraham. Als der Mantel gewebt wurde, existierten weder Rom noch Carthago.

Beiträge aus dem Leserkreise für unsere Beilage „Die Elbaue“ sind jederzeit willkommen.

Die Elbaue

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößschenbroda, Güterhofstr. 5. Fernspr. 6.

Der gelehrte Bauer v. Cossებაude

Von Alfred Zintnerbusch.

In wenig beneidenswerter Lage befanden sich die Bauern in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Noch hörig, von Fronen und Lasten aller Art gedrückt, war ihr Leben meist ein Kampf mit Armut und Entbehrung. Nur selten fand man einen Dörfler, der das Lesen, Schreiben, Rechnen verstand, da er das in der Schule Gelernte bald wieder vergaß.

Mit um so größerer Bewunderung muß es daher erfüllen, unter den Bauern der damaligen Zeit Männer anzutreffen, die aus eigener Kraft sich eine bedeutende wissenschaftliche Bildung erwarben.

Auch unsere Gegend kann den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, einen solchen gelehrten Bauer hervorgebracht zu haben; es ist dies Johann Ludewig aus Cossებაude, an den eine Gedenktafel an der Talstraße, Gehöft Nr. 6, erinnert, die die Inschrift trägt: „In diesem Grundstück wohnte der am 25. Februar 1715 in Cossებაude geborene und am 12. Februar 1760 hier selbst verstorbene gelehrte Bauer Johannes Ludewig.“ Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Energie dieser Bauern-Philosoph, -Mathematiker und -Astronom sich zu den Höhen der Wissenschaft emporgearbeitet hat!

Als Ludewig im Alter von 8 Jahren zum Rinderlehrer Grahl in die Schule geschickt wurde, empfand er gleich einen großen „Appetit zum Lesen“. Nach einem Jahr hielt ihn der Lehrer zum Schreiben an, was dem Knaben aber so schwer fiel, daß er am liebsten wieder davon abgelassen hätte. Als er aber die schwierige Kunst etwas erlernt hatte und merkte, daß man damit viel Nützliches verrichten könne, so übte er sich fleißig darin, machte Auszüge aus allerlei geistlichen und weltlichen Büchern und gelangte so nach und nach zu einer hübschen Fertigkeit.

Etwa im 4. Schuljahr beschloß sein Vater, den Sohn im Rechnen unterweisen zu lassen. Mit negativem Erfolg! Ludewig ließ die Rechenkunst als eine seinem Verstande unmögliche Sache wieder liegen, „und war der Anfang schwer, der Fortgang schlecht, der Ausgang nichts, und hatte ich also in der Schule neben meinem Katechismus deutsch lesen und schreiben gelernt, die Rechenkunst aber blieb zurück“.

Dann wurde Ludewig Kuhhirt. Nun ließ er das Bücherlesen fast ganz sein, das Schreiben wurde vergessen. Ludewig gesteht selber, daß er in zwei Jahren kaum eine Feder angerührt habe. Schuld daran waren die „in solcher Zeit häufig vorkommenden Lustbarkeiten und Ränke“, sowie die „Liebe zum Frauenzimmer“, er war „ein

echtes Mitglied des unartigen Pöbels“ geworden.

Die Not zwang ihn endlich, die früher erlernten Fertigkeiten wieder aufzufrischen und die Rechenkunst neu zu erlernen. Im Alter von 21 Jahren wurde Ludewig zum Ortssteuereinnahmer ernannt und erlitt häufig schmerzliche Geldverluste infolge mangelnder mathematischer Sicherheit. Er beschloß, das Fehlende nachzuholen, ließ sich von einem früheren Mitschüler ein anschauliches Rechenbuch beschaufeln: Anfänger Rechenbuch — und arbeitete es in 5 Monaten durch. Dann kaufte er sich die „Deutschen Rechenstunden“ und ward durch ein anderes Buch, den „Vorhof der Messkunst“ auf die Geometrie hingewiesen. Mit seinen selbstverfertigten Instrumenten zog Ludewig nach beendigtem Gottesdienst hinaus ins Freie und stellte die Höhen vieler diesseits und jenseits der Elbe gelegener Objekte fest.

Der „Vorhof zur Messkunst“ enthielt ein Bild, ein Weib darstellend, das in der Hand geometrische Instrumente hielt, darunter stand:

„Vermittelt meiner Kunst kann Himmel und auch Erden die Länge, Breit' und Höh' gar leicht gemessen werden.“

Das brachte den gelehrten Bauern auf das Studium der Astronomie. Er kaufte sich Beschecks „Vorhof der Sternwissenschaft“ und zwei Himmelkarten und kannte bald die wichtigsten Sternbilder und Sterne. Auch in die Philosophie vertiefte er sich, sowie in die deutsche Sprachwissenschaft.

Unter wech erschwierenden Umständen Ludewig seine Kenntnisse erwarb, das schildert er selbst: „Es ist solches nicht zu verstehen, als ob ich etwa eine Woche gearbeitet, die andere gelesen oder einen Tag um den andern damit gewechselt hätte. Nein, sondern ich habe diese Lektionen unter alle grobe Bauernarbeit einmischen müssen und nur hin und wieder eine Stunde oder etliche dazu anwenden können. Denn als ich in der Rechenkunst den Anfang machte, so geschah solches zu der Zeit, da ich mit dem Dreschflegel den Tag hindurch hundert und aberhundert Schläge zu einander abdrücken mußte, und wurde mir, weil ich noch unter dem strengen Gehot meines Vaters stand, von demselben nicht die geringste Zeit dazu freigelassen. Sobald es aber Feierabend wurde und ich von dem Dreschen ziemlich müde war, so nahm ich meine Rechentafel zur Hand und arbeitete zutweilen bis nach Mitternacht, ließ mich auch durch die Kälte nicht schrecken, welche mir dergleichen auf den Hals drang, daß ich vielfach beinahe Hände und Füße erfroren hätte. Nachdem ich aber die Regeln der Rechenkunst geoffet, führte ich stets ein Stück Kreide bei mir in der Tasche und machte allerorten, sowohl in dem Hause, als auch

in der Scheune Rechnungsexempel, also daß Türen und Wände davon illuminiert waren. Als die Frühlingszeit herbeikam und die Arbeit in dem Weinberg anging, so mußte mir ein kleines Schiefertäfelchen dienlich sein, auf dem ich, wenn ich alleine war und eine halbe Stunde gearbeitet hatte, inzwischen ein Exempel machte. Auch führte ich allezeit, auf dem Felde und in den Weinbergen, Bücher bei mir, und wenn wir in der Ernte einmal hindurch geschritten und die anderen zu ruhen pflegten, so las ich etliche Paragraphen durch.“

Im Jahre 1742 übernahm Ludewig die Wirtschaft des Vaters und verheiratete sich mit Regina Dieze. Eine wunderliche Bauernstube, in der er hauste! Die schwarzen Wände zeigten Kreisfiguren — mathematische Beweise! In dem Winkel zwischen Bett und Wiege stand der selbstgefertigte Schreibtisch: vier Säulen, darüber Bretter genagelt. Auf einem Brett an der Wand paradierten die Bücher, des gelehrten Bauern größte Schätze, ferner zwei Globen, eine Messscheibe, ein Lineal, zwei Zirkel ohne Reißfeder, deren Stelle eine Gänsefeder vertrat.

Im Jahre 1758 wurde der Oberatzkeisnehmer Dr. Hoffmann in Dresden auf Ludewig aufmerksam. Als die Vorsteuereinnahmer sich wieder bei ihm zur Abrechnung einfanden, teilte ihm einer heimlich mit, daß Ludewig viel in Büchern lese und die Sterne verstehe. Daraufhin unterhielt sich Hoffmann mit Ludewig und war nicht wenig über des schlichten Mannes Wissen erstaunt, der astronomische Berechnungen sicher ausführte. Hoffmann veranlaßte Ludewig, seinen geistigen Entwicklungsgang niederzuschreiben, und gab diese Arbeit mit zwei anderen Aufsätzen Ludewigs heraus. So lenkte er die Augen weiterer Kreise auf seinen Schützling, der auch fernerhin die Erzeugnisse seines Feldes und Weinberges auf dem Korbe oder mit dem Schublatren barfuß nach Dresden brachte, um sie auf dem Altmarkt zu verlaufen. Hier besuchten ihn die berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit, die den bäuerlichen Philosophen kennen lernen wollten. Im Jahre 1754 weilte Gottsched in Sachsens Hauptstadt. Ludewig wartete zwei Tage geduldig, bis er diesen Mann, durch dessen Schriften er gelernt hatte, sich richtig und deutlich auszudrücken, sehen und sprechen konnte. Gottsched erwähnt Ludewig in einer seiner Schriften mit merklicher Bewunderung seiner Gelehrsamkeit.

Zu Beginn des Jahres 1756 schickte Hoffmann Ludewig zu dem Professor Winkler in Leipzig. Dieser prüfte ihn mehrere Stunden lang und schrieb dann an Hoffmann: „Es ist wahr, dieser Mann hat in der Philosophie und Mathematik große Kenntnisse. Er denkt und urteilt von den Sachen mit Einsicht und

Verstand. Ich habe in die dritte Stunde mit ihm diskutiert, ihm schwere Sachen vorgelegt und ihm Zweifel gemacht; aber er hat mir alles gründlich beantwortet. Er ist wirklich ein Philosoph und Mathematiker und beschämt manchen Gelehrten, der auf der Universität gelebt hat.“ Hoffmann hatte die Absicht, ein zweites Buch über Ludwig herauszugeben; doch ist das jedenfalls infolge der Kriegswirren unterblieben. Nur ein Artikel Ludwigs ist noch in den Dresdner „Gelehrten Anzeigen“ abgedruckt worden.

Nicht lange war es Ludwig vergönnt, seinem Drange nach Vervollkommnung zu leben. Schon im Alter von 45 Jahren starb er und wurde am 16. Januar 1760 des Kriegs wegen in der Stille auf dem Friedhof zu Briesnitz beerdigt. Erst am 22. Juni fand eine kirchliche Feier zu seinem Gedächtnis statt. Die anfangs erwähnte Inschrift am einstigen Ludwigschen Grundstück ließ der Verschönerungsverein zu Cossbäude im Oktober 1873 anbringen.

Erinnerungen eines alten Löhnigers.

Wenn man etliche Jahrzehnte außer Landes zugebracht hat und dann das Glück hat, auf seine sogenannten „alten Tage“ wieder um in der Heimat wohlvertrauten Pfaden zu wandeln, dann zieht man immer wieder Vergleiche zwischen dem Einst und dem Jetzt. Da das letztere wie etwas Selbstverständliches den verehrten Lesern bekannt sein dürfte, will ich desto mehr vom Einst unserer Löhnigkeit plaudern, wie es sich etwa in den 60er Jahren vorigen Jahrhunderts in meinem Gedächtnis festgelegt hat. Dabei sei aber zugegeben, daß man als Kind seine Umgebung mit ganz andern Augen mißt, als wenn man erwachsen ist oder sich gar schon zu den Alten rechnen muß. So mag wohl manches Erlebte aus Kinderzeit erst durch Elternmund dem Gedächtnis zum Selbsterlebten geworden sein. Die Löhnigorte haben meiner Ansicht nach im allgemeinen durch ihr Anwachsen zu einer Gartenstadt gewonnen; aber in vielen Einzelfällen haben leider frühere landschaftlich reizvolle Punkte, bezw. eigenartige Gesäule und Anlagen, viel eingebüßt oder der Neuzeit (dem Schema) zum Opfer fallen müssen.

Blicken wir in früheren Jahren erdbeerenpfügend oder den Winzern nachlektorn vom hohen Weinberge aus ins Elbtal, waren Raubgärten nur unmittelbar bei den Häusern der Bergbesitzer wahrnehmbar, an den Hängen Weingärten, darunter weit hin leuchtende Saatflächen, meistens bis zur Meißner Chauffee hin. Einige wenige mauereingefasste Weingärten zogen sich von Kößchenbroda bergan. Ueberall längs der Berge aber beherrschten die alten malerischen Steinmauern mit ihren ruinenhaften Pforten und Stützpfellern die Gegend. Heut steht man sie noch viel an der Bismarckweg oberer Bergstraße. An den mittleren und unteren Berggassen standen einzelne Gehöfte mit Fachwerksgebäuden, wie sie heut noch in der Winzerstraße ab und zu erhalten sind, aber durch Villenbauten nachbarlich ungeschön beeinflusst. Die Vorgasse hatte damals nur ein einziges kleines Haus aufzuweisen, und vom Gartenplateau des „Heiteren Blick“ sah

man einfach „Heiteren Blick“ hinab und hinaus. Zu Elbstrom zogen viel hohe Seegel vorbei und belebten das grüneingefasste Ufer. Nach Dresden und meist auch drüber hinaus war ebenfalls noch freier Blick und durchsichtige Luft, denn Fabrikeu hatte damals nur das linke Elbufer. Auf Giesmanns Weinberg (heut Friedensburg) zeigte sich noch das alte, breitgemütlische, weinurante Fachwerksbau mit hohem Spitzdach. Verkehr soll wenig gewesen sein, weil das Paradies mehr in Mode war. Es wird 1868 gewesen sein, als droben diese alte Schänke abbrannte; denn der bald begonnene Neubau, die heutige Friedensburg mit ihren schönen Terrassen, wurde gerade zum Friedensfeste 1871 fertig und eingeweiht, daher ihr Name! Ausschließlich Gelbbau zeigte noch bis zu genanntem Jahre die lange Fläche zwischen der heutigen Friedrichstraße und der Eisenbahn, eigentlich bis zur westlichen Gartenstraße; erst in den 60er Jahren wurden die Villen bei der heutigen Post ins Grüne vorgeschoben. Von der Moritzburger Straße bis zu den Lindenalleen von Wackerbarths Ruhe hin unterbrach nur eine katiliche Kasanienallee die Fluren und führte von der Meißner Straße direkt bis zum alten Friedsteiner Herrenhaus als ein herrliches Blättergewölbe bergan, den Wanderer vor Regenschauern schützend und ihm auf halben Wege ein paar schöne feinerne Ruhebänke bietend.

Heinrich Frauenlob, der Sänger der deutschen Frau.

Von Wilhelm Seydritsch.

Sechshundertfunzig Jahre sind es her — da wurde im goldenen Mainz dem Ratsherrn Diether zur Meise und seiner Ehefrau Breuza von Guldenrade als jüngstes und letztes Kind ein Knabe geboren, der in der Taufe den Namen Heinrich erhielt. Ein älterer Bruder, Alban, war früher gestorben. Seine Schwestern Jutta und Liba schieden gleichfalls in jungen Jahren von dieser Welt; Jutta, eine scharmerische, tief bemutige Natur nahm den Nonnenschleier, Liba weltete, aus Gram über die Treulosigkeit eines geliebten Mannes, vorzeitig dahin und starb im jugendlichen Alter von achtzehn Jahren. So blieb Heinrich als einziges Kind im Elternhause zurück. Der Vater ging bostig in Amtsgeschäften auf und kümmerte sich wenig um den Knaben. So blieb seine Erziehung gänzlich den Händen von Frauen überlassen, seiner weichen, zärtlichen, aber kränklichen Mutter und einer Kinderfrau, Maria Bardal, einer harter Spiel- und liederkundigen Frau, zu der sich im Anfange noch eine junge Bäuerin, Monika, als Amme gesellte. Dieser weibliche Einfluß blieb entscheidend für das spätere Leben des Knaben, dem das Volk einst den Namen Frauenlob beilegen sollte, — einen Ehrentitel, der seinen wirklichen Familiennamen für Jahrhunderte in Vergessenheit geraten ließ, und unter dem er als Dichter auch in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen ist.

Und ein „Frauenlob“, so lebt Heinrich zur Meise heute noch in seinen Liedern, die er unermüdlich dem Preise der deutschen Frauen gesungen. Nicht, wie die Minnesänger, lediglich dem Glück der Liebe, son-

dern der Hausfrau, der treuen Freundin und Gefahrtn, der Trösterin in Leid, der Helferin in Not und Ungemach, der Mutter, der treuen Halterin der Kinder, — kurzum, der deutschen Frau in ihrer tiefsten Schönheit, ihrem höchsten Werte, in ihrem stillsten und reinsten Wirken und Schaffen im Kreise der Familie. Für die Geliebte haben der von der Vogelweibe, der Wolkenkeiner und andere höhere und gluhendere Töne gefunden, der eigentlichen Wesensart der deutschen Frau hat niemand schönere und innigere Worte gesprochen als Frauenlob, und daß er damit tiefer in das schlichte Gemüt des Volkes gegriffen, beweist die überlieferte Tatsache, daß ihn dieses selbe, für seine Dichter so schwer zu erobernde Volk schon bei Lebzeiten gleich einem Heiligen verehrte. Oft geschah es in seinen letzten Lebensjahren daß ihm die Frauen von Mainz auf seinem Kirchgange Blumen auf den Weg streuten und ihm zu Ehren seine eigenen Lieder sangen.

Trotzdem Heinrich Frauenlob als Dichter nie vergessen worden ist, so hat doch jahrelang über seinem Lebensgange und auch über seiner Herkunft ein seltsames Dunkel geschwebt. Die Literaturforschung ist ja noch verhältnismäßig jungen Datums, sämtliche Dokumente aber, die über Frauenlob Aufschluß zu geben vermochten, waren 1793, beim Brande der Mainzer Dombibliothek, vernichtet worden. Alle Angaben, die bis 1880 über den Dichter in die Oeffentlichkeit gelangten, beruhen nur auf Vermutungen und Kombinationen. Auf Grund seines Wappenschildes, das auf seinem Leichenstein im Kreuzgange des Domes zu Mainz abgebildet ist und einen Meisenvogel zeigt, wurde lange angenommen, daß er ein Elssasser aus dem Orte Meisenheim wäre. Diesfach wurde Frauenlob auch als aus Meissen stammend betrachtet, ein Irrtum, der wohl auf einer Verwechslung mit seinem Zeitgenossen, dem gleichfalls sehr bekannten Minnesänger Heinrich von Meissen, beruht. Erst das Jahr 1880 brachte Licht über die Frage. Zufällig entdeckte der Literaturhistoriker A. Bordel alte handschriftliche Exzerpte, die ein gewisser Professor Müller etwa hundert Jahre zuvor, also vor dem Brande der Mainzer Dombibliothek, aus den Dokumenten über Heinrich Frauenlob angefertigt hatte. Seitdem steht das Lebensbild des Dichters wieder klar vor unsern Augen. Die Dokumente, nach denen Professor Müller seine Auszüge gemacht hat, stammten aus dem 13. und 14. Jahrhundert, können also wohl als zuberlassig angesehen werden, da sie aus frischer Erinnerung an den Dichter abgefaßt worden sind.

Danach ist Heinrich zur Meise oder „Henricus ad parum“, genannt „Frauenlob“, im Jahre 1274 geboren, also genau vor sechshundertfunzig Jahren. Das genaue Datum ist nicht genannt. Seine Kindheit wurde von den obengenannten Frauen, seiner Mutter Breuza und seiner Wärterin Maria Bardal, geleitet. Schon mit einem Jahre konnte er gehen und sprechen; im zweiten Jahre betete er, ohne Nachhilfe, das Vaterunser, und nachdem er im sechsten Lebensjahre den Vater Justus Labiolus vom Albansstifte in Mainz zum Lehrer erhalten, lernte er in kürzester Frist lesen, schreiben, rechnen und singen, ja, vermochte bereits damals Verse zu reimen. Unter den Spielgenossen sicherte

ihm seine geistige Frühreise bald einen überlegenen Platz.

Doch stärker als das laute Treiben der Außenwelt zog ihn die andächtige Stille der Kirchen und Kapellen an. Oft kniete er dort einsam vor den Marienaltären und bekränzte sie mit Blumen. So trat schon frühe Frauenlobs tiefe Religiosität und ein besonderer Hang zu mystischer Schwärmerei hervor, die alle seine Werke kennzeichnet. Dann brachte sein Vetter, der Hofmarschall Arnolt zur Rusen, den Dreizehnjährigen an den kurfürstlichen Hof, und Kurfürst Werner, der an dem jugendlichen Schwärmer Wohlgefallen fand, verlieh ihm eine Domherrnenpfründe und suchte ihn zum Eintritt in den Priesterstand zu überreden. Doch so entsagender Natur sind Heinrichs Wünsche dennoch nicht. Der abenteuerliche Zug der Zeit erfasst auch den Heranwachsenden und treibt ihn hinaus in die freie Gotteswelt. Er wird ein „fahrender Edelring“.

Ein frühliches, wechselfolles Wandern begann, und was er in dieser Zeit erlebte, das lehrte ihn das Singen. Das Schwert an der Seite, das Saitenspiel auf dem Rücken, so streifte er hoch zu Ross durch die Lande, zog den Rhein hinauf bis nach Basel, labte zu Worms sich an köstlicher „Liebfräuenmilch“, kniete sinnend vor der Kaisergruft zu Speier oder saß zu Straßburg, in der Berkstatt Erwin v. Steinbachs, bewundernd vor dem Modell des Münsters. Bald darauf trat er in der Gesellschaft befreundeter Sänger zu Schiffe eine Fahrt durch den Rheingau an und pries im Kölner Dom den Enkel glücklich, der dieses Wunder vollendet sehen würde. In Nachen wohnte er der Kaiserkrönung Adolfs von Nassau bei und träumte in Trier unter den Trümmern entschwundener Römerpracht.

Lied auf Lied entquoll seinem Herzen. Je weiter er wanderte, von den Alpen zum Meer, vom Rhein bis an die Südeiten, desto rangvoller wurde sein Name, desto weiter verbreitete sich sein Dichterruhm. Markgraf Heinrich von Meißen, sein Kunstgenosse, Fürst Wizlaw von Rügen, Herzog Friedrich von Mecklenburg, Graf Hugo von Pommern und viele andere Fürsten und Herren bewirteten den rheinischen Sänger und lauschten ergrißen seinen Liedern. Aber mehr noch war es Frauengunst, die ihm zuteil ward. Von dem lieblichen Töchterlein seines Paten Hans von Dusberg begonnen, reichte sich Blume an Blume in dem Frauenranze, der sein Leben blühend umrankte. Hier bestrickte sein Herz ein schönes Mädchen, Edelstrubis von Guldenrade, dort nimmt ihn Arnolt von Walpodens holdes Kind gefangen, dann erglüht sein Herz für eine Gräfin Isengardis und wiederum beugt er sich demütig vor Meister Erwin von Steinbachs Tochter Emma. Doch nicht das Flammen der Sinne macht ihn zum Dichter; sein Herz erzittert vor der Unschuld und Reinheit der Jungfrau, sein Haupt beugt sich vor der Treue und Tugend der Hausfrau, anbetend liegt er vor der selbstlosen Liebe der Mutter, und sein schönster Sang gilt dem selig lächelnden Weibe, das sein schlafendes Kind in den Armen, am Herzen hält. Der keuschen Minne, dem ehelichen Glücke sind seine Lieder gesungen. Und dabei trat er mit Eifer für der Titel „Frau“ statt Weib ein, wie denn sein berühmter Sangeswettbewerb mit Barthel Regenbogen über dieses Thema

Zeugnis ablegte für seine ideale Auffassung der weiblichen Natur. Dieser Wettbewerb, aus dem er als Sieger hervorging, trug ihm den Namen „Frauenlob“ ein, den er seitdem wie einen herrlichen Schmuck getragen hat.

Jahrelang zog er singend und dichtend durch die Lande, bis ihn, 1310, der Tod der Mutter in die Vaterstadt zurückrief. Seine nächsten Angehörigen waren alle dahingesunken. Da wurde auch Frauenlob des ruhelosen Wanderns müde. Er bezog, als letzter des Geschlechts, das väterliche Haus und wurde endlich sesshaft. Aber das Saitenspiel legte er nicht aus der Hand. Im Jahre 1312 begründete er die erste Meistersingerschule Deutschlands, die eine neue Blüte deutscher Dichtkunst vorbereitete. Sein Haus in Mainz war fortan eine Stätte, die kein Betrübler ohne Trost, kein Bittender ohne Gabe verließ. Aus seiner Küche wurden dreimal wöchentlich die Armen gespeist, — wahrlich, ein königlicher Gebrauch, den er vom seinem erworbenen und ererbten Gute machte.

Der Ausgang Frauenlobs war bitter traurig. Am St. Andreasstage des Jahres 1318 gab der Mainzer Bürgermeister Adels bald ein Fest, dem auch der Dichter bewohnte und herzliche Huldigungen erlebte. Aus einem Wettgesange ging Frauenlob als Sieger hervor. Da mischte ihm ein unterlegener welscher Sänger namens Servatio Gift in den Becher und entfloß. Nach wenigen Stunden war Frauenlob verstorben. — Unbeschreiblich war die Trauer in der Stadt. Frauen und Mädchen trugen seine blumenbekränzte Bahre und schmückten noch jahrelang sein Grab im Kreuzgange des Mainzer Doms. Sein letzter Weg glich einem letzten Triumph, den er im Tode erntete. Seine Lieder aber leben heute noch im Munde des Volkes wie jener schlichte Spruch vom „Leidvertreib“, der auch hier zum Abschluß, in wortgetreuer Uebersetzung aus dem Mitteldeutschen jener Zeit, wiedergegeben sei:

Ich nehm' es kühn auf meinen Eid,
daß es in aller Welt nichts gibt,
was so erquickt in Freund und Leid
als eine Frau, die innig liebt.
Nichts heilt und tröstet mehr den Mann,
als wenn Dein Aug' ihn leuchtet an,
o trautes, spiegelreines Weib! —
Den Spiegel heiß' ich Leidvertreib!

Im Nixenreich.

Nach heißen Wochen, fast unerträglichem Aufenthalt in engen Stuben, dumpfen Berkstätten lockt die kühle Luft der Waldseen zu erfrischendem Bade. In Lust, Licht und Schönheit will sich der Körper haben. Licht und Lust bleiben dabei stets erhalten. Haltet aber auch die Schönheit! Zwingt Tiere und Pflanzen nicht, daß sie ihre Aufenthaltorte verlassen, sie der Verödung preisgebend! Noch blüht in stillen Buchten die Königin des deutschen Teiches, die weiße Teichrose, oft begleitet von ihrer Schwester, der gelben Seerose. Süß lodend, verführerisch wie Nixenankitz sind sie. Wie Nixen können sie auch den ahnungslos Schwimmenden umgarnen, ihn mit ihren langen, vom Grunde aufsteigenden Stielen an Betwegen hindernd. Wie Nixen vertragen sie es auch nicht, von Menschen aus ihrem Element genommen zu werden. Ihre Wasserleitungs-

gefäße, gewohnt, vom umgebenden Wasser getragen zu werden, fallen zusammen, wenn sie sich selbst in der Luft halten sollen. Unmöglich ist es, den Blumen zu Hause ihr Leben wiederzugeben, auch wenn man ihre Stiele verkürzt und sie in Wasser stellt. Beide Schwestern sind, einmal gebrochen, dem Tode verfallen. Wächter am Nixenpalast ist in erster Linie das Pfeilkraut mit seinen pfeilförmigen Blättern und den dreizähligen, schönen, weiß-lilaen Blütenkronen in quirlförmiger Anordnung an einem endständigen Schaft. Ihm zur Seite stehen die gelbe Schwertlilie und auf fast mannshohem Blütenstengel die Blumenbinse oder der Wasserlinsch, die ihre rötlichen Blüten einer Krone gleich in einer endständigen Scheinbolde trägt. Im äußersten Zipfel des Wasserreiches, wo der Mensch nur selten erscheint, wacht die Garbe der Krebschere oder Wasserfahle. In den Achseln der sägeartig gezähnten Blätter stehen oder sitzen die großen, weißen Blüten. Oft schwimmen die Pflanzenstöcke, in tieferem Wasser vegetieren sie auch oft festgewurzelt das ganze Jahr. Ein aufgeblasener, dabei öfter anzutreffender Höfbling ist der Froschlöffel oder Wasserwegerich; oder ist er der Koch der Nixlein? Aus der Mitte seiner löffelartigen Blätter erhebt sich der hohe, reichverzweigte Blütenstand mit kleineren weißen, oft rosa überhauchten Blüten. Eine vornehme Hofdame ist die Wassernuß. Aus dem Nixenreich der schwimmenden Blattflosse leuchten kleine, weiße Blüten, aus denen später die stacheligen „Teufelsnüsse“ werden. Ein bescheidener Spielgefährte der Nixenländer ist am Ufer das Blutauge, dessen schwarzrote Blüten ernst und sinnend zum Wasser schauen. — Raubt uns nicht das deutsche Märchen! Nehmt teil an ihm wie unsere Vorbäter, die es erlebten, um es uns zu überliefern! Reicher ist euer Babegenuß dann. Wer am Teiche zerstört, zeigt, daß er nur eine unverständene Mode mitmachen will, trägt dazu bei, daß Rechte geschmälert werden. Wer erhält und schützt, zeigt, daß er Reinheit und Schönheit in sich aufnehmen will. Ihm gehöre die Welt!

Botanische Schönheiten der Sächsischen Schweiz.

Die „Reihedecke“ blüht in der Sächs. Schweiz. Gemeint ist damit der Sumpfporkst oder das Nottenkraut (*Lythrum palustre*). Daß er ein Heidekrautgewächs ist, verraten vor allem seine leberigen, immergrünen Blätter, die zwar größer als bei der gewöhnlichen Heide, aber infolge ihrer Einrollung am Rande und ihrer filzigen Unterseite ebenso wasserspeichernd wie diese sind. Auf reich verästelttem Stengel erheben sich, ½–1 Meter hoch, reichblütige weiße Ehrensträuße, deren Blüten ein aromatischer, betäubender Duft entströmt. Wo diese Sträußer in dichten Beständen kahle Felsen verkleiden, gewähren sie einen prächtigen Anblick. Man sollte bezweigen nicht diese Bestände lichten, um sich Sträuße zu binden. Das Vorkommen des Porstis ist ein äußerst seltenes und nur noch auf wenige Standorte des Vaterlandes beschränkt. Außerdem enthalten seine Blüten ein starkes Nerdengift.

Ein anderer Schmuck des Elbsandsteingebirges sind seine reichen Bestände an Fingerhut (*Digitalis purpurea*), die vor allem

häufig auf Waldschlägen auftreten. Der Fingerhut ist so recht eine Pflanze des deutschen Märchens mit seinen hängenden Blüten, die Gnomennützen ähnlich sehen. Im sächsischen Hügelland und unterem Berglande wird er vertreten durch den gelben Fingerhut (*Digitalis ambigua*), der aber bedeutend seltener ist. Welche Pracht gewähren am fessigen Hange oder auf dem Waldschlag die Bestände dieser Pflanzen, die so stolz und heimlich dastehen! Man könnte meinen, unter ihnen das Gesichter der Unterirdischen zu hören. Gnomentüde zeigen sie auch. Ein scharfes Gift wohnt in allen Teilen dieser Pflanze. Dies sollte ein Grund mit sein, daß man die schönen Pflanzen nicht achtlos pflückt und damit ein Stück Märchenpoesie aus dem Walde fortnimmt.

Hofmusik.

Hofmusik zu werden war in früherer Zeit ein erstrebenswertes Ziel. — Hofmusiker sind jetzt viele, dies aber in ganz anderem Sinne. Arbeitslose, die nicht wissen, wie sie ihr Leben risten sollen, blättern unter ihren Fähigkeiten, um einen neuen Weg des Erwerbs zu finden. Der eine singt gut, ein anderer spielt Laute oder Zither oder Ziehharmonika und nun wird losgezogen. Von Hof zu Hof geht es wie, wie früher der blinde oder lahme Leierkastenmann. Sie lassen ihre Kunst in allen Feuern sprühen und freuen sich der mildtätigen Gaben, die sie auf diese Art nicht erbettelten, sondern sich in Ausübung einer „Kunst“ verdienen. Oft sind es auch Musiker von Beruf, die sich mit ihrer Geige einen bescheidenen Erwerb schaffen nach dem Grundsatz: „Ihr habt mich zwar nicht gerufen, aber — da bin ich!“

Ein großer Hof ist es. Das Vorderhaus vornehm abgeschlossen, im Hinterhaus Fabrikbetrieb und in den oberen Stockwerken mehrere kinderreiche Familien. In der Mittagspause sitzen und hocken junge Burschen und blasse Arbeitsmädels auf Handwagen und Bretterstapeln, schwätzen, lachen und verzehren dazu ihr bescheidenes Mittagbrachte. Darum her lungern krummbeinige Kinder in beschmutztem Schürzchen, Schuljungen mit blassen Gesichtern und dünnen Aermchen. Da kommen zwei Hofsänger. Schon aus dem Nebenhaus hat man ihre größtenteils Stimmen vernommen. Sie stellen sich in Pofitur und beginnen eines jener Volkslieder, das mit seinem einförmigen Tonfall, seinem ungesund sentimentalsten Text bestmöglichst auf die Tränenbrüsen dieser Art Zuhörer wirkt. Der und jener singt mit. Die Mädels haben sich unter den Arm gefaßt, schaukeln hin und her. Die Kinder schauen mit Luchsaugen, ob aus den Fenstern des Vorderhauses eine Gabe, in Papier gepackt, herabfällt. Aber nur die Köpfe im zweiten Stock läßt sich dazu herbei. Sie ist sehr gefühlvoll, während das Fräulein Stütze, eine Treppe höher, energisch das Fenster schließt, um das „Gehäu“ nicht zu hören. Der Herr Rechtsanwält im ersten Stock aber wirft geärgert sein Aktensündel auf den Schreibtisch und schimpft über die Störung. „Geben Sie dem Kerl einen Groschen“, sagt er zu dem kleinen Schreiber, „damit er endlich aufhört!“ — Kaum ist diese Musik verklungen, die Mittagspause vorüber und alle Jugend wieder angespannt hinter ihren Maschinen, da klingt es wie Ziehharmonika. Der kleine Ducklige, der

da auf einem Stein hoch, hat freilich mehr Musik in sich als die Säger vorhin. Er weiß seinem primitiven Instrument freundliche Weisen zu entlocken, Länze, die prieselnd den Wädeln in die Füßchen fahren, wieder, die den Alten das Gedenten troher Jugendlage zurückrufen und den jungen Burschen ein Bild von Sonne, Berg und Wald vor die Seele zaubern. Als er nun aber gar die schlichte Melodie der „Loreley“ ausstimmt, ruht manche fleißige Hand und mancher Mund summt die Worte des Liedes mit. Der arme Erwachsene kann zufrieden sein. Jeder gibt gern und erzählt schmunzelnd den kleinen Schatz, der ihm wieder auf der mühseligen Bahn des Lebens weiter hilft.

Dann zum Feierabend, schlaun berechnend, stellt sich ein Berufsgeiger ein. Er hat wohl sonst in einem Tanzlokal niedrigster Art gespielt. Nun siedelt er flott darauf los und seine rote Nase verrät, welcher Art die Verwendung seiner Einnahmen ist. Die neuesten Tanzschlager bringt er vor, „Wo haste denn die schönen blauen Neuglein her?“ und den berühmten Shimmy von den „Bananen“. Das hören die Leute gern, ein Beweis von der Urteilskraft des Publikums, das Ernstes und Heiteres, Gutes und Schlechtes dankbar hinnimmt und aus jedem Blumenstrauß die Blüten wählt, auf die gerade sein Wesen eingestimmt ist. So geht es jetzt Tag für Tag.

Und dennoch, ob es quietscht und gröhlt, ob Schlauchheit und Berechnung die Trieder jeder zu diesen Konzerten sind, ich möchte sie doch nicht missen, denn in das Getriebe, in das Hasten des Alltags bringen sie doch etwas Schönheit, wie die Blume am Fenster, manches Mal verflimmert, staubbedeckt, hier und da einmal in seltener, fremder Schönheit.

Regina Berthold.

Der Siebenschläfer oder Bilch.

Dieses Nagetier hat zwar den Namen Siebenschläfer erhalten, er müßte aber besser Siebenmonatsschläfer heißen, denn er hält einen Winterschlaf von sieben Monaten ab. Oft schon im August, spätestens aber im September, macht er sich in Felsen-Löchern oder im alten Gemäuer ein Nest aus Moos zurecht und versällt dann in einen todähnlichen Schlaf. Vorher hat er sein Nest reichlich mit Vorräten ausgestattet, so daß er, wenn er von Zeit zu Zeit einmal aufwacht, davon zehren kann. Der Bilch ist ein außerordentlich gewandtes und gefräßiges Tier. Beim Klettern nimmt er es mit dem Eichhörnchen auf. Seine Gefräßigkeit übertrifft wohl die jedes anderen Tieres. Dabei ist er auch ein Feinschmecker. Recht saftiges und süßes Obst, Kastanien und Haselnüsse sind seine liebsten Speisen. Noch größeren Schaden richtet der Siebenschläfer in Obstgärten an, weil er aus Uebermut viele Früchte zerbeißt. Aber er ist auch ein großer Räuber von Vögeln und Singvogeleiern. Der Siebenschläfer geht nur stets des Nachts auf Raub aus. Am Tage hält er sich in hohlen Bäumen, in Felsenklüften oder auch hoch oben auf Bäumen in den Nestern größerer Vögel auf. In Südeuropa ist er besonders häufig anzutreffen, in Deutschland geht er kaum nördlicher als bis nach Schlesien. Das übrige Deutschland ist ihm zu kühl, und hier findet er auch nicht immer die Delikatessen, die ihm behagen. Heute wird wohl nur noch sein Pelz geschätzt, im alten Rom aber galt das Fleisch

des Bilches als besonderer Lederbissen. Dort wurde der Bilch in Gärten gepflegt, die mit hohen glatten Mauern umgeben waren, die er also nicht überklettern konnte. Der altrömische Dichter Martial widmete dem Siebenschläfer ein Gedicht, in dem es heißt:

Wäner, dich schlafen wir durch und strozen
von blühendem Fette
Jagt in den Wunden, wo uns nichts als der
Schlummer ernährt.

Wie ruft der Kuckuck?

Diese Frage glaubt jeder dahin beantwortet zu können, daß der Ruf des Kuckucks etwa so klinge, wie ihn der Anfang des bekannten Kinderliedes „Kuckuck, Kuckuck ruft's aus dem Wald“ wiedergibt. Und doch beruht diese Annahme auf einem Irrtum.

Zunächst ist in diesem Lied schon die Betonung unrichtig, weil der wirkliche Kuckucksruf nicht die erste, sondern stets die zweite Silbe betont, und weiter, weil er auch nicht, wie die Melodie des Liedes vermuten läßt, im Dreiviertel, sondern im Vierteltakt mit je zwei Viertelnoten und zwei dazwischenliegenden Viertelpausen ertönt. Gewöhnlich nimmt man auch an, daß der Ruf des Kuckucks immer genau die kleine Terz umfasse, doch auch darin irrt man sich; denn dieser Umfang wird durchaus nicht immer innegehalten. Wie C. Schmidt und R. Stadler erklären, wird häufig statt der Terz nur die Sekunde gerufen, d. h. an Stelle des für den Kuckucksruf meist charakteristischen Intervalles des zweigestrichenen f—b nur ein e—b oder es wird die kleine Terz überschritten, in dem fis—b oder gar Quartan gesungen werden. Bisweilen beginnt er mit dem Umfang e—b und geht dann erst zur kleinen oder großen Terz über; gelegentlich, aber nicht so oft, verschiebt er auch den Grundton nach oben. Auf diese Weise kommen solche Verschiebungen der Tonhöhe zustande, daß der Ruf oft die ganze Quint des zweigestrichenen c—g in Anspruch nimmt.

Die beiden Töne werden meistens gleich lang ausgehalten, wobei indes eine deutlich hörbare Akzentuierung des zweiten Tones hervortritt. Obwohl nahezu in allen Kultursprachen der Name des Kuckucks mit einem K, C oder G beginnt, kann man den ersten Laut des Kuckucksrufes bei genauem Zuhören gleichwohl nicht als K oder G bezeichnen, sondern eher als ein doppeltes w, so daß der Ruf eigentlich mehr wie ein „wuggu“ klingt. Auch der Endlaut klingt keinesfalls wie das l, das die deutsche Sprache dem Ruf angehängt. M. S. O.

Heimat.

Heimat, alle Süße,
klingt aus deinem Laut,
wie der Liebsten Grüße,
wie das Lied der Braut.

Zog ich fremde Pfade
landab, landhinan,
schön wie eine Gnade
stiege dein Bild mir auf.

War ein Traum zerronnen,
schloß sich manche Tür,
wieder neu gewonnen
hab ich mich aus dir!

Reinhold Braun.

Die Elbaue

„Die Elbaue“ erscheint 14-tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößschenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6.

Die Kößschenbrodaer Schiffmühle.

Von Adolf Schruth.

Auch sie ist ein Opfer des Fortschrittes der Technik geworden, die alte gute Elbschiffmühle zu Kößschenbroda, die da unten breit und behäbig am Ausgange der Ufergasse im ruhig fließenden Wasser des Stromes lag. Mit den Bomätschern, die unter eintönigem Gesang die Schiffe bergauf zogen, mit den großen Segeln an den hohen Masten der Bissen, die flufab trieben, gehört auch sie einer längst verschwundenen Zeit an.

Wenige werden sich noch des ungeschlachten Ungetüms erinnern, dessen schwere Räder die Kraft des Stromes dienstbar machten, um den goldenen Segen der Felber in feines fließendes Mehl zu verwandeln.

Schiffmühlen — stromauf, stromab traf man sie auf der Elbe an und in unserer Gegend gab es eine ganze Reihe derselben. Neudorf, Gohlis, Kötz hatten außer Kößschenbroda berartige klappernde Ungetüme am Strome liegen. In den letzten Jahren ihres Bestehens frecklich waren die Schiffmühlen fast bedeutungslos geworden. Der Dampf war doch eine schwer zu bekämpfende Konkurrenz für die langsamen Gesellen, die ihre Lebenskraft aus dem Strome zogen, die versagten, wenn die Hungerfeine aus dem Elbspiegel emporstiegen. Sie vegetierten schon seit langem, seit Jahrzehnten. Früher freilich, noch vor rund 100 Jahren, hatte eine Schiffmühle, auch unsere Kößschenbrodaer, eine Bedeutung, die von allen Bauern der Umgegend wohl zu beachten war. Tief, sehr tief griff sie in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Böhmitz ein und der Amtspachtmüller war eine Person, mit der sich ein jeder Bauer so gut wie möglich zu stellen suchte, um als Mahlgast von dem Mahlgevaltigen etwas bevorzugt zu werden und mit seinem Mahlgut nicht über Gebühr und allzulange auf Abfertigung warten zu müssen. Waren doch die Bauern von Raundorf, Kößschenbroda, Lindenau und Färstenhain gezwungen, durch amtliche Vorschriften verpflichtet, ein ganz bestimmtes Quantum Getreide, die sogenannte Bröding, hier in der alten Schiffmühle mahlen zu lassen. Und nicht nur die Bauern der zunächst gelegenen Dörfer waren dem Mahlzwang, den die Kößschenbrodaer Schiffmühle über insgesamt 1807 Scheffel Getreide besaß, unterworfen, auch das entfernte Kaditz, dem doch die Gohliser Schiffmühle näher lag, war mit seiner Bröding der Kößschenbrodaer Schiffmühle zugeteilt und mußte das zu seiner Ernährung nötige Mehl gezwungenermaßen bei dem Elbschiffmüller in

„Kößschberg“ mahlen lassen. Es war eine eigene Sache mit der Bröding, mit dem Zwange, ein ganz bestimmtes Quantum Mehl zur eigenen Ernährung in den Bannmühlen mahlen lassen zu müssen. Nicht nach dem wirklichen Bedarf des einzelnen Haushaltes richtete sich die Menge des Getreides, die jeder Hof in den Zwangsmühlen mahlen lassen mußte, sondern das Amt setzte ganz willkürlich die Menge Getreide fest, die als Mindestquantum des zur Ernährung bestimmten Mehles vermahlen werden mußte.

1682 „hatte es dem Kurfürsten gnädigst gefallen, daß hinfürder auf jede Person, so über 12 Jahre alt, in denen Dorfschaften jährlich 6 Scheffel Kor“ vermahlen werden solle“. Und wenn auch die Bauernschaft sich gegen diese willkürlich, meist auf die Auszugsquantitäten von Getreide sich stützende Festsatzung der Bröding in aller schuldigen Ehrfurcht auslehnten und behaupteten, daß „nicht zu vermuten, daß der stärkste Mann, geschweige denn eine junge Person, weniger noch Weibsbilder und Kinder, jährlich 6 Scheffel konsumieren sollten, zumal es auch viel unermögende Kranke und sehr alte Leute gibt, deren etliche zusammen das ganze Jahr nicht 6 Scheffel bedürfen“, so richteten sie mit berartigen Klagen und Beschwerden wenig oder gar nichts aus, da die sogenannten Amtsmühlen, zu denen auch unsere Kößschenbrodaer Schiffmühle gehörte, lammbeherliches kurfürstliches Eigentum waren und das Mahlzwang, der Mahlzwang, von den Amtspachtmüllern, die schweren Pacht dafür zahlen mußten, streng und rücksichtslos gehandhabt wurde. Zwar schätzte man, trotz der fast fleischlosen Sommerlöffel der Bauern, den Brotverbrauch eines Erwachsenen mit höchstens 2 Pfund täglich ein, nahm den Gesamtverbrauch einer böhmitzigen Familie mit täglich 10 Pfund an, aber trotz dieser ungefähr 20 Scheffel Getreide im Jahr betragenden Mehlmenge wurde den Bauern eine Bröding aufgezwungen, die den wirklichen Bedarf um die Hälfte überstieg. Mehlhandel aber war den Bauern nicht gestattet.

Die Schiffmühlen an Strömen waren eine uralte Einrichtung. Es lag nahe, die Ströme als gewaltige Kraftquelle für die der menschlichen Ernährung so wichtigen Betriebe auszunutzen. Stabiler wie der Wind, ausdauernder wie mancher Gebirgsbach, außerordentlich billig im Betrieb, sind sie in primitiven Formen schon frühzeitig nachweisbar. Von unserer Kößschenbrodaer Schiffmühle, die ursprünglich Gemeindegut war, wissen wir, daß sie schon im 14. Jahrhundert bestanden hat und um 1420 verstreut ein Dietrich von Bahndorf 2 Schock Zinsen an zwei Kößschenbrodaer Schiffmühlen seiner ehelichen Wittin als Leibge-

binge. Anderthalbhundert Jahre gab es keinerlei Anlaß, die Schiffmühle in Akten und Urkunden zu erwähnen. Nur die Totenregister der Kirche erzählen ab und zu von den Opfern der Schiffmühle an der Elbe, von jenen, die der schwankende Mühlensteg den Fluten überlieferte und von den andern, die die kreisenden Räder des Mühlgetriebes erfaßten und, die „jämmerlich zerknirschet“, vom Leben zum Tode kamen.

Jahraus, jahrein mahlte sie, sobald das Eis aufgebrochen war, in ewig gleichmäßigem Gang ihres Rades der Bauern Mehl. Als aber der Kurfürst August, Vater August nennt ihn die Geschichte, die Plauenische Hofmühle erbaute, als er die Gohliser Schiffmühle an sich brachte, untersagte er durch seine Amtsleute neben andern Mühlen im Dresdener Amte auch der Kößschenbrodaer Schiffmühle den weiteren Betrieb und nach 6-jährigen Differenzen verkaufte die Gemeinde ihr jahrhundertes altes Eigentum endlich dem kurfürstlichen Amte Dresden. Fast 200 Jahre war die Kößschenbrodaer Schiffmühle Staatsbesitz, bis sie 1765 dem damaligen Besitzer der Rieberschänke, Martin Müller, gegen ein Erbstandsgeld von 3000 Talern und 250 Talern Erbzins überlassen wurde. Der Mahlzwang über die Orte, die bisher zum Bannkreis der Mühle gehört hatten, blieb, trotzdem daß diese nun in Privatbesitz übergegangen war, auch dann noch als Realrecht bei dem Mühlengrundstücke, das zur Schiffmühle gehörte. Neben diesem Mahlzwang waren unter anderen auch verschiedene Frohnrechte gegenüber den Bauern an den jeweiligen Besitzer der Mühle übereignet worden. So mußten eine Anzahl Bauern und Häusler von Lindenau, Färstenhain und Raundorf dem Erbschiffmüller alljährlich zu Frühlingsbeginn seine Schiffmühle aus dem Winterquartier herauschaffen und ihm die „Mühlhaube“ schlämmen, ohne dafür irgend welche Vergütung beanspruchen zu können. Es war dies eine Dienstbarkeit, die auf den einzelnen Grundstücken lag, und die im gegenseitigen Einverständnis mit jährlich 2 Gr. die Baustatt abzulinden war, wenn der Dienst nicht in Natura geliefert wurde. Neben all den Weinbergs-, Jagd- und Oftrafrohnendiensten eine unerwünschte Last, die die Einwohner, als 1829 der Mahlzwang endlich von der Regierung aufgehoben wurde, auch sofort abzuwerfen versuchten. Langjährige Prozesse wurden von den Mühleneinhabern Nicolaus Flügel, der die Mühle 1829 besaß, und Gottlieb Seibert, der 1835 Eigentümer derselben war, mit den renitenten Gemeinden geführt. Aber merkwürdig! Während einerseits die Bauern sich der Frohnden und Lasten schon seit hundert Jahren, als

drückender Pflichten zu entziehen suchten, regte sich in dem Augenblick in dem Landorten eine lebhaftere Opposition gegen die Befreiung von denselben, als die Regierung die Frohndienste und Naturallieferungen aufhob und durch einmalige bare Abfindungen ablösen lassen wollte. Die Rädiker Bauern beispielsweise „wollten von Befreiung nichts wissen, sondern tobten und lärmten fast täglich in den Ortsreiheschänken herum“, schreibt der erste Gemeindevorstand Schwamm von Räditz (Trautmann, Räditz). Und wie die Rädiker, kurzfristig gegen die einschneidende Neuerung des Wegfalls der Frohndienste spezialteten, gab es auch bei der Ablösung des Mahlwanges unter der Bauernschaft Querköpfe, die durchaus die alten Verhältnisse beibehalten haben wollten wie jene 4 Raundorfer Bauern, die 1829 sich gegen die Mahl- und Mühlfreiheit kräubten. Jene Aufhebung des Mahlwanges, gegen die die Rädiker Bauern im Anfang des vorigen Jahrhunderts mit dem Staate prozessiert, hatte bei der Kößchenbrodaer Schiffsmühle besonders außer den allgemeinen noch eine ganz besondere lokale Ursache. 1785—89 war nach großen Ebhochfluten, die von den 88% Hüser Kößchenbrodaer Flur 6% Hüfen abgerissen hatten, der noch heute bestehende Ebbaum erbaut worden. Diese Stromkorrektur hatte den Stromsrich der Elbe derart verändert, daß die Kößchenbrodaer Schiffsmühle die zu ihrem Betrieb nötige Strömung am rechten Ufer verlor und nach dem gegenüberliegenden Ufer überfließen mußte. Die Mühle, die für rechtsseitiges Ufer gebaut war, kam mit ihrem Wasserschiff am jenseitigen Ufer in das seichte Wasser beselben zu liegen, so daß sie nicht nur auch dort keine genügende Betriebskraft fand, sondern daß auch die Ueberfahrt der Mahlgäste, die in diese Mühle gezwungen waren, sich nur unter großen Unkümlichkeiten ermüßlichen ließ und Schwierigkeiten verursachte, die viel zu der endlichen Aufhebung des Mahlwanges beitrugen. Lange Zeit, 80 Jahre fast, hat die Mühle am jenseitigen Ufer gelegen. Die ältesten Kößchenbrodaer Können sich noch klar darauf besinnen. Verschiedentlich neu aufgebaut ist sie schließlich nach ihrem letzten Umbau und Einbau moderner Mahlgänge in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach ihrem alten Plage übergestedt. Allerhand Drangsale hatte die Schiffsmühle in dieser Zeit durchzumachen. Die Franzosen waren im Land, drückten und plagten die Bevölkerung auch von Kößchenbroda, brunten bei Dresden hatten die Verbündeten der Franzosen zu fassen bekommen. Auch die Böhntz empfand der Krieg schwer. Da ließ Marschall Davoust 1813 die Mühle niederreißen, um die Ernährung der feindlichen Herren zu erschweren. Und als Napoleon gewichen war, waren es die Oesterreicher, die die kaum wiedererstandene Schiffsmühle zerstörten.

Verschiedene Brände vernichteten die Mühle in kurzen Zeiträumen viermal, der letzte im Jahre 1863. Der Neubau nach dieser letzten Brandkatastrophe schuf eine nach damaligen Begriffen moderne Mühlanlage. Statt der alten deutschen Mahlgänge wurde ein amerikanisches System eingebaut, die alten Holzräder wurden durch eiserne ersetzt und so suchte die alte Wassermühle noch ein-

mal in neuem Gewande sich der immer fühlbarer werdenden Konkurrenz der Dampf-mühlen zu erwehren. Vergeblich! — noch anderthalb Dezennien stand die alte Mühle in ihrer Haube, trieb ihr Rad noch in den Fluten. Bis ziemlich Mitte der sechziger Jahre verkaufte der Schiffsmüller sein Mehl an die Kößchenbrodaer Hausfrauen in jenem alten Häuschen an der Ufergasse. Da verschwand vor dem immer stärker werdenden Elbverkehr, dem sie auch hinderlich gewesen sein soll, dieses Wahrzeichens Kößchenbrodas vom Strome, wie auch ihre Kameradinnen auf der sächsischen Elbstraße verschwanden. Heute gibts keine Schiffsmühlen mehr soweit die grün-weißen Dampfer fahren, und nur auf der Mosbau sah man vor Jahrzehnten noch ab und zu ein solches Ungetüm langsam und schwer seine Räder bewegen.

Die Kößchenbrodaer Windmühle.

Von Alfred Finsterbusch.

Die meisten unserer Leser sind sicher schon einmal im schwankeuden Rahn hinüber zum linken Elbuser gegondelt und haben sich in der Gohliser Windmühle an Kaffee und Kuchen delectiert. Viele haben wohl auch schon die Bogdorfer Windmühle aufgesucht, die freilich seit 1888 ihrem eigentlichen Berufe untreu geworden ist. Aber von der Kößchenbrodaer Windmühle hast du wohl noch nichts gehört, lieber Leser! Und doch ist es wohl klar, daß der Hauptort der Böhntzortschaffen, der unser Kößchenbroda ja von alters her war, sicher einer Vorrichtung zur Verwandlung des nahrhaften Brotkorns in mehr oder weniger weißes Mehl nicht ermangelt haben wird, daß neben dem ehwürdigen Gewerbe des Müllers auch das des Müllers in unserer Heimat früher vertreten war. Mühlen hat es natürlich zu jeder Zeit in Kößchenbroda gegeben, schon zur Hermunduren, wie zur Sorbenzeit. Deutsche wie Slaven gebrauchten die uralte Handmühle zur Mehlbereitung, ein mdrserartiges Gerät, ein liegender Stein mit runder Vertiefung, in die ein kleiner Stein lose hineinpakte. Selber hat man eine solche Handmühle in unserer Gegend meines Wissens noch nicht aufgefunden. Später zwang der Mensch Wasser und Wind zur Bewältigung der Arbeit, die früher seine Hand mühevoll besorgt hatte. Die erste Windmühle soll man in Holland anno 1439 erbaut haben. Man unterschied deutsche und holländische Windmühlen. Die deutschen waren mit dem zugehörigen Gebäude um einen vertikalen Ständer, den Hausbaum, drehbar, und ließen sich so in die Windrichtung einstellen. Man nannte sie auch Bodwindmühlen wegen der hochartigen Abseifung des Hausbaums mittels harter Streden. Die holländischen Windmühlen besaßen auf feinerem Gebäude ein drehbares Dach, die sogenannte Haube. In Holland stand den Windmüllern die Triebkraft immer zur Verfügung, da an der Küste früh reich Seewind, abends Landwind weht. Anders bei uns im Binnenlande! Bei der beschränkten Zahl der Windtage (ungefähr 150 im Jahre) war ein geregelter Betrieb nur selten möglich, trotzdem wagte es der Besitzer des „Goldenen Ankers“, welche Gaststätte damals „Niederschänke“ hieß, im Jahre 1810 auf dem Elb- oder Damngäß-

gen eine Windmühle zu erbauen. Er besaß schon die Schiffmühle, muß also ziemlich viel zu tun gehabt haben. Das lag daran, daß es damals noch keine Gewerbefreiheit gab. Die Konsumenten eines Bezirks waren gezwungen, ihren Bedarf nur bei dem berechtigten Müller mahlen zu lassen. Dieser alte Pöps ist erst durch die Reichsgemeindeordnung abgeschnitten worden, soweit dies nicht durch frühere Partikulargesehe geschehen war (siehe z. B. die Norddeutsche Gemeindeordnung vom 21. Juni 1869). Die Kößchenbrodaer Schiffmühle hatte den Zwang über 1807% Schesfel, die sich auf Kößchenbroda, Räditz, Lindenu, Raundorf und das damals noch selbständige Dörschen Fürstenthain, verteilt. Jedenfalls hat die Schiffmühle dem Bedarf nicht genügt, deshalb gestellte ihr Sr. Müller eine Gehilfin bei, die Kößchenbrodaer Windmühle. Sie konnte schon etwas leisten, mehr als ihre Gefährtin, besaß sie doch zwei holländische Mahlgänge und hatte in ihrem modernen Gewande die respektable Summe von zweitausend Talern gekostet. Etwas Besonderliches wie von der Schiffmühle, die bekanntlich eine ganz bewegte Vergangenheit aufzuweisen hat, läßt sich von der Kößchenbrodaer Windmühle nicht berichten. Sie tat brav im stillen ihre Schuligkeit, brachte niemand ums Leben wie ihre Genossin, fiel auch den Feikäuften nicht zum Opfer. Interessant ist es, daß sie in den Spalten der ersten Nummer der „Kößchenbrodaer Zeitung“ (vom Mittwoch, den 13. Dezember 1863) auftaucht. Dort steht unter „Dortliches“ an zweiter Stelle zu lesen: „Die zur hiesigen Schiffmühle gehörige feinerne holländische Windmühle ist nun vom demaligen vor kurzem erst eingetretenen Besitzer in ihrem Umbau vollendet. Dieselbe hat ein ganz neues, nach besser Konstruktion erbautes Werk erhalten, ist auch um mehrere Ellen erhöht worden, so daß bei Wassermangel oder starkem Frost und eintretender Mahlnot die hiesige Gegend eine erhebliche Aushilfe hat.“ In den Mer Jahren ist die Kößchenbrodaer Windmühle abgebrannt. Es ist mir nicht gelungen, in der „Kößchenbrodaer Zeitung“ eine diesbezügliche Notiz zu entdecken, scheinbar hat man damals weniger Wert auf die Windmühle und ihre Vernichtung gelegt, als wie es im Interesse der Ortsgeschichte wünschenswert war. Mit einer kurzen Notiz wäre der Ortsgeschichte ein wichtiger Dienst erwiesen worden. Von einem Wiederaufbau der Windmühle hat man wohl deshalb abgesehen, da mit der Einführung der Dampfmaschinen und der Turbinen die Windmühlen immer mehr an Bedeutung verloren.

Die gute Stube.

Auch ein Retrolog von Biesbet Dill.

(Nachdr. verb.)

Nicht zu verwechseln mit der „Stube“, diesem nützlichen Raum, in dem man alles verkaute, in die sich die Familie in Pantoffeln versammelte, in der es immer warm ist im Winter und in der man im Sommer auf Wachsstuch speist, es ist die gute Stube, der Salon, der einst in jeder Familie vorhanden war. In der einfachen guten Stube waren die Wände getüncht mit tornblumenblauen Mustern auf weißem Grund, oder prangten

in ockergelben Tönen mit prächtigen grünen Glockenblumen bestreut. Es befand sich darin immer ein hartgepolstertes grünes oder braunes Kippssofa mit gehäkelten Schutzdecken, eine Kommode, auf der unter der Glasglocke ein silberner Brautkranz oder ein grüner Myrthenkranz lag, ein Poesialbum aus rotem Plüsch, oder eine Vase aus grünem Glas mit Maiglöckchen. Auf dem Sofatisch stand ein Napfstücken, in der Ecke eine Hutschachtel mit dem Zylinder, Rohrstäbchen, ein eiserner Ofen vervollständigten diesen Raum, der nicht zum längeren Verweilen ermunterte, denn es war immer sehr kalt darin, sogar im Sommer . . .

Die Vorhänge waren stets blütenweiß, in diesem geheiligten Raum wurde nie geraucht und nie geheizt, wenn man eine Blume einen Tag hineingestellt hätte, sie wäre vor Schreck erstarrt.

In der feineren guten Stube gab es Tapeten, braune Blumen auf Goldgrund oder umgekehrt, Kuschelarmstühle mit Muschelverglasung, ein Sofa mit Umbau, auf dem Kippsfiguren standen, von herumziehenden Italienerknaben an der Türe gekauft, ein Klavier, mit einer grünen Plüschdecke mit Pommeschen behangen. Auf den Tischen lag eine schön gezeichnete grüne Filzdecke mit Motiven aus Lannhäuser eingestickt, „o du mein goldener Abendstern“ . . . In diesem Zimmer war überhaupt viel Stickseide verwendet worden und auf den Fenstermänteln prangten Blumen aus Lodenwolle.

Wie gut schmeckte z. B. ein Napfstücken, der ein paar Tage in der guten Stube gestanden hatte, von Fliegen umsurrt auf der Kommode mit den weißen gehäkelten Decken . . . Manche taten ihn in eine alte Helmshachtel, damit er sich besser hielt . . . Die Wände zierten Schneeballenbuketts, sie grifferten einst wie die Mätern. Jede Dame fertigte sie an, rosa, weiß, grün, an Winterabenden bei der Lampe, mit Gummistängeln und Blättern. Was für einen Zweck sie hatten, wußte niemand, deshalb tat man sie in die gute Stube, sie waren dort in bester Gesellschaft, umkränzten die Bilder der Großeltern oder Gruppenaufnahmen von Turnerfesten, Fahnenweihen und Massenquadrillen.

In der guten Stube ersten Ranges begegnete man lauter guten Bekannten. Vom Dornauszieher aus Gips bis zum sterbenden Fächter aus Bronze, der Bettlerin von Pont des Arts und lieblichen Mädchen von Paul Thumann, die mit unwirklich schönen Jünglingen scharmierten und immer tabellose weiße Logas anhielten, bemalte Ofenschirme mit der Klosterruine Heisterbach, der Tella-Kapelle und dem bengalisch beleuchteten Heibelberger Schloß, goldbronzierten Leulenschwingende Germanias auf dem Umbau des Sofas, die herunterfielen, wenn man sich einmal der Länge nach auf den Kamelstaschen dieses Paneelesofas ausstreckte. Es mußte alles fäktisch sein, oder wenigstens arabisch, in einigen Salons fand man exotische, eingelegte schwarze Tische, die in einen Harem gepakt hätten, oder Bette aus buntem Relins in der Ecke mit alten Waffen, wild und malerisch, worin sich der Staub sammelte und die Motten Eier legten.

Vor dem Klavier stolperte man über einen ausgestopften Fuchs mit falschen gläsernen Augen und vor jedem Sessel stand ein perlgeschlitztes Fußbänkchen . . .

Ich hatte mir einmal vorgenommen, einen

reichen Amerikaner zu finden, der ein Krematorium stiftet und alle Gegenstände, die ich in der guten Stube habe sehen müssen, aufkauft und sie verbrennen läßt. Undenken aus Bädern, ausgestopfte Eichhörchen und verstaubte Spinnrocken, an denen doch niemand mehr Spann, Tintenwischer aus haarigem Filz, Papierkörbe aus Geweißen, gestickte Staubtuchhörchen, Porzellanhasen, Kiehe und Pilze, die auf Teppichen lagern oder auf dem Klavier. Aber der eiserne Besen der Zeit, der manches mitgefegt hat, dem wir nicht nachtrauern, hat auch die eiskalte, blankgeputzte gute Stube mitgefegt. — Und wo sie noch vorhanden ist, ist ein Mieter eingezogen, der von den ausgestopften Eichhörchen und dem Dornauszieher träumt, der seinen Hut pietätlos über die goldstrahlende Germania stülpt und mit den Schneeballensträußen sein Feuer anmacht. Unsere Enkel werden kaum noch wissen, wie sie ausgesehen hat, die gute alte Dame, die nun sanft entschlafen ist, wir aber, die wir sie gekannt haben, wollen ihr keine Tränen nachweinen. Sie ruhe in Frieden . . . Möge sie in keinem Jahrhundert mehr auferstehen.

Jugendleben vor 100 Jahren.

Nicht umsonst richten sich unsere Blicke aus der Gegenwart immer häufiger zurück in die Zeit vor 100 Jahren; denn auch damals war ein großes Kriegsunwetter über das deutsche Land riedergegangen und harte Not und Elend gebracht. Vor 100 Jahren war es „der Segen der schweren Jugend“, der so viele zu tüchtigen und bedeutenden Männern machte. Das Glück und die Kraft, die aus den harten Erlebnissen der Kindheit für das Schicksal des Menschen erwachsen, treten uns anschaulich entgegen in den „Jugenderinnerungen deutscher Männer“, von ihnen selbst erzählt, die soeben in der bekannten Sammlung der „Bücher der Rose“ bei Wilhelm Langewiesche-Brandt unter dem Titel „Der Morgen“ erschienen sind. Hoffnungsfroh heißt es in dem Vorwort: „Wer Augen hat zu sehen, sieht in unserer deutschen Jugend noch und schon ein Werden, um das weit draußen viele ihrer Besten in fremder Erde die heilige Wacht halten, das Werden des neuen deutschen Menschen, ein Versprechen für die deutsche Zukunft. Es ist der Morgen der Zeit, in deren Abend wir leben, den die in diesem Buche vereinigten Jugenderinnerungen widerspiegeln.“ Wichtig sind nur solche Persönlichkeiten ausgewählt, „deren Bedeutung jenseits von Soff und Haben liegt“. Denn nicht die materielle, sondern die geistigen Güter sollen die Menschen des neuen Morgens erstreben. So sind es denn die Dichter Jung-Stilling und Friedrich Heibel, der Kriegsmann Karl von Francois und der Bildhauer Ernst Rietschel, die Gelehrten Heinrich Schlemann, Heinrich Brugsch und Friedrich Ratzel, deren schwere und doch so glückliche Jugend wir miterleben. Ergreifend schildert Rietschel aus der Zeit der napoleonischen Kriege, wie schwer seinen Eltern das Durchkommen mit der Familie wurde: „Wir gingen auch Mehren lesen, die dann gedroschen wurden und den Eltern mehrere Mehen Korn einbrachten. Der Samen wurde nicht verwöhnt, Kartoffeln und Wasseruppen in dieser und jener Form war der durchschnittliche Mittags- und Abendtisch und Sonntag 1 bis 1½ Pfund Fleisch mit

Gemüse für die ganze Familie. An den drei Hauptfesten wurde ein Braten ermöglicht, doch nicht immer. Es hielt schwer, daß die Eltern sich ein neues Stück Kleidung für den täglichen Gebrauch, der doch nichts Gewähltes erforderte, anschaffen konnten.“ Der sog. Sonntagsputz vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht und wurde mit größter Sorgfalt gehalten. „Ich wollte kein Kind, wenn es arm und in Entbehrung aufgewachsen ist“, sagt Rietschel im Hinblick auf seine Jugend. „Ich war sehr arm, und was Kinder wohlhabender Eltern Freude und Genuß nennen, kannte ich nicht, doch bis zum Hungerleiden, bis zu einer Armut, in der dem Kinde jeder behaglich Genießende eine unangenehme Erscheinung wird, war es nie gekommen.“

Das Paradies der kindlichen Freuden hebt sich in all diesen Jugenderinnerungen von dem dürftigen Rahmen um so reizvoller ab, und bei den künftigen großen Künstlern und Gelehrten ist es der Drang zur Bildung und Schönheit, der ihnen früh als Leitstern leuchtet. So erzählt Schlemann, der Entdecker Trojas, von seinen Lehrlingsjahren in einem kleinen Krämerladen: „Meine Tätigkeit bestand im Einzelverkauf von Herings, Butter, Kartoffelbranntwein, Milch, Salz und dergleichen Dingen, im Mahlen der Kartoffeln für die Brennerei, im Auslegen des Ladens und Ähnlichem. Von 5 Uhr morgens bis 11 Uhr abends war ich unaufhörlich beschäftigt, blieb mir kein freier Augenblick zum Studieren.“ Unbergeklücht aber wurde ihm ein Abend, an dem ein betrunkenere Müllergefelle, der auf dem Gymnasium gewesen war, Homer in der Ursprache vortrug. „Obgleich ich kein Wort verstand, machte doch die melodische Sprache den tiefsten Eindruck auf mich und entlockte mir heiße Tränen über mein unglückliches Geschick. Dreimal mußte er mir die göttlichen Verse wiederholen, und ich bezahlte ihn dafür mit drei Gläsern Branntwein, für die ich die wenigen Pfennige, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß seine Gnade mir das Glück gewähren möge, Griechisch lernen zu dürfen.“ Ebenso strebte der spätere große Ägyptologe Heinrich Brugsch aus dem Dasein eines verprügelten Schülers und im streng preussischer Zucht gehaltenen Wachtmeistersohnes in die geheimnisvollen Fernen der ägyptischen Schrift und Wissenschaft. „Die Schilderungen der Wunder des alten Ägyptens hatten mir einen so überwältigenden Eindruck gemacht“, erzählt er, „daß mein ganzes Dichten und Trachten auf die Kenntnis der Quellen zur Erforschung dieser Wunder gerichtet war. Das Ägyptische Museum in Berlin öffnete mir dazu die Tore.“ Und der Sechzehnjährige hat es bereits in der Entzifferung der demotischen oder ägyptischen Volksschrift so weit gebracht, daß er eine Grammatik dieser Sprache fertig hat und sie mit Hilfe Alexander v. Humboldts drucken lassen kann, wofür er in den wissenschaftlichen Kreisen das größte Aufsehen erregt.

Seit wann trinkt man Bier?

Die Bierbereitung ist bei uns bekanntlich viel älter als der Weinbau. Sie war schon vor der Römerherrschaft bei den keltischen

und deutschen Bewohnern des heutigen Süddeutschen Land in Uebung. Aus Hager, sagt im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt der Ältere Plinius von den Sueven, bereiteten sie einen Brei, aus Gerste und Weizen brauten sie das beliebte Bier. Durch welchen Zusatz dasselbe vor dem zu schnellen Verderben bewahrt worden sei, ist nicht angegeben; jedenfalls geschah es nicht durch Hopfen, dessen Anbau in Deutschland erst im neunten Jahrhundert begann, sondern durch andere Mittel, nicht selten durch Eichenrinde, die wenig ein solches Getränk den damaligen Römern zusagte, geht aus einem Spottgedicht hervor, das im vierten Jahrhundert durch Cäsar Julian während seines Aufenthalts im jetzigen Baden auf diesen „Gerstenwein“, wie er ihn nennt, verfaßt wurde. „Hierzulande“, heißt es darin, „duftest du, oh Bacchus, nicht nach Nektar, sondern nach deinem Bock!“

Um das Jahr 610 fand der heilige Columban am Züricher See eine Schar Alemannen mit Bieropfer beschäftigt. Auch in den alemannischen Gesetzen spielt das Bier eine nicht unbedeutende Rolle, ebenso unter den zahlreichen Abgaben, die die Pächter jährlich an den Grundeigentümer zu entrichten hatten, also entweder an den König oder einen anderen Herrn, an Klöster oder Stifte selbst der Nachbarländer. Jede größere Haushaltung, selbst in weinbautreibenden Gegenden, braute ihren Bierbedarf teils aus Weizen, teils aus Hafer. Im Badischen hatte zum Beispiel jeder den Klöstern Lorsch oder Weissenburg gehörige Pacht Hof, deren es sehr viele in Schwetzingen, Walfstadt, Seckenheim, Bruchsal usw. gab, meistens fünfzehn Seidel Bier, wovon dreißig eine Karrenladung ausmachten, in einer bestimmten Frist jährlich abzuliefern. Das gleiche geschah aus dem Linzgau, dem Hegau, dem Breisgau usw., und zwar hauptsächlich an das Kloster St. Gallen. Statt des Bieres war oft nur die entsprechende Menge gebrühten Malzes vorgeschrieben.

Größere Brauereien gab es teilweise schon im neunten Jahrhundert, indessen nur in Klöstern und Domstiften. Der Preis des Bieres betrug in der Regel wie noch heutzutage etwa halb so viel wie der des geringeren Weines. Ohne Zweifel wurde ehemals schon weit mehr Bier als Wein getrunken. Als zum Beispiel im neunten Jahrhundert ein Bischof von Speier durch die westlich vom Bodensee gelegene Gegend nach Rom reiste und im voraus sein Nachtquartier in Böhlingen an der Neckar ansagen ließ, wurden — wie urkundlich feststeht — für ihn und sein Gefolge nur sechs Seidel Wein, dagegen dreißig Seidel Bier bestellt.

Ein Sumpfvogel als Feldbewohner.

Die allmähliche Verwandlung des deutschen Waldgebietes in eine einsörmige Kultursteppe, wie sie in vielen Gegenden unseres Vaterlandes heute schon vollzogen ist, hat der Tierwelt bekanntlich übel mitgespielt und viele ihrer interessantesten Vertreter verdrängt. Andere aber haben es ausgezeichnet verstanden, sich den neuen Verhältnissen biologisch anzupassen. Zu ihnen zählt namentlich der nette Sumpfrohrsänger, einer unserer besten Sänger, der schon vielfach das

wogende Getreidefeld mit dem Rohrwalde der Sumpfwildnis vertauscht hat.

Ver spätete Spaziergänger, die in lauen Mondnächten namentlich des Juni heimkehren, werden bisweilen aus einem Felde heraus einen entzückend weichen und süßen, überaus wechselvollen Vogelgesang vernehmen, ohne aber zu wissen, von welcher Vogelart er herrührt, da der Sumpfrohrsänger außerhalb der Vogelliebhaberkreise so gut wie unbekannt ist. Die meisten schließen auf eine Nachtigall, und alle Nachrichten über Anstiedlung von Nachtigallen in den Getreidefeldern sind auf diese Verwechslung zurückzuführen. Freilich ist der Gesang des Sumpfrohrsängers oder Sumpfspötters, wie er auch häufig genannt wird, von dem der Nachtigall doch sehr verschieden, obwohl er ihm an Wohlklang wenig nachsteht. Aber es fehlen ihm vor allem die charakteristischen schluchzenden Strophen der Nachtigall, die deren Lied ein so seelenvolles Gepräge geben.

Der eigentliche Aufenthalt der Sumpfrohrsänger ist am Rande der Sümpfe und Teiche, da, wo der Untergrund noch feucht und morastig ist und einen üppigen Pflanzentwuchs trägt. Besonders gerne hat es der Vogel, wenn wilder Hopfen und Brennnesseln ein recht undurchdringliches Dickicht bilden, ein paar Weiden darüber hinausragen und hohes Gras den Boden bedeckt. Von hier aus ist er dann in verwilderte Gärten eingewandert, durch die ein Bächlein fließt oder sonst Wasser vorhanden ist. Das wußte schon der alte Raumann, der diese Sumpfrohrsänger sogar für eine besondere Rasse hielt, die sich namentlich gesanglich von der Stammform unterscheiden sollte, und der er deshalb sogar einen eigenen wissenschaftlichen Namen gab. Spätere Untersuchungen haben gezeigt, daß diese Auffassung des Altmeisters irrtümlich war.

Auch der in den Gärten vorkommende Sumpfrohrsänger ist nichts als die gewöhnliche Art. In weiterer Anpassung ist dann der Vogel in die Getreidefelder eingewandert, die ja wenig betreten werden und ihm deshalb Ruhe und Sicherheit verbürgen. Heute brütet vielleicht schon die Hälfte aller Sumpfrohrsänger im Felde. Während alle anderen Rohrsänger eine außerordentlich versteckte Lebensweise führen und deshalb zu dem am schwierigsten zu beobachtenden Vogelarten gehören, zeigt sich der Sumpfspötter gern auch einmal frei, indem er sich singend in den Baumkronen herumtreibt oder fliegend ein Kerbtier verfolgt oder in seiner quackeligen Unruhe ein größeres Stück in freier Luft durchmischt.

Gesanglich steht der Sumpfspötter weit über den anderen Rohrsängern, die ihre Lieder vom Flüstern der Rohrhalme, vom Rauschen des Schilfes und vom Quaken der Frösche entlehnt zu haben scheinen. Vor allem ist er ein Nachahmungskünstler ersten Ranges und verflücht meist 10 bis 20 fremde Vogelgesänge in das eigene Lied, das sich selbst durch Wohlklang und Harmonie auszeichnet. Im Verbinden der einzelnen Laute und im Zusammenziehen des Ganzen steht der Sumpfrohrsänger unter allen Spöttern obenan. Sein klangvolles Organ verbindet mit weichen, flüsternden eigenen Strophen die verschiedenen fremden Löhne in herrlichster Weise, sie in immer neuer Gestalt, in immer wechselndem Uebergange bringend,

immer aber mit gleichem Schmelz, in gleicher Schönheit und Vollendung.

So unermüdblich der Sumpfspötter auch singt, und zwar bis tief in die Nacht hinein, so vergißt er doch darüber das Fressen nicht, gehört vielmehr zu den heißhungrigsten aller Vögel, was sich ja durch seine unausgesetzte Beweglichkeit erklärt. Da seine Hauptnahrung aus den winzigsten Insekten besteht, bedarf er erstaunlich viel von diesen kleinen Wesen zu seiner Sättigung. In seinem Benehmen ist er die vogelgewordene Gewandtheit und Hurtigkeit selbst und entzückt deshalb jedes Auge, obschon sein Federkleid keine lebhaften Farben aufzuweisen hat.

Sein Heim legt er nicht nach der Art der Rohrsänger über, sondern neben dem Wasserspiegel an, wo es niedrig über dem Boden, am Rande dichter Gebüsche schwebt, die Form eines tiefen Napfes hat mit eingezogenem Rand und aus locker verflochtenen, aber mit Samenwolle und Insektengespinnsten gut verkleisterten Grasshalmen, Blättern und Bastfasern gebaut ist. Die im Getreidefeld wohnenden Sumpfspötter legen natürlich auch ihr Nest in diesem an. Manchmal benutzte der pfiffige Vogel ein lebendes Blatt, das sich oben am Nest auslegt, als Schutzklappe. Um zum Gelege zu gelangen, muß er das Blatt jedesmal erst aufheben. Der herrliche Gesang des Sumpfrohrsängers würde ihn als sehr dankbarer Stubenvogel erscheinen lassen, wenn das zarte Vögelchen nicht gar so weichlich und hilflos wäre und insbesondere die Wintermauser leichter übersehen würde.

Auf den Hund gekommen.

Diese Redensart stammt aus spätmittelalterlicher Zeit und hat mit unseren vierbeinigen Begleitern wenig zu tun. — Mit „Hund“ bezeichnete man schon während der Bauern- und Schmalkaldischen Kriege kleine kupferne Urnen, die von einem verschwiegenen Manne verlobt wurden, nachdem man Schmuckstücken oder Hartgelbstücke, die nicht in die Hände der plündernden Feinde fallen sollten, hineingetan hatte. Die „Hunde“ wurden dann im Keller oder an anderen Sicherheit bietenden Orten vergraben. Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammt auch die Redensart „hant hin ham“ (vergl. Schmellers' Bayerisches Sprachlexikon). Sie bezeichnet so viel, als einen Schatz gut beiseite geschafft (vergraben) zu haben (hinten zu haben). Aber nicht nur in den Zeiten der Vollsnot wurden „Hunde“ vergraben, sondern auch während ruhiger Zeitalter. Denn in einzelnen deutschen Gegenden war es, namentlich unter der bayerischen Bevölkerung, Sitte, sich gewisse Geldreserven auf diese Weise zu sichern oder vor täglichen Eingriffen sicherzustellen. Mußte nun ein Bauerlein vor der Zeit seinen Schatz wieder ausgraben und in Anspruch nehmen, so sprach der Volksmund von diesem Geldbedürftigen, „er sei auf den Hund gekommen“. Noch heutzutage findet man hier und da — besonders beim Abreißen alter Kellergewölbe oder bei Ausschachtungsarbeiten — gut erhaltene und oft reichgepöckelte „Hunde“ die oft 100 und mehr wertvolle Silbermünzen aus alter Zeit enthalten; und manche deutsche Sammlung hat auf diese Weise eine schätzenswerte Vermehrung erhalten.

Die Elbaue

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezieher des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Köhlschbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6.

Die Dampfschiffahrt auf der sächsischen Elbe.

Von Friedrich Kleinert.

(Nachdr. verb.)

Der Gedanke eines Dampfschiffverkehrs auf der Elbe in Sachsen ist älter als der eines Schienenweges innerhalb der grünen Grenzpfähle. Während die ersten Projekte einer Eisenbahnverbindung innerhalb Sachsens, zwischen den beiden größten Städten Leipzig und Dresden zu Beginn des dritten Jahrzehntes des 19. Jahrhunderts auftauchten, wurden der sächsischen Regierung schon 10 Jahre früher Pläne zu einer Dampfschiffahrt auf der sächsischen Elbstrecke eingereicht. Die landschaftlichen Schönheiten der oberen Elbstrecke, die sächsische Schweiz, die bei der noch fehlenden Eisenbahnverbindung umständlich zu erreichen waren, mußten allein schon dazu anregen, die Wasserstraße zu ihrer Erschließung zu benutzen. Schon die Eigenschaft Dresdens als Fremdenstadt mußte die Prosperität eines solchen Unternehmens sichern.

In den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts bewarben sich dann auch schon 3 Männer, Schaff, Humphrey und Magnus Klein um die Konzession, die sächsische Elbstrecke mit Dampfbooten befahren zu dürfen, ohne jedoch die Regierung von der Zweckmäßigkeit ihres Vorhabens überzeugen zu können. Uthe, Calberla, Schubert waren die Nächsten, die den Gedanken einer Elbdampfschiffahrt aufnahmen, jedoch bis auf Calberla mit demselben Erfolg wie ihre Vorgänger. Calberla erhielt die Erlaubnis zum Betriebe einer Dampfschiffahrt auf der Oberelbe. Im Winter 1834-35 brachte er seinen Dampfer unter schwierigen Witterungsverhältnissen von Hamburg nach Dresden, so daß genau genommen die sächsische Dampfschiffahrt im kommenden Winter die neunzigjährige Wiederkehr des Tages, an welchem das erste Dampfschiff unseren heimischen Strom besuhr, verzeichnen kann. Calberlas Schiff, ein Heckraddampfer, entsprach aber den gehögten Erwartungen nicht. Der zu große Tiefgang des Bootes machte dasselbe für die stark wechselnden Wasserverhältnisse unserer Elbe völlig ungeeignet. Der Betrieb desselben rentierte sich in keiner Weise und so stellte Calberla, der sich später als einer der ersten Aktionäre an der Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrtsgesellschaft beteiligte, die Fahrten bald wieder ein. Der erste Versuch einer sächsischen Elbdampfschiffahrt war fehlergeplagt.

1836 endlich arbeiteten zwei Dresdener Kaufleute, Benjamin Schwente und Fried-

rich Lange, ein ausführliches Projekt eines Dampferverkehrs auf der sächsischen Elbstrecke bzw. zwischen Hamburg und Böhmen aus. Schwentes und Langes Pläne waren großzügig, großzügiger wie sie die ins Leben gerufene Gesellschaft schließlich ausführen konnte. Die Niederschrift der ersten gegenseitigen Aussprache über das Projekt zeigt, daß die beiden Kaufleute nicht nur einen regelmäßigen Personenbeförderungsdienst zwischen Hamburg und Dresden ins Auge faßten, sondern sie zeigt, daß sie das zu gründende Unternehmen „zu einem Bande, welches die Levante mit den Nordseehäfen auf einem unsaglich schnelleren, gefahrloseren, wohlfeileren und ununterbrochenem Zuge verbinden sollte“, ausgestalten wollten. Allerlei widrige Verhältnisse, nicht zum Letzten die ungeahnte Entdeckung der Eisenbahn, wies dem Unternehmen schließlich andere Wege, als die beiden Urheber des Gedankens sie voraussehen konnten.

Die eigentliche Gründung einer Dampfschiffahrtsgesellschaft, der heutigen Sächsisch-Böhmischen, erfolgte am 18. März 1836 und am 7. Juli desselben Jahres wurde der neugegründeten Gesellschaft das Privileg „zur Betreibung der Dampfschiffahrt auf der Elbe von einem inländischen Ort zum andern“ vom Ministerium zunächst auf fünf Jahre erteilt.

Kun galt es, die gehegten Gedanken praktisch auszuführen, die nötigen Verkehrsmittel, die Dampfschiffe, zu schaffen.

Wenn auch das Problem der Dampfschiffahrt überhaupt schon seit fast 30 Jahren, seit Fulton 1807 den Hudson mit einem Dampfboot besuhr, als gelöst betrachtet werden konnte, so war doch das Befahren der Oberelbe mit ihren stark wechselnden Wasserverhältnissen mit der geringen praktisch verwendbaren Fahrtiefe des Flusses ein Problem für sich. Es galt außerordentlich flach gehende Boote zu konstruieren, die selbst bei sehr niedrigem Wasserstande den Verkehr auf der Elbe aufrechterhalten konnten. Frankreich war in dieser Beziehung schon in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts mit Erfolg vorgegangen. Auf der oberen Seine sowohl wie auf der Rhone und Saone versahen flachgehende Dampfer in zufriedenstellender Weise den Dienst.

Zum Studium der dortigen Verhältnisse war schon im Frühjahr 1836 der Professor am Dresdener Technikum Schubert nach Frankreich entsandt worden. Nach seinen Vorschlägen und Angaben wurden sodann zwei eiserne Schiffkörper, zu jener Zeit eine Neuheit auf dem Gebiete des Schiffsbauens, in Angriff genommen.

Als Landplatz für die Schiffkörper war die damals sogenannte alte Vogelwiese vor

dem Biegeschlage (heute nimmt das Häusergebiet zwischen Lothringer-, Biegel-, Schulgutstraße und Terrassenufer den Platz ein) aufersehen. Die neue Vogelwiese der 30er Jahre wurde auf dem Platze, wo heute die Kunstgewerbeschule steht, abgehalten.

Königin Marie und Prinz Albert wurden die beiden ersten Vorläufer der heutigen sächsischen Dampfer genannt.

Die ersten Maschinen lieferte eine Berliner Firma Egell. Sie waren ein Fehlschlag. Die auf ca. 400 Zentner Gewicht veranschlagten Maschinen überschritten das Gewicht um das dreifache und verursachten einen ganz unerwünscht großen Tiefgang der Schiffe, der sich im Betrieb als recht störend erwies. Auch die ersten Kessel entsprachen nicht den Wünschen des Konstruktors, da sie einmal den erforderlichen Betriebsdampf nicht entwickelten, zum andern verschiedentlich undicht waren. Die beim Bau der ersten Schiffe gesammelten Erfahrungen wurden beim Bau des dritten Bootes, ein Holzschiff von 33 Meter Länge, verwertet.

Am 6. Juni 1837 absolvierte die „Königin Marie“ nach Uebertwindung all dieser Schwierigkeiten die erste Probefahrt. Am 30. Juni wurde die erste Uebungsfahrt nach Meißen unternommen. Eine weitere erfolgte am 11. August nach Rathen und Schandau, bei welcher das Schiff 13 Stunden unterwegs war. Endlich am 25. August konnten die ersten öffentlichen Fahrten unternommen werden und am 23. September desselben Jahres wurde ein regelmäßiger Verkehr der Dampfer aufgenommen. Für eine Fahrt nach Pillnitz zahlte man damals 6, nach Pirna 8 und nach Rathen 12 Neugroschen, während man nach Meißen für 10 Neugroschen befördert wurde.

Die Gesellschaft gab diese ersten öffentlichen Fahrten im Dresdener Anzeiger vom 24. August 1837 mit folgender Anzeige bekannt:

Königliche priv. Sächs. Dampfschiffahrt.

Für die nächsten Tage sind folgende Fahrten des Dampfschiffes Königin Maria festgesetzt:

Nach Rathen.

Freitag den 25ten August a. c. und

Sonntag den 27ten August.

Abgang von Dresden früh 5½ Uhr,

„ „ Rathen nachmittags 5 Uhr.

Preise der Plätze:

12 gl. von Dresden nach Rathen,

12 gl. von Rathen nach Dresden.

Nach Meißen.

Sonnabend den 26. August ex.

Abgang von Dresden früh 6 Uhr.

„ „ Meißen nachmittags 2 Uhr.

Preise der Plätze:

10 gl. von Dresden nach Meissen,
10 gl. von Meissen nach Dresden.

Nach Pillnitz.

Dienstag den 29ten August a. c.

1. Abgang von Dresden früh 6 Uhr.
- " " Pillnitz Vormittag 11 Uhr.
2. Abgang von Dresden Nachmittag 2 Uhr.
- " " Pillnitz Abends 6 1/2 Uhr.

Preise der Plätze.

6 gl. von Dresden nach Pillnitz,
8 gl. von Pillnitz nach Dresden.

Billets werden im Comptoir der Gesellschaft, Scheffelgasse Nr. 151, zweite Etage, ausgegeben.

Dresden, den 29ten August 1837.

Die Direktion.

Während heute die Dampfer fast jeden an der Elbe liegenden Ort in ihren Verkehr einbeziehen, wurden die ersten Fahrten, wie die Anzeige besagt, von der Abgangstation Dresden ununterbrochen bis zum Endziele durchgeführt. Selbst Pirna kam auf der Oberstrecke erst im Oktober des Eröffnungsjahres als Anlegeplatz in Frage.

Auch auf der unteren Strecke nach Meissen fuhr die Königin Maria ohne Aufenthalt bis zur alten Markgrafenstadt.

Am 3. Oktober 1837 erscheint auf der Meißner Strecke zum ersten Male unser Köschensbroda als vorläufig einzige Zwischenstation. Der Fahrpreis auf dem am Dienstag, den 3. Oktober, 1837 hier erstmalig anlaufenden Dampfschiffe, das früh 7 Uhr Dresden verließ, betrug 8 Groschen.

Die ersten Dampfschiffe sahen wesentlich anders aus als die heutigen schlanken schnittigen Dampfer. Der Schiffskörper der Königin Marie mit seinen vielen bis zum Deck reichenden Fenstern war kastenartig bemalt. Die charakteristischen grünen Streifen der heutigen Dampfer fehlten. Der Bug, der noch nicht in der späteren geraden scharfen Bauart die Wellen durchschnitt, war geschwefelt und lief in einer Bolute, die eine große Krone trug, aus. Die gerade stehende dünne hohe Esse wurde von 4 Seilen gehalten. Die Kommandobrücke zwischen den Kablasten fehlte auf dem Wüdem der ersten Dampfer. Wie heute noch wehte aber schon damals vom Heck die zweimal weißgrün gestreifte Flagge, die den Schiffen der Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrtsgesellschaft eigentümlich ist. Von allem Anfang an war auf den Schiffen Vorforge für eine gute Verpflegung der Fahrgäste und des Schiffspersonals getroffen.

Die ersten Schiffe begannen ihre Fahrten von Neustadt aus, wo sie unterhalb der Wiesentorstraße ihren Anlegeplatz hatten. An der Miskäbder Seite umspülten die Wellen der Elbe noch den Fuß der alchtrwürdigen Festungsmauer, der Brühlischen Terrasse. Das heutige Terrassenufer mit seinen hohen Wassermauern bestand damals noch nicht. Unterhalb der Venusbasion, dem heutigen Belvedere, buchtete die Elbe sich zum sogenannten Gondelhafen, dessen Namen noch heute die Anlagen zwischen Schmagoge und Terrasse tragen. Neben den Booten der Fischerinnung überwinterten dort lange Zeit die Elbdampfer. Die ganzen Uferbauten von der Augustusbrücke aufwärts, das gesamte Terrassenufer entstand anlässlich der großen Stromkorrektionsbauten in den Jahren zwischen 1860 und 1870. Die Elbe, die bis dahin noch fast

ungezügelt durch Dresden floß, wurde auf eine durchschnittliche Breite von 113 Meter eingeengt, um für die sich immer mehr entwickelnde Schifffahrt die nötige Fahrtiefe des Stromes zu erreichen. Seitdem fließt die Elbe in ihrem eingeengten Bette dahin und nur ab und zu bei Hochwässern greift sie einmal hinaus über die Grenzen, über die Fesseln, die ihr der Mensch angelegt hat, nach dem, was ihr einst gehörte.

Die Dampfschiffahrt florirte von Anfang an. Die Kalkulation der beiden Gründer erwies sich als richtig. 1839 beförderten die drei vorhandenen Boote 33 400 Personen. Die Fahrstrecke war bis ins Böhmerland ausgebeugt worden. Aber die 40er Jahre brachten den sächsischen Schiffen schwere Konkurrenzlämpfe. Ein Kapitän Ruckon erwarb für die böhmische Elbstrecke das österreichische Privileg. Zwar konnte die sächsische Gesellschaft ihre Fahrten entsprechend der Schiffsfahrtsakte von 1821 auch weiterhin nach Böhmen ausdehnen wie es Ruckon auch in Sachsen erlaubt war, aber es durfte nur Fahrgäste von Sachsen nach Böhmen oder umgekehrt befördern, der Verkehr zwischen böhmischen Orten war ihr versagt. Ruckon ließ seine Schiffe bis über Melnik, bis Obwistru laufen. Auch in Dresden tauchte eine neue Konkurrenz auf, indem die Gebrüder Weigel mit ihrem Dampfer Saronia Reisende von Sachsen nach Böhmen beförderten. Diese 3 Schiffslinien waren damals, als zwischen Dresden und Prag noch keine Bahnverbindung bestand, die schnellsten Beförderungsmöglichkeiten zwischen diesen beiden Hauptstädten. Ruckon sowohl als die sächsische Gesellschaften beförderten ihre Passagiere von ihren Endstationen Obwistru bzw. Lobositz mittels Stellwagens nach Prag. Die neu erbauten böhmischen Bahnstrecken verbarben jedoch Ruckon das Geschäft völlig und so übernahm schließlich die sächsische Gesellschaft die Ruckonschen Schiffe, deren Zahl inzwischen durch die Weigelsche Saronia vergrößert worden war. Die Sächsisch-Böhmische Dampfschiffahrt war nun Alleinherrscherin auf der Oberelbe. Noch einmal 1875 trat eine Konkurrenz ins Leben. Die Barrauschen Sächsischen Dampfer, kleine Schiffe, führten Lokomotiven zwischen Dresden und Pillnitz aus. Der Tiefgang der Dampfer, die anfänglich vom Publikum gern benützt wurden, machte auch sie bei Niedrigwasser für einen geregelteren Verkehr ungeeignet.

Nach Uebernahme des Ruckonschen österreichischen Privilegs dehnte die Gesellschaft ihre Fahrten bis Melnik aus. 1853 wurde der Verkehr versuchsweise auf der preussischen Strecke bis Wittenberg aufgenommen. Beide Linien führten aber nicht zu dauerndem Betrieb. 1867 endlich wurden die Fahrten der Dampfer, die vorher schon bis Torgau eingeschränkt worden waren, auf die noch heute befahrene Strecke Leitmeritz-Mühlberg festgelegt.

Von Anfang an hatte die Gesellschaft ein besonderes Augenmerk auf den Frachtverkehr gerichtet. Auch die Schleppschiffahrt war in ihr Programm aufgenommen. Noch 1864 hatte man, nachdem man schon früher den Schleppdienst mit dem vorhandenen Schiffsmaterial ausgeführt hatte, auf der inzwischen erworbenen Blasewitzer Schiffswerft einen besonderen „Remorqueur“, es-

nen besonders konstruierten Schleppdampfer. Die englische Maschinenfabrik John Penn u. Co. in Greenwich lieferte dazu die Schiffsmaschine, wie alle anderen mit oszillierenden Zylindern. Feststehende Verbundmaschinen wurden erst in jüngster Zeit auf den Oberelbdampfern verwandt. Dieser Schleppdampfer, der noch heute läuft, wurde auf den Namen des Maschinen-Lieferanten „John Penn“ getauft.

Das Aufkommen besonderer Schleppschiffahrtsgesellschaften, die mit leistungsfähigeren Schiffen arbeiteten und besonders die Errichtung der Ketten- und Schleppschiffahrt auf der Elbe im Jahre 1868 ließen die grünen Dampfer, die ihre Schleppfahrten bis Hamburg ausgebeugt hatten, ganz aus dem Schleppdienst ausscheiden und sich nur auf die Personen- und Stückgutbeförderung beschränken.

Welche Entwicklung aber hat der Personenverkehr seit dem Bestehen der Elbdampfschiffahrt genommen! 1839 benutzten 33 400 Personen das damals neue Beförderungsmittel. Im ersten Jahrzehnt stieg die Zahl auf 130 000 und überschritt 1865 die erste Million, um 1901 annähernd 3 1/2 Millionen zu erreichen. 1866 beschlagnahmte das sächsische Generalkommando den gesamten Schiffsparc, um ihn in Böhmen unter dem Schutze der Festung Theresienstadt für Heereszwecke in Bereitschaft zu halten. Alle Landungsbrücken wurden zerhauen oder versenkt.

Die Personendampferflotte, die anfänglich aus 3 Schiffen bestand, vermehrte sich rasch und beim 75jährigen Jubiläum der Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrtsgesellschaft verfügte dieselbe über 33 Dampfer, die zum Teil mit den modernsten Einrichtungen, Dampfsteuer, elektrischer Beleuchtung usw. versehen sind. Es ist ein langer Weg technischer und konstruktiver Entwicklung, den die Elbdampfer in den fast vollendeten 90 Jahren ihres Bestehens durchlaufen haben. Aus der uns etwas sonderbar anmutenden Königin Marie, dem ersten Schiff, entwickelten sich die zweckmäßigen schlanken grünweißen Dampfer, die komfortablen Oberdecker. Und während die ersten 33 Meter langen Boote mit Maschinen von 50 PS. fuhren, verfügen die heutigen 58 Meter langen Salonampfer über 250 PS. Maschinenstärke. Heute ist es eine altgewohnte Selbstverständlichkeit, die Dampfer der Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrtsgesellschaft auf den Wellen des heimatischen Stromes dahin fahren zu sehen. Wie tot, wie eintönig würde uns heutigen, mit technischen Wundern bis zur Blasertheit verwöhnten Menschen der Strom anmuten, wenn seine Wellen plötzlich nicht mehr von den schlanken Steven der Dampfer durchschnitten würden, wenn die wirbelnden Schaukelräder nicht mehr die rollenden Wellen im Kielwasser der Boote ans Ufer trieben. Die Bomätscher, die mit eintönigem Gesang die Zillen bergauf schleppen, die geschwellten Segel der zu Tal ziehenden Zillen, sie beschwanden uns nach dem andern. Selbst die Frachtschiffe, die Zillen, haben Dimensionen angenommen, daß sie den Namen Elbriesen mit Recht verdienen. Nur die Flöße schwimmen heute genau so wie vor hundert Jahren tabak, gesteuert von primitiven Ruderbäumen. Sonst aber ist der Dampf der Alleinherrscher auf der Elbe.

Ein Elbwunder.

Am 30. Juli 1837 hatte die Niederschänke in Köhlschenbroda einen Betrieb, wie sie ihn selten sah. Ein fortwährendes Kommen und Gehen war in der niedrigen Gaststube. Wenige freilich von den vielen Gästen waren fehschaft und ließen sich an den bankgeschauerten Tischen des Gastwirts Stosch nieder. Die Meisten nur löschten eiligst den Durst, den sie bei dem langen Warten in der Zulkhöhe auf dem Elbdamme sich geholt hatten und verließen schleunigst wieder die kühle Schänke. Der lange Elbdamm, die ganzen Elbufer hinauf und hinab waren schwarz von Menschen, die alle erwartungsvoll die Elbe hinauf nach Dresden zu blickten. Sollte doch heute zum ersten Male ein Dampfschiff an Köhlschenbroda vorbeifahren. Ein Dampfschiff! Ein Schiff, was ohne Ruder und ohne Segel die Elbe hinauf und herunter fuhr. Was Wunder, daß solch ein Ereignis die ganze Köhlsch auf die Beine und an die Elbe gebracht hatte. Seit Frühjahr lagen schon die beiden eisernen Schiffe, die in Dresden auf der alten Bogelwiese vor dem Ziegelschlage (ungefähr wo heute das Amtsgericht Altstadt steht) gebaut worden waren in Uebigau, wo die Maschinen in die Wunderkähne hineingesetzt werden sollten und mancher Köhlscher Bauer hatte, wenn er vom Markte kam, den Umweg über Uebigau nicht gescheut, um durch die Bretterplanen einen Blick auf die neuen Schiffe zu tun. Heute sollte das eine der Schiffe, die „Adnigin Marie“, die erste Uebungsfahrt nach Meissen unternehmen. Die Schiffer und ihre Gehilfen, die Bomätscher, waren freilich wenig erbaut von den neumodischen Rähnen und der Gohliser Fischer und Fährmann schimpfte weiblich über sie und prophezeite, daß in aller Kürze auf der Elbe kein Fisch mehr zu finden sein werde. Die vertauselten Schaufelräder der Dampfschiffe müßten ja den Laich der Barben und Barsche kurz und klein schlagen. Die Fische würden sich für solch ein unruhiges Wasser, das die Schaufelräder verursachten, bedanken, der schönen Lachse gar nicht zu gedenken, die so schon immer weniger wurden. Und während man sich überall an den Ufern über das neue Schiff lebhaft unterhielt, kam es oben um den Sertowitzer Elbheger heran gerauscht mit klatschendem Schlagen der Schaufelräder und mit langer Rauchfahne, die der leichte Wind in der schimmernden Sommerluft talant trieb. Näher und näher kam es mit seiner hohen Esse, die von vier Seilen gehalten wurde. Langsam drehten sich die Räder zu beiden Seiten des langen Schiffsrumpfes. Munter bligte die Zulksonne in den vielen Fenstern des Schiffes, das wie ein schwimmender Palast vor den Augen der erstaunten Bauern dort auf dem Strome langsam und majestätisch vorüber zog. Wie staunten sie die schimmernde goldene Krone an, die den schön geschwungenen bemalten Schiffsschnabel krönte, wie stolz leuchtete das noch so junge königliche Wappen an den Mastkästen. Ein allgemeines Schweigen der Verblüffung hielt alle in Bann. Als dann aber der kleine Böller auf dem Schiffe gelöst wurde und die Weinberge das Echo des Schusses rollend wiedergaben, da jubelten die guten Köhlscher und schwenkten die Hüte und

Mützen bis das Dampfschiff im Niederwarthaer Winkel verschwunden war und nur noch die flatternde Rauchfahne an das eben gesehene Wunder gemahnte. Ueberall aber, in den Schänken und vor den Toren der Höhe, unterhielt man sich bis in den sinkenden Abend hinein von dem gesehenen Schauspiel und war stolz darauf, das Dampfschiff auf seiner ersten Fahrt gesehen zu haben.

..

Alt-Dresdener Erinnerungen.

Das war ein Ereignis für Dresden, als die ersten Dampfschiffe auf unserer Elbe fuhren. Hatte doch der bei weitem größere Teil der Bevölkerung überhaupt noch kein Dampfschiff gesehen und kaum einen Begriff von der treibenden Kraft des Dampfes. Erst im Sommer 1833, wurde von der im Bau begriffenen Leipzig-Dresdener Eisenbahn die erste Strecke, von Dresden bis auf die Weintraube in der Hofköhlsch, befahren. Freilich hatten die ersten Dampfschiffe mit viel Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Maschinen waren nicht praktisch genug konstruiert, die Schiffe waren zu schwer für niederen Wasserstand, und das Strombett war zu unregelmäßig (die Baggermaschinen sind erst späteren Ursprungs). Als nun aber die regelmäßigen Fahrten auf der Oberelbe eingerichtet wurden, kam zunächst Willkür sehr in Aufnahme. Nicht bloß Sonntags, sondern auch an den Wochentagen wurden Partien dahin unternommen; doch zogen die meisten es vor, hinaus zu Fuße zu gehen und nur heimwärts auf dem Dampfboote zu fahren, was pro Person 6 Groschen (75 Pfg.) kostete. Tagesbillets gab es in der ersten Zeit nicht. Man ging über Loschwitz, besuchte „Prinz Friedrichs Weinberg“ bei Wachwitz (bis 1843 war der Zutritt gestattet), kehrte in dem nahen Gasthause „Zur Presse“ ein und ging dann zur Rehtmühle und auf den Forstberg, zum wenigsten aber doch auf die „Ruine“ und blieb in der letzten halben Stunde vor der Abfahrt in der Schloßrestauration. Die jetzt viel besuchte Dampfschiff-Restauration wurde erst später gebaut. In der ersten Zeit gab es auf jedem Dampfboote auch einen Böller, der an gewissen Fahrstellen gelöst wurde. Aber auch andere Orte an der Oberelbe kamen in Aufnahme durch die Dampfschiffahrt, keiner aber mehr als „Rehstädtel“, jetzt Stadt Behlen, welches ringsum von Bergen umgeben und von einem Wagenverkehr angefloßen, bis dahin ganz unbekannt war und nur neunundneunzig Wohnhäuser hatte. — Als 1842 die große Trockenheit den Wasserstand der Elbe so weit herunter brachte, wie er seit vielen Jahren nicht gewesen war, da stand es schlimm um die Dampfschiffe, aber auch manchmal für die Sonntagsausflügler, welche per Dampfboot rechtzeitig heimzukommen gedachten. Es blieb zuweilen das Dampfboot mitten in der Fahrt stehen, und nun war guter Rat teuer, nicht bloß wegen des aus Ufer, sondern auch wegen des Nachhausekommens. Ja, wenn der unrettbare Halt bei Antons war, wo es eine sehr gefährliche, weil leichte Stelle gab, da war der Trost leicht, aber wenn es z. B. in der Nähe von Pirna war, und schon spät Abend, da gab es nur die Hilfe der Pirnaischen Burstwagen, welche Montags früh zeitig nach

Dresden fuhren. 1845, als plötzlich am Sonnabend des Neujährer Jahrmarktes die Augustusbrücke gesperrt wurde, weil man den Einsturz eines Pfeilers befürchtete, wäre die Verwirrung groß gewesen (denn es gab weiter keine Brücke), wenn nicht die Dampfschiffe ununterbrochen das Ueberfahren (die Person 5 Pfennige) besorgt hätten.

Als Meissen nach Eröffnung der Leipzig-Dresdener Eisenbahn auf Jahrzehnte schwer geschädigt wurde wegen Wegfalls des Leipziger Verkehrs auf der alten durch Meissen führenden Kaiserstraße fand es doch durch die Eröffnung der Dampfschiffahrt einigen Ersatz. Eine höchst seltene Dampfschiffahrt nach Meissen fand am 5. September 1881 statt, wo die Landstände von König Albert zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Konstitution auf die Albrechtsburg geladen waren. Eine sehr trübe Episode für die Dampfschiffe war die Kriegszeit 1866, wo sie wochenlang müßig in der Nähe der Festung Theresienstadt liegen mußten. Eine Glanzzeit aber brach für sie an, als das „große Bogelschießen“ auf die Elbwiesen bei Antons verlegt und nun ungezählten Tausenden für fünfzehn Pfennige es ermöglicht wurde, das Eldorado der traditionellen Stamm-Dresdener zu besuchen. Freud und Leid hat die Dampfschiffahrt erlebt. Was würde der alte „Buzzi“ sagen, der in der ersten Zeit einige Jahre Direktor war, wenn er jetzt Heerschau halten könnte über die stattliche Dampferflotte.

M. Heger.

..

Der Köhlschenbrodaer Seehund.

Von Alfred Finsterbusch.

Was ihn dazu getrieben, seine nordische Meeresheimat zu verlassen und nach dem Süden zu wandern, ob Gründe physischer, ob solche wirtschaftlicher Natur; nie wird es ergründet werden. Tatsache ist nur, daß im Jahre 1802 ein Seehund den runden Kopf aus den Fluten der Elbe bei Köhlschenbroda reichte, um sich dann stromaufwärts der Neufidzen zuzuwenden. Tausende von Neugierigen umsäumten damals des Stromes Ufer. Viele Schiffer bemühten sich, das seltene Wild, das bis hinauf nach Schandau wechselte, in ihren Netzen zu fangen; doch das Tier wußte allen Nachstellungen geschickt zu entgehen, tiefes Dunkel lagert über seinem ferneren Schicksal.

Nicht von gleichem Glück begünstigt war der Seehund, den man im Jahre 1634 bei Köhlschenbroda fing. Weder der Vater der Geschichte Dresdens, berichtet von ihm in seiner 1680 erschienenen Chronik: „Im Jahre 1634 ereignete sich die Orte etwas Ungewöhnliches, indem auf dem Elbströme sich zum öfteren ein Seehund merken ließ, der bald der Festung so nahe daß man von dem Walle nach ihm schießen können, bald unterhalb zwischen hier und Meissen anzutreffen war und dergestalt in die acht Tage zu spüren. Endlich wurde selbiger auf vieles Nachstellen am 20. März beim Köhlschenbrodaer Tännicht anderthalb Meilen von hier in einem Netz von den Fischern gefangen, und weil sie sich seiner nicht lebendig bemächtigen können, tot anhergebracht. Dessen Länge ist gewesen 2½ Ellen (= 1½ Meter), die Dicke zwei Ellen, an Gewicht aber 1 Zentner 24 Pfund schwer.“ — Als

im Jahre 1637 die Schweden unser Sachsenland verwüsteten, Kößchenbroda am 14. März in Schutt und Asche legten, und alle die Greuel übten: die die Worte Schwedenbrunn, Pirnaisches Glend, Wurzeener Krez- und Marterwoche vor der schaudernden Seele austauschen lassen erinnerte man sich des Kößchenbrodaer Seehunds und saßte sein Erscheinen als Anzeichen der Scharfendstige auf. Anno 1637 erschien in Leipzig eine Schrift mit dem Titel: „Wie der ungeheure Seehund, so sich anno 1634 bey Dresden sehen lassen, auch gefangen und erschlagen worden, ein Vorbild gewesen der erschrecklichsten Verheerung des Churfürstentums Sachsen, so die Schwedischen Seehunde verübet.“

Der auf Kößchenbrodaer Revier getödete *marina canis* (wie Pfarrer Behrisch ihn bezeichnet) wurde angestopft und als ganz besondere Kuriosität dem Dresdner Naturalien-Cabinet, der „Indianischen Kammer“, einverleibt. Daß das Tier so großes Aufsehen erregte, darf uns nicht wundernehmen, da in der damaligen fehrhalten, eisenbahnlosen Zeit nur wenige Bewohner des Binnenlandes die See und ihre Tiere kennen lernten, von Zoologischen Gärten, Aquarien war damals noch keine Rede. Deshalb stellte das Erscheinen des Seehundes in unserer Gegend ein wirkliches Ereignis dar, an das man noch lange Zeit nachher sich lebhaft erinnerte. Man wollte in Kößchenbroda wenigstens ein Bild des Wundertieres besitzen; deshalb wendete sich der von 1702 bis 1730 in unserem Heimatort amtierende Pfarrer Aster mit einem Gesuche an die Superintendentur in Dresden. Diese wagte in einer so wichtigen Angelegenheit nicht selbständig zu entscheiden, sondern leitete die Bitte weiter an das Ober-Konfistorium, das (nach den Pfarrakten) unter dem 28. Oktober 1729 folgenden Bescheid gab: „Wir lassen auf Eueren vom 30. nächst abgewichenen Monats September anhero erstatteten Berichte aus denen von Euch angeführten Ursachen geschehen, daß zum Andenken des 1634 am 20. März zu Kößchenbroda auf dem Pfarrstücke gefangenen Seehunds eine Copie von dem auf dem Königl. Stalle befindlichen Bilde genommen und in der Pfarrwohnung aufgehängt, auch dazu vierzehn Reichsthaler vor die Arbeit incl. der wegen des Rahmens, Leinwand und sonst aufzuwendenden Kosten genommen werden mögen. Und ist anstatt Ihrer Königl. Majestät und Kurfürstlichen Durchlaucht unser Begehren hiermit Ihr wollet Euch also darnach achten und deshalb fernere gebührende Verfügung tun. Daran vollbringt Ihr höchstgedachtes unseres Allergnädigsten Herren gefällige Meinung. Berordnete Räte, Präsident und Assessors im Oberkonfistorio.“ — Gerichtet ist das Dekret an den Superintendenten Dr. Valentin Ernst Löschner und an dem Kommissionsrat und Oberamtman Johann Paul Bockel, die dem Pfarrer Aster den ergangenen Bescheid durch Verfügung vom 18. Januar 1730 mitteilten. Diese lautet: „Nachdem ein hochlöbl. Oberkonfist. allhier auf unseren erstatteten untertänigen Bericht geschehen lassen, daß zum Andenken des anno 1634 am 24. Martii zu Kößchenbroda hinter dem Thännichte auf dem Pfarrstücke gefangenen Seehund eine Copie von dem auf dem Königl. Stalle befindlichen Bilde genommen und in der Pfarrwohnung auf-

gehängt, auch darzu vierzehn Reichsthaler vor die Arbeit, incl. der wegen des Rahmens, Leinwand und sonst aufzuwendenden Kosten aus dem Kirchenvermögen genommen werden mögen, also wollen Inspektions- und resp. Amtswegen wir denselben bekannt machen, damit die Abkopierung sothanen Seehunds erfolgen könne, maßen berührte vierzehn Reichsthaler aus dem Kirchenvermögen zu nehmen und in Ausgabe der Kirchenrechnung zu verschreiben sind. Ampt Dresden, am 18. Jan. 1730.“

(gez.) Valentin Ernst Löschner.

(gez.) Johann Paul Bockel,

Kommissionsrat und Oberamtman.

Das Bild des Seehundes ist dann lange Zeit eine vielbewunderte Zierde unseres Pfarrhauses gewesen. Anno 1767 ließ es Pfarrer Behrisch (er amtierte von 1730 bis 1773) renovieren und versah es mit einer lateinischen Inschrift, die ebenfalls in den Pfarrakten zu finden ist. Und wohin ist das Bild gekommen? Liebetriibt teil: ich den Schulinspektor der Seehundställe mit: „Dieses Bild nebst Rahmen ist beim Weichen der Hausflur 1858 zerfallen und seitdem nicht wieder aufgehängt worden. Nachrichtlich Wahl, Pfarrer.“ (Pfarrer Wahl amtierte von 1852 bis 1879 in Kößchenbroda.) Sic transit gloria mundi!

Erinnerungen eines alten Lösnigers.

II.

Von Otto Thienemann.

(Nachr. verb.)

Als im denkwürdiger Sommer 1866 der Krieg ausgebrochen war und hier bekannt wurde, daß die Preußen im Anmarsche seien, hielten wir von der Terrasse des Friedsteiner Berges Ausblick. An der Hand unseres Hauslehrers sahen wir dann, wie der preussische Vortrupp, der unsere Kornfelder für Verstecke der Sachsen halten mochte, in Spitzenformation, d. h. in keilförmigen Patrouillen die Fluren längs der Meißner Straße absuchend — nach Dresden zu marschierte. Auch über den Himmelsbusch, über andere Bergwege und längs der Elbe huschten Streifen, bis zuletzt ein ununterbrochener dunstiger Heerwurm sich Stunde auf Stunde durch's Tal wälzte und auch gleich in der kommenden Nacht die laum von den Sachsen geräumten Quartiere im Orte belegte. Tags zuvor noch hatten wir Wurzeener Schützen (ein Bat. 108er) beherbergt. U. a. war da mit dem Adjutanten ein Hornist, von kleiner koboldartiger Gestalt, der abends auf eine hohe Alazie kletterte und von oben herab seinen Zapfenstreich ins Dorf schmetterte. Er rühmte sich tapfer — nachdem er zuletzt Alarm geblasen hatte: „Laßt sie nur kumm'n, die Breißen, ich tu sie alle mit'nander 'nausblasen“. Später, während der großen Kämpfe in Böhmen, sahen wir auf den sonst der Vogelwiese dienenden Feldern unweit der Raundorfer Straße wie preussische Erschöpferte eingerittet wurden. Immer im Kreise um eine kleine feuernde Kanone wurden sie herumgelagt, damit sie sich ans Schießen gewöhnten. Auch unser Haus bekam ununterbrochen Offiziere, Mannschaften und Pferde einquartiert, was uns Jungen natürlich ebensoviele Kurzweil brachte, wie den Eltern Sorgen. Nur wenige

Stunden vor Sperrung der Dresdner Brücken hatte noch einer unserer Winzer einen Handwagen voll Mehl aus dem Blaueschen Grunde geholt, worüber unser Vater bei der plötzlichen Knappheit aller Lebensmittel recht froh war. Für unsere Ortschaften sind die sich Monate hinziehenden Einquartierungs- und Requisitionslasten drückend genug gewesen; dazu waren schwache Ernteaussichten! Von einem Manen muß ich hier noch erzählen, der von den Kämpfen in Böhmen zurückkehrend, bis hierher noch nicht aus dem Sattel gekommen war. Es ist mir unvergeßlich, wie sich der tapfere Reitermann vor unseren Augen — nach mühsamer Entfernung des schweren Reiterstiefels vom geschwollenen Fuß — eine Bleihöhne mit dem Taschenmesser unterhalb des Knöchels herausholte.

Auf der Moritzburger Straße, an der unsere Pferdeköpfe lagen, herrschte dazumal bei feuchtem Wetter ein derartiger bodenloser Schmutz, daß unsere Nachbarin, eine Frau Major Demiani aus dem Mohrenhanse, auf Stelzen auszugehen pflegte. Die damals halb so breit wie heute von Mauern eingefassten Straßen waren ohne Bürgersteige und ohne regelrechten Rinnstein. „Du konntest dem Sumpf da nicht entinnen und wer mal stolpert, der lag drinnen.“ Die Berggassen, obere, mittlere, untere (jetzt Hohenzollern-, Winzer-, Grenzstraße usw.) hatten wenig Wagenverkehr, waren steiniger, vielfach mit Rasen eingefast und darum meist sauber; so auch die Borngasse und der Stadstieg. Uebrigens hat wohl die Borngasse ihren Namen von dem schönen Born abzuleiten, der, bevor die Straßen verbreitert wurden, an der Ecke von Allee- und Bornstraße die Umgegend mit frischem wohl-schmeckenden Wasser versorgte. Von dieser reichlich spendenden Pumpe brachte uns jeder Morgen der Winzer zwei Eimer, am Schulterbrett getragen, zum Friedstein hinauf. Denn oben gab es nur das aus „Schwarzes Teich“ abgeleitete Köhrenwasser, das allseitig Verwendung fand, nur nicht als Trinkwasser. In dem Grundstück Alfriedstein war damals ein malerischer Hof, von dem zurzeit wenig mehr zu finden ist. Man denke sich mitten vor der großen Stützmauer gegenüber dem Hauptgebäude einen breiten Steintrog, den von oben ein (noch vorhandener) Delfin Wasser spendet, rings von Schlingpflanzen umrahmt, beiderseits die mit Kleinvieh bevölkerten tief in den Berg hineingedrückten Gewölbe, auch mit Epheu umspannen. Links zog sich die hohe Bergmauer nach vorn bis zur überwölbten Einfahrt, die durch eine Brückenlammer das Wohnhaus mit dem Lürnchen mit dem andern Frontgebäude verband. Ueber der hohen Stützmauer blühten wilde Rosen und Fliederbüsche. Nach Osten flankierten den Hof in gefälligem Baustile zwei niedrige Wirtschaftsgebäude, durch einen Lorbogen getrennt, der eine spitzbedachte Gärtnerstube trug. Zwei alte Kuschbäume, vielerlei Feder- und spielende Kinder sorgten für Stimmung. (Skizzen aus jener Zeit habe ich unserm neuen Museum in Hoflösnitz übergeben.) Ewig schade, daß das vom Grafen Brühl angelegte Haus durch Abschneiden der westlichen Seite und Niederlegung der anderen Frontgebäude so verhungert werden mußte. (Fortf. folgt.)

Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößschenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6. Schriftleiter: A. Schruith, Kößschenbroda-Naumborf.

Die Kößschenbrodaer Vogelwiese

Vor rund 94 Jahren entstand in der Kößnitz als Anhängsel zur Feier der Augsbürgischen Konfession das erste öffentliche Vogelschießen. Unten in Kößitz feierte man vom 25. bis 27. Juni 1830 ein solches Fest zum ersten Male auf Anregung des Diakonus Gehe.

Kadebeul veranstaltete im gleichen Jahre im Anschluß an das Erntefest ein dreitägiges Vogelschießen, das sechs Jahre nacheinander wiederholt wurde, dann aber unterblieb. Längere Dauer ist der Kößschenbrodaer Veranstaltung beschieden gewesen, die auf Anregung des praktischen Wundarztes F. W. Ziegner 1834 hier ins Leben trat.

War die „Schießwiese“ anfangs vom Medikus Ziegner, bezw. der Bogenschützengesellschaft nur gepachtet gewesen, so erwarb sie 1887 für 13 000 Mark die genannte Vereinigung und ließ darauf vom Baumeister Eißold in Serlowitz im nächsten Jahre ein neues, bleibendes Schützenhaus für die Summe von 14 500 Mark errichten. Das neue Schützenheim war 28 Meter lang und 22 Meter breit. Bald erwies sich Haus und Platz für das stetig wachsende Fest zu klein, und die Schützengesellschaft verlegte die Vogelwiese auf den jetzigen Platz an der Elbe, der seinesgleichen in Bezug auf landschaftlichen Reiz wohl kaum wieder finden wird; namentlich der Blick auf den Strom und die gegenüberliegenden Höhenzüge ist von einzigartiger, überraschender Schönheit.

Man hat oft behauptet, daß die Kößschenbrodaer Vogelwiese eigentlich gar keine besondere Gründung, daß vielmehr das Kadebeuler Vogelschießen nur nach hier verlegt worden sei. Das entspricht den tatsächlichen Verhältnissen nicht. Nur soviel ist richtig, daß der Kadebeuler Gastwirt Dehne Anfang der dreißiger Jahre mehrere Male hintereinander auf eigene Hand ein Vogelschießen veranstaltete, das große Beteiligung der umliegenden Orte fand. Dadurch kam der Wundarzt Ziegner, der am 2. Juni 1873 starb, auf die Idee, ein solches Vogelschießen in größerem Maßstabe in Kößschenbroda zu veranstalten. Die von Anfang an rege Teilnahme des Publikums veranlaßte Ziegner, die nur für einmal erteilte behördliche Konzession immer wieder nachzusuchen. Nach dem Revolutionsjahr 1849 war es schwierig, die Erlaubnis zu erlangen und mußte jedesmal erst vom Gemeindevorstande befristet werden.

Der Unternehmer verkaufte die Lose für 20 Kreuzer und die Teilnehmer schossen erst 2, später 3 Vögel ab. Der König wurde auch damals schon besonders geehrt und beim nächstjährigen Schießen festlich eingeholt.

Schaubuden und Zelte gab es in den ersten Jahren nicht, nur einige Jahrmärktebuden, in denen Getränke und Käschereien verkauft wurden. Später wurde ein gedeckter Tanzplan errichtet, jedoch ohne Zelt. Erst in der Mitte der vierziger Jahre fanden sich mehr und mehr Schaubuden und Verkaufsstände ein und 1850 soll die Vogelwiese schon einen stattlichen Eindruck gemacht haben. Die Vogelschießen fanden stets am kirchlichen Erntefeste statt. Nur einmal wurde eine Ausnahme gemacht. Erst wurden 2, dann 3 Tage, später wieder 2 Tage, Sonntag und Montag, geschossen. 1849 wurde die Erlaubnis nur für 2 Tage erteilt, man half sich, daß am dritten Tage die Schule ein Schulfest abhielt. Das sog. Schwedenfest, die 200jährige Erinnerungsfest an den 1645 hier geschlossenen Frieden zwischen Sachsen und Schweden, das mit dem Erntefeste des Jahres 1845 verbunden war, machte das Fest weit und breit bekannt. Das Fest, das mit großem Gepränge gefeiert wurde, war auch der mittelbare Anlaß zur Gründung der heutigen Bogenschützengesellschaft. Der Justizamtmann Hofrat Lucius aus Dresden, der Vorsitzender des Festkomitees war, regte die Gründung einer solchen Gesellschaft an und sagte die Erteilung der Konzession schon im voraus zu. Man war aber lässig, versäumte die Gelegenheit und später war die Erlaubnis sehr schwer zu erlangen. Als man dann endlich 1857, 12 Jahre nach der ersten Anregung, endlich die Gründung einer Schützengesellschaft betrieb, dauerte es drei volle Jahre, ehe die Behörde die Statuten genehmigte. In den Zwischenjahren 1857 bis 1859 bedurfte es vieler Vorstellungen bei den Behörden, daß wenigstens die jährliche Erlaubnis zur Abhaltung des Festes erteilt wurde. Einmal wurde sie gar versagt und die Vogelwiese nur dadurch gerettet, daß der Bahnhofswirt Naumann die Erlaubnis für seine Person einholte und das Fest in dem damals weit größeren Wirtsgarten abhielt. Endlich am 5. November 1859 erhielt man die Erlaubnis zum Aufstellen von Zelten, Schaubuden usw. und am 7. Juni 1860 erfolgte endlich die oberbehördliche Bestätigung der Gesellschaft. Die Vogelwiese hatte im Laufe der neunziger Jahre verschiedentlich den Platz gewechselt.

Mehrere Male war sie auf dem jetzt bebauten, von der Harmoniestraße durchschnittenen Platz. Zweimal zwischen Eisenbahn und Eißnerstraße oberhalb des Bahnhofes. Einigemal dort, wo jetzt das Restaurant zum Kalkulator steht, einmal, wie erwähnt, im Wirtsgarten des Bahnhofes, dann lange Zeit auf den Feldern zwischen der heutigen Otto- und Kößitzerstraße.

Ungefallen ist das Vogelschießen in den Jahren 1849, 1866, 1870 politischer Verhältnisse wegen, 1873 wegen der über der Elbe aufgetretenen Cholera. Während des Weltkrieges schloß das Fest 7 Jahre, von 1913 bis 1920.

Von Jahr zu Jahr wuchs die Zeltstadt auf der Schießwiese, am Zitzschewiger Kirchweg, der dadurch zur Schützenstraße wurde. Immer mehr Tanzzelte, Schaubuden, Verkaufs- und Genußbuden aller Art umgaben das Schützenzelt, das anfangs jedes Jahres neu errichtet und am Ende des Festes abgebrochen wurde. Die ersten Baulichkeiten führte im Jahre 1834 der Amtszimmermeister Kunze aus. Das Wilsdruffer Stadtmusikchor spielte unter seinem Direktor Zoberbier sechzehn Mann stark zum Tanze auf, und alt und jung drängte sich in Massen zu dem Feste. Das Hauptkontingent der Besucher stellte die benachbarte Residenz; oft reichten mehrere Dampfschiffe und einige Extrazüge der Leipzig-Dresdener Eisenbahn nicht aus, die fremden Besucher des Volksfestes zu den heimischen Penaten zurückzutransportieren. Schmunzelnd erzählt ein Chronist (er hat diese Notiz wohl einer handschriftlichen Geschichte der Niederschänke, die sich zweihundert Jahre im Besitz der Familie Müller befand, entnommen), daß der Wötkchermeister Gottlob Müller bereits mittags seine blaue Schürze voll harter Taler aus dem Weinzelt in die Wohnung befördert habe, welchen angenehmen Weg er am gleichen Tage noch mehrmals zurückgelegt habe. Ein uralters Karussell brachte seinem Besitzer eine Meise voll Silbersechser ein. Sogar eine Kunstreitergesellschaft hatte sich eingefunden. Ihre kühnsten Erwartungen wurden übertroffen, betrug doch der erzielte Reingewinn die für damalige Verhältnisse ungewöhnlich große Summe von fünfshundert Talern!

Im Jahre 1884 feierte die Bogenschützengesellschaft das fünfzigjährige Jubiläum der Vogelwiese in außergewöhnlicher Weise. Den Clou der Festtage bildete der Festzug, der mit seinem Fahnenwald, seinen kostümierten Musikchören, Festwagen, Festjungfrauen, historischen Gruppen (den „Zell“ stellte Ziegeleibesitzer Höppner dar, der dann auch den

Königschuh tat und so Herrn Bäckermeister Häbold ablöste), Reitern, Herolden, Militär- und Turnvereinen, der Feuerwehr usw. ein überaus buntes Bild bot. Damals war gerade die alte Kirche abgetragen worden. Als sich der Festzug am Werkplatz zum Kirchenbau vorüberbewegte, gewahrte man einen Pfahl mit einem alten Hut und der Inschrift: „Sehlers Hut“, was allgemeine Heiterkeit erregte.

Vor 50 Jahren haute man die Vogelwiese auf den Stoppelfeldern zwischen Raundorfer- und Güterhoffstraße, ungefähr an der Fabrikstraße entlang, und weil die Landwirte mit den Aussaaten wechselten, einmal Kartoffeln, einmal Getreide, so stand die Zeltstadt manchmal 100 Meter näher oder entfernter vom Ende des Ortes. Für uns Jungen war die Vogelwiese ein Ereignis. Jeder Wagen, der eintraf, wurde inspiziert, die Neugierde mußte befriedigt werden. Wenn nun endlich die Zeltstadt fertig war, ging es erst einige Mal in den Zeltstraßen auf und ab. Am Eingang an der Raundorfer Straße standen in der Regel drei Karussells, — Ringreiten nannten wir es —. Alte Bekannte, die alle Jahre wiederkehrten, die Pferde und Kutschen waren neu angepinselt, sonst aber alles, wie man es heute noch hat. Anders war es in der lang- und klugvollen Budenstadt. Ein Käffel war uns blieb uns da: „Die Dame ohne Unterleib!“ Stundenlang und in allen möglichen Stellungen haben wir vergeblich nach der fehlenden Hälfte geforscht, und gar zu gern hätten wir den Worten des Ausrufers: „Bitte, meine Herrschaften, kommen Sie, die junge Dame wird sogleich hineingehracht!“ Folge geleistet, aber etwas von unserem kleinen Kapital für so unsichere Sachen riskieren — schließlich kam gar noch Schwindel dabei heraus. Ja, wenn es hätte für die „Geheimnisse des spanischen Klosters“ oder bei den indischen Tänzerinnen sein können, welche mit ihren farbenprächtigen Gewändern unsern ganzen Schönheitsstern entfesselten, aber das war eben leider „Nur für Erwachsene!“, im letzteren Falle sogar „Nur für Herren!“. Wie staunten wir jedoch, als andern Tags die Bude mit den schönen Mädels verschwunden war, und während sich die Großen verständnisvoll zulächelten, bedauerten wir aufrichtigen Herzens, daß die Schönen jedenfalls schlechte Geschäfte gemacht hatten; einige behaupteten zwar, daß hier auch die Polizei ein Wörtchen mitgeredet hätte. Ein großer Anziehungspunkt waren auch die Bänkelsänger mit ihren schaurigen Balladen und noch gruseligern Bildern, aber ob es uns auch recht oft kalt den Buckel runterließ, angesehen und angehört wurde die ganze Litanei inuner wieder von A bis B; ging dann freilich der Blechteller herum, nun, da waren wir eben immer dort, wo er nicht war: „Nee, unser scheenes Geld braucht mo zu was andern!“ Diese Drückbergererei hat sich gewiß, gleich mir, an so manchem gerächt, denn instant nach einem so herrlich verlebten Tage mußte man beim Zubettgehen an jene blutigen Moritäten denken, und die Folge: es wurde selbst bei der größten Hitze die Decke bis über die Ohren gezogen, um früh wie eine gebadete Kake aus dem Fieber zu kriechen! Ein Zustand, den die besorgte Mutter mit den bekannten Worten:

„Na, das dachte ich mir, du hast dir wieder den Magen verdorben mit deinem Zuckerzeuge!“ rügte. — „Zirkus Maine“, ja, das muß man gesehen haben, schrie immer der Clown, und er hatte recht. Vor jeder Vorstellung zeigte sich außen vor der Kampe das gesamte Zirkuspersonal, inklusive Kunstreiterinnen zu Pferde, welche zu den Klängen der Hausmusik ein Ballett auf dem Rücken ihrer Tiere zum besten gaben. Hier wurden anstandslos zwei Groschen zur Kinderdarstellung riskiert. Aber welche Enttäuschung, draußen sah man mehr wie drinnen. Wir hielten uns indes nach dem Fest daheim schadlos, indem wir selbst ein deraartiges Unternehmen eröffneten. Auf Waschböden und ähnlichen Gegenständen, und in möglichst naturgetreu nachgeahmten Kostümen hüpften die zierlichen Kunstreiterinnen ihr Stücklein ab. Daß dabei die Kapelle und der August nicht fehlten, ist wohl selbstverständlich, auch Bären und Affen stellten sich bereitwillig zur Schau, nur zum dressierten Schwein wollte sich immer niemand hergeben. Unsere Zuschauer waren dankbarer Art als wir, denn sie warfen uns nicht faule, sondern schöne reife Birnen und Äpfel zu, über deren Herkunft allerdings oft ein dunkles Geheimnis schwebte. — Auch die Singelste erfreuten sich großer Beliebtheit unsererseits, und eifrig wurde rund um die Leinwand nach einem Loch geforscht. Größtenteils sah man weiter nichts als die Köpfe oder Glieder des Publikums, aber das tat nichts, Hauptsache war, man hatte in der Zeltwand ein Loch, um das mit den Hintermännern oft noch eine Keilerei entstand Karussells, Schaukeln, Zucker- und Würfelbuden und all die anderen Genüsse verschlangen ein Heidengeld. Aber wem wäre da nicht just im rechten Augenblicke ein Onkel oder Herr Pate begegnet! Und war man sonst nicht von vielem Neben, diesmal fiel die Begrüßung äußerst wortreich und langatmig aus, bis jener dann mit lächelndem Versehen seine Geldbörse zog, und dann, heidi! Der Abschiedsgruß war bedeutend kürzer. Mit welcher unermüdeten Ausdauer haben unsere kleinen Füße damals immer wieder die Kunde gemacht, mit wieviel Begeisterung und Freude haben wir uns reinen Herzens über die kleinsten Einzelheiten betrachtet, nichts ahnend von jenen dunklen Schattenseiten, die sich so oft hinter all dem Flittergold verbergen

Dogelschießen und Schützenfeste.

Kulturhistorische Skizze.

Vogelschießen und Schützenfeste! Zwei Glanzpunkte für das Volk im Ringe des Jahres. Meilenweit wandert männiglich nach den Orten, deren Vogelwiese oder Schützenfest einen besonderen Ruf hat, um mitzutun an dem allgemeinen Rummel, der heute von solchem Feste, einem Volksfeste, unzertrennlich ist. Die eigentliche Ursache, der Zweck der Veranstaltung tritt in den Hintergrund, ist für die große Menge Nebensache, Hauptsache ist für die Mehrzahl der Vogelwiesepilger das Weiwert, der Rummel. Freilich erhält auch das Nebensächliche, der Bergnügungspark, wie wir heute sagen, die eigentliche Ursache und diese, das Schießen nach Vogel und Scheibe, früher eine sehr ernst genommene Angelegenheit, ist

zum weissen Betwerk, zur reinen Formsache, zur leeren Tradition herabgesunken. Vielsach ist auch diese Tradition, die Ueberlieferung alter Sitten und Gebräuche, nicht einmal vorhanden. Die Feste knüpften nicht an alte Verhältnisse, die einmal vor Jahrhunderten denselben eine Berechtigung gaben, ihnen eine besondere Bedeutung im öffentlichen Leben beilegen, sondern sie sind eine einfache Nachahmung jener Jahrhunderte alten Institutionen der alten Vogelschützen und Schützengilden mit ihren historischen Festen. Alle die Vogelwiesen, Vogelwiesen und Schützenfeste ehemalsiger ländlicher Gemeinden, auch wenn sie heute einer weitverbreiteten Ruf genießen, gehören zu dieser Gattung und sind, an dem Alter der eigentlichen Silbensefeste gemessen, sehr jugendlichen Ursprungs.

Man sieht für gewöhnlich die heutigen Vogelschießen und Schützenfeste als Ueberreste der Waffenübungen wehrfähiger Bürgerschaften an, die, an einem bestimmten Tage sich dazu zusammenfindend, damit die Grundlage zu den noch bis heute im Schwange stehenden Festen gegeben haben. Das ist nur zum Teil richtig. Die Scheibenschützengesellschaften, obschon sie vielfach aus den Vogelschützengilden hervorgegangen sein mögen, haben ihren Ursprung fast immer in jener Zeit, da der wehrhafte Bürger den Schutz seiner Mauern selbst zu versehen hatte. Besonders die reichsreichen Städte, und von diesen wieder in erster Linie die süddeutschen, bildeten das Büchschützengewesen mit besonderer Vorliebe aus, ebenso die Hansastädte. Viel weiter zurück führen die Kulturhistoriker den Ursprung der Armbrustschützen, der Vogelschützen, der Vogelwiesen. Bis in die fernste Vergangenheit der großen arischen Völkerfamilie sollen sich die Wurzeln unserer heutigen Vogelschießen verfolgen lassen und sowohl Homers Ilias als unser deutsches Nibelungenlied, zwei zeitlich und räumlich weit auseinanderliegenden Epen, enthalten Stellen, die auf ein Zielschießen auf gefesselte lebende Vögel hinweisen. Und im indischen Göttermythos erlegt Brahma als Vogelschütze die in Gestalt einer Taube erschienene Frühlingsgöttin Parwati.

Die Verbindung des Frühlings mit dem abzuschießenden Vogel, dem Symbol desselben, zieht sich durch alle die deutschen Feste, die wir Vogelschießen, Vogelwiesen usw. nennen. Alle diese Feste, die heute meist im Juli und August gefeiert werden, waren ursprünglich Frühlingsfeiern, Feste, mit denen man nach langer Winterzeit zwischen den Mauern der Städte draußen vor den Toren derselben auf der „Vogelwiese“ „im Vogelsang“ in der „Aue“ den Lenz begrüßte und seine Wiederkehr feierte. Am Pfingstfeste, der alten christianisierten Frühlingsfeier, wurden neben anderer Kurzweil auch die Vogelschießen auf grüner Aue abgehalten. Pfingstschützen, Maisschießen, Gral-fest (Braunschweig), Walperfest (Walpurgisfest, Erfurt) waren die Namen dieser ursprünglichen Frühlingsfeiern, deren Platz vielfach wie in Leipzig und Halle den Namen Pfingstwiese trug.

Noch andere Reminiscenzen an die Frühlingsfeiern finden sich in den alten Schützengedächtnen. Die Kränze, die dem Schützenkönig in früheren Zeiten überreicht wurden,

Dresden reichte einen Kranz von „Wärz-nägelein“ (1660), hatten ihre Vorbilder, ihren Ursprung in den Maikränzen, mit denen man den Maigrasen ehemals begrüßte, beides Symbole des erwachten Lenzes. Und wer einen Span, eine Feder des Vogels heimtragen konnte, trug ein Stück Sommer ins Haus. Ursprünglich schoß man, wie die Griechen, nach lebenden Vögeln. Der Kuckuck, die Taube waren als Frühlingsvögel beliebt. Ob letztere wirklich den am Pflingstfeste sich in ihr manifestierenden heiligen Geist darstellen sollte, wie theologische Streithähne des beginnenden 18. Jahrhunderts behaupteten, sei dahingestellt. Jedenfalls entseffelte diese Behauptung 1713 eine lebhafteste Polemik. Frühzeitig kam der Papagei als Zielobjekt in Aufnahme und einzelne Schützenvereinigungen bezeichneten sich ausdrücklich als Papageiengilden (Bern, Hamburg) und das Schießen als Papageienschießen (Mürnberg 1571).

Wann man anfing, das lebende Objekt mit einem künstlichen zu vertauschen, wann die Abschießvögel, wie wir sie heute kennen, aufstamen, ist nicht zu sagen. Jedenfalls erzählt man sich von dem schlesischen Herzog Bolko von Schweidnitz, daß er um 1286 einen künstlichen Vogel habe anfertigen lassen, der den Lebenden in realistischer aufgefaßter Art wiedergab, wie auch noch eine Abbildung des Dresdener Vogelschießens von 1660 einen Vogel in annähernd natürlicher Gestalt zeigt. Später griff man zu dem heraldischen Vorbilde des Reichsadlers mit gespreizten Flügeln, Reichsapfel und Bepter oder Schwert in den Fängen. In dieser Gestalt kennen wir die Vögel noch heute, selten, wie der Dresdener, einköpfig, entsprechend dem ursprünglichen Reichsadler, meist zweiköpfig wie das spätere Symbol des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Seine Farbenbuntheit freilich verdankt unser heutiger Vogel den ehemaligen Papageien und nur in einzelnen Gegenden, z. B. in Thüringen, sieht man den schwarzen Reichsadler mit roter Wehr als Abschießvogel. Als dann die Büchschützen vom Abschießen des Vogels zum Scheibenschießen übergingen, wanderte der Adler, allerdings fast nur in der späteren doppelköpfigen Form, von der Stange auf die Scheiben.

Die Armbrust, richtiger Armruß, die den alten deutschen Bogen ablöste, soll im ersten Kreuzzuge (1096—99) zum ersten Male gebraucht worden sein. Im 14. Jahrhundert traten dann die Feuerwaffen auf und die Spannschießwaffen verloren nach und nach als Kampfmittel ihre Bedeutung, wenn sie auch vereinzelt noch weit später verwandt worden sind. 1813 kämpften in der russischen Armee Kirgisen und Kalinücken noch mit Pfeil und Bogen.

Die weitere Verwendung der Armbrust in den Schützengilden, wie beispielsweise in der Dresdener, beruhte meist auf alten Vermächtnissen, Schenkungen und Stiftungen, die den Gebrauch der Armbrust während des jährlich abzuhaltenden Schützenfestes, des Bogelschießens zur Bedingung machten.

Ursprünglich hatten die Schützenbruderschaften den Charakter religiöser Bruderschaften, ihr Heiliger war der von Pfeilen durchbohrte Sankt Sebastian. Frühzeitig aber wurden sie von den Strömungen des Kunstwesens erfaßt und nahmen alle For-

men und Einrichtungen der gewerblichen Gilden an. Im 16. Jahrhundert aber entwickelte sich das bürgerliche Schützenwesen mit der weiteren Vervollkommenung der Handfeuerwaffen immer mehr und mehr und die allmählich eingeführte militärische Organisation der Schützengemeinschaften schuf nach und nach die Schützenkompagnien der kleinen Städte, die mit naiver Wichtigkeit die Berufung zu den Würden eines Hauptmanns oder gar Majors und seiner „Offiziere“ zu einer Haupt- und Staatsaktion des kleinstädtischen Lebens machten. Mit der Errichtung stehender Heere verloren die Schützengilden ebenso wie schon Jahrhunderte vorher die Bogenschützengilden, ihren Wert als Faktoren der bürgerlichen Wehrhaftigkeit und sie wurden zu dem was sie heute noch ausschließlich sind: zu Sportvereinen, die eben nur im Gegensatz zu anderen Sportvereinigungen eine jahrhundert alte Tradition hinter sich haben. Diese Tradition fehlt naturgemäß allen jenen Schützengemeinschaften, die, in späterer Zeit gegründet, meist nur Mittel zum Zweck waren, in einer Zeit, in der Sängers-, Turner- und sonstige Feste noch unbekannt, dem heimlichen Orte einmal einen gesellschaftlichen Mittelpunkt zu geben, zum andern aber dem Städtchen oder dem Dorfe zu einem Volksfeste zu verhelfen, das neben der gebräuchlichen Kirchweih und den kirchlichen Festen das Einereis des Jahres unterbrach und durch Zulauf aus der Umgegend Geld in den Ort brachte.

Schon bei den alten Schützenfesten war außer dem eigentlichen Zweck, dem Wertschießen, für allerhand Kurzweil gesorgt. Der ehrsame Peter Opel, Büchschenschnitzer zu Regensburg, hat uns in seiner Beschreibung eines Stahlschießens von 1586 eine ausführliche Beschreibung eines solchen Festes hinterlassen, in der er uns in Wort und Bild bis ins Kleinste den Verlauf eines Schützenfestes mit seinen Umzügen, Trinkgelagen, mit seinen Lustbarkeiten, die für die Schützen und das Volk veranstaltet waren, vorführt. Seine Schilderung des Festplatzes ist so ins Einzelne gehend, daß er sogar nicht unterläßt, die Vorkehrungen für die Erledigung der intimsten Bedürfnisse der Schützenfestbesucher zu erwähnen, indem er meldet, daß „zu dem auch ein Privat gebaut gewesen“.

Der „Schießplan“, die Vogelwiese von 1586, würde unseren heutigen Schützenfestbesuchern allerdings etwas sehr einfach und bescheiden vorkommen, trotzdem zu jenem „Stahlschießen“, zu dem aus ganz Deutschland Schützen nach Regensburg gekommen waren, nach den Worten Opels „alles so lustig angeordnet und bestellet gewesen, welches nicht wol kann beschrieben werden“. Die Vergnügungen waren wie der Volksstau damals einfach, naiv, bescheiden.

Schaustellungen, Schaubuden, die nur im entferntesten an die der heutigen Vogelwiesen erinnern, fehlen vollständig. Raufschells, Ringelreiten waren unbekannt. Das Volk belustigte sich an 3 „Kugelpfätz“, Regelhahnen mit Kegelschieben. Einem „wilben Man“ warf man mit „hülzern Kugeln inn das Maul“ und nach „einem Mann auf einem Köhlein“ wurde mit „Ballen“ geworfen. Ein drehbarer Karr mit einem durchlöcheren Schild im Arm, nach welchem man mit

Stangen stach, hieb dem Ungeschickten, der das Schild anstatt das Loch traf, „dapper mit einem Kolben auf den Ramn“. Koh mutet uns ein anderer Stand an, in welchem nach einem angebundenen Hahn mit Prügeln geworfen wurde. An drei Würfelständern konnte man sein Glück versuchen und in zwei Krambuden allerlei Zinnfachen und Silbergeschmeide erstehen.

Ein notwendiger Bestandteil eines jeden Stahl-, Pflingst-, Papageienschießens oder wie sich die alten Bogelschießen alle nannten, der bei keiner derartigen Festivität fehlte, war der Glückshafen. Diesen Vorläufer unserer heutigen Lotterien und Losbuden finden wir überall, wo ein Bogen klang oder eine „Zielbüchse“ knallte. Es war für die Stadt oder Gilde, die ihn aufstellte, eine immerhin beachtenswerte Einnahmequelle. Die Menschen waren vor 300, 400 Jahren genau so veressen, ihr Geld dem Lotterietempel in den Rachen zu werfen, wie heute und die kleinste Gewinnchance lockte sie damals genau so zu verwegenen Einfäßen. Auch über einen solchen Glückshafen berichtet Peter Opel von Regensburg anno 1586. Der Regensburger Glückshafen ist ein auf 4 Säulen ruhender Bretterkloß, auf welchem vier „fürnembe Herren des Raths mit den Stattpfeiffern, Trummetern und Spilleuten neben dem Schreiber und den zweyen Prüttschenmeistern, welche die Gaben aufgeschreyen“ Platz fanden. Auch waren die Gaben, die verlost wurden, auf „zwo schönne Credenz“ aufgestellt. Becher, Schalen, Gürtel, Schaupfeinnige usw. Heutzutage kauft man sich mit Nummern versehene Zettel, von welchen dann das Glück herkommen soll und in den geheimnisvollen Ziffern waltet blind das Schicksal, ob sie Nieme oder Gewinn. Anders im Glückshafen Peter Opels. Für sechs Kreuzer kaufte man sich die Antwarschaft auf einen Gewinn dadurch, daß der Name des Spielers, je nachdem er Kreuzer riskierte, auf einer oder mehr Zettel geschrieben, die allesamt in eine Urne gelegt, während aus einer anderen die gleichfalls auf Zetteln vermerkten Gewinne gezogen wurden. Die Gewinnansichten waren minimal. Zweihundertvier- undvierzig Gewinnen fanden 32 290 „Zettel“, also Lose, gegenüber, die 3229 Gulden Einnahme brachten. Da die Aufwendung für Gewinne usw. 1562 Gulden betrug, so blieb dem Rat als Unternehmer ein sehr erkleckliches Sümmechen als Reingewinn übrig.

Wenn uns Opel noch erzählt, daß „zwo Küchen aufgeschlagen, in welchen man allerley Essen umb ein ziemlich gelt hat bekommen können und an allerlei Bier und Wein kein Mangel zu finden gewesen ist“, so hat er ziemlich alle Vergnügungsveranstalten des Festes erschöpft, es sei denn, daß man der Prüttschenmeister als berufene Spaßmacher noch gedenken solle. Gewöhnlich denken wir uns bei einem alten Volksfeste allerlei fahrendes Volk stark vertreten, aber unser Gewährsmann von 1587 erwähnt von derartigen Gauflern nichts. Ja, wir wissen sogar, daß den Schützen von Siegburg 1522 ausdrücklich verboten wurde, „fahrendes Volk, welches mit Singen und Gauflenspiel viel Unrath und Partubierung frommer Christenleute anrichte“, zu den Schützenfesten zuzulassen. Auch die Dresdener Vogelwiese,

von der wir eine ausführliche Beschreibung von 1660 haben, war mit ähnlichen Vergnügungen ausgestattet. Kletterbäume, Wettrennen von Bauern, Ringstechen nach an gefüllten Wasserjässern befindlichen Ringen, bei welchem die ungeschickten Stecher das Wasser aus der an Seilen hängenden Wanne durchnähte, waren die Lustbarkeiten, an denen man sich ergöhte. Das Hauptvergnügen bei diesen Bogelschießen war recht materieller Art, wie uns ein Bericht über das Biegnitzer Bogelschießen von 1591 erzählt. Dort hatte der Rat eine Mahlzeit zurichten lassen, die Nachmittag 5 Uhr begann und dabei „ist eine schöne Musik gewesen und ein groß Gefäuste gehalten worden, und sein die Herren die ganze Nacht draußen geblieben“. Auch von der schon erwähnten Dresdener Vogelwiese von 1660 haben wir Bericht, daß man dort ebenfalls die Freuden der Tafel und des Bechers zur Zeit des Bogelschießens gemüßsam würdigte. Denn während des Festmahles, das der regierende Bürgermeister Brehme den fürstlichen Gästen gab, der Churfürst war anwesend, vertilgte man je 4 Hammel, Rälber und Lämmer, verbrauchte noch 88 Pfund Rindfleisch außer den verschiedenen Mengen Geflügel, Fischen und sonstigen Eßwaren und auf der Festwiese wurden 2½ Eimer Rheinwein, 2 Faß Neckarwein, 1½ Faß Landwein, und 9 Faß Bier vertilgt, die dem Rate allein 270 Taler kosteten. Das ganze Bogelschießen hatte damals einen Baraufwand von 1280 Talern verursacht.

Berühmte Schießen, wie das schon oft erwähnte Regensburger oder einige Jahre vorher das Prager Schießen, zogen trotz aller beschwerlichen und gefährlichen Reisen die Schützen aus allen Teilen des Reiches herbei. In den Regensburger Schießlisten finden wir aus unserer engeren Heimat, Dresden und Leipzig, verschiedene Male vertreten und ein Dresdener Caspar Berner tat zu Regensburg den zweitbesten Schuß, der ihm 80 Gulden, damals ein schönes Stück Geld, einbrachte.

Daß diese Schützenfeste zeitweise sehr ausarteten, erfahren wir von Leipzig, von wo berichtet wird, daß dort die Bogelschießen um 1775 herum regelmäßig mit einer großen allgemeinen Schlägerei endete und bei welchen Festen wahre Bacchanalien gefeiert worden seien. Die Mißbräuche arteten in einer Weise aus, daß der Rat 1787 die Bogelschießen aufhob und die Leipziger Bogenschützenhilfe einging. Das Dresdener Bogelschießen, die altberühmte Vogelwiese, wurde von 1577—1840, also fast 300 Jahre lang, auf einem Platze abgehalten, den heute das Amtsgericht an der Ziegelstraße bezw. Boßringerstraße einnimmt. Dann siedelte das Fest auf den Platz an der Gerodstraße über, bis es zuletzt und heute noch auf den bei Fleischerinnung gehörigen Wiesen hinter Antonis abgehalten wird. Die älteren Dresdener werden sich noch gut der sogenannten „alten Vogelwiese“ erinnern, mit welchem Namen man in unserer Jugend die vom Elias-Friedhof sich nach Striesen hinziehenden Felder bezeichnete, auf welchen heute die Gebäude des Kunstgewerbe-Museums usw. stehen. — th.

Erinnerungen eines alten Löhnigers.

III.

Von Otto Thienemann.

(Nachdr. verb.)

Auf dem Friedsteiner Türmchen hängen noch heute die zu einem Glockenspiel vereinigt gewesenen Glöckchen; nur der dazu dienende Mechanismus an der Turmuhr ist leider nach seiner Abnutzung nicht erneuert worden. Außerdem summtte früher eine große vielseitige Windharfe ihre zarten Weisen von oben, wurde aber bei einem Gewittersturm 1864 mit Donnergewitter vom Türmchen in den Garten geschleudert, wo sie wider Erwarten in ihrem Resonanzboden ein Spinnenweb enthielt (und damals einschuldigte noch keine Wohnungsnot solchen Zwangsmieter). Auch in anderen Gärten hörte man früher die ebenso liebliche wie wohlfeile Musik der Acolsharfen, die leider und zu Unrecht neuerdings aus der Mode gekommen sind.

Seit einigen Monaten ist ja endlich das alte Berghäuschen auf der Höhe des Neufriedsteiner Weinbergs wieder zu Ehren und sogar zu Einwohnern gekommen! Es ist mit seiner burgartigen Rundterasse und seinem vielgliederten Ziegeldache ein freundlich und gefällig wirkendes Wahrzeichen unserer westlichen Hügelreihe und war ursprünglich nur — wie die meisten solcher Berghäuser — als Lusthaus bezw. Festhalle, besonders für feuchtfröhliche Winterefeste, errichtet, eingerichtet und benutzt worden. In den 60er Jahren war's schon arg vernachlässigt und es blieb noch lange Jahre wie ein Dornröschenschloß von Gebüsch überwuchert und unzugänglich. Zur Siegesfeier 1871 loderte auf der weithin sichtbaren Terrasse ein mächtiges Freudenfeuer. Die begeisterte Jugend unserer Nachbarschaft hatte einen ganzen Berg Reißig hinaufgeschleppt, um es abends abzubrennen. Bei der vorjährigen Erneuerung des Schloßhens zeigte es sich, daß die Wand- und Deckengemälde, die in urwüchsigster Weise Weinbau und Kellerei dargestellt hatten, nicht mehr aufzufrischen gingen. Sie hatten zuviel von Wind und Wetter gelitten. Dagegen konnte das Äußere des Baues durch sorgfältige Aufrechterhaltung in seiner Eigenheit erhalten bleiben. Vom Neufriedsteiner Wohnhause führte früher eine schöne, bequeme und breite Sandsteintreppe, flankiert von Nebstöcken, zur steilen Höhe. Nach einer Sage sollen die dazu nötig gewesenen Steine, ebenso die Bausteine für die Mauern oben, einzeln von der Elbe heraufgebracht worden sein. Der Bergbesitzer, ein Obrist von Schäfer, soll den durch eine Hungersnot verarmten Talbewohnern eine Verdienstmöglichkeit durch Aufrechterhaltung solcher Bauten verschafft haben. Beide Friedstein-Grundstücke gehörten wahrscheinlich bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zusammen. Sie waren übrigens bis zur neueren „Parzellierung“ weder durch Hecke noch durch Mauer getrennt. Mitte vorigen Jahrhunderts war ein Herr Sidmann Besitzer vom Neufriedstein. Er unternahm es, nachdem er selbst mit Pilgrim (Mohrenhaus) und Georg Schwarz (Friedstein) 1836 die Niederlöhnitzer Champagnerfabrik gegründet hatte, dieser Konkurrenz zu machen, legte

große Kellereien an und berief aus der Schaumweinheimat zwei Fachmänner. Das Geschäft kam aber nicht recht hoch; dagegen wurden die beiden Kellermeister bald als Schwiegeröhne des Herrn Sidmann hier ansässig.

Das Mohrenhaus, wie es der alte Herr Pilgrim noch bewohnte, bis er es 1866 an den Rittmeister Demiani verkaufte, war ein großer einfacher Fachwerkbau mit hohem spitzen Ziegeldache und mit Weinspalier bis unter's Dach. Herr Demiani ließ es wegen Bauunfähigkeit abtragen und ein stilvolles Schloßchen dafür aufzuführen; auch verwendete er viel Sorgfalt auf neue Parkanlagen und Coniferenanpflanzungen. Herr Pilgrim hat (etwa gegen 1860) jenseits vom Leimgrunde ein Birkenwäldchen mit Schlangewegen anlegen lassen, die bis zur Höhe des Kammweges nach dem Paradiese hinaufführten. Er gab diese Anlage zur öffentlichen Benutzung und ließ auch jahrelang auf seine Kosten die oft vom Regen unterspülten Wege wiederherstellen. Wo jetzt in der Talsohle des Leimgrundes (früher mit dem oberen Teile der Hohenzollernstraße Viehweg = Viehweg genannt), grüne Anlagen sind, gab es vor 60 Jahren nur Kiefern und einige Akaziensträucher und in der Mitte zog sich eine hohe Sanddüne hin, die der Dorfjugend eine willkommene Rutschbahn bot und die nach und nach als Bausand abgetragen worden ist. Neben der Düne lagen unterirdisch die hölzernen Wasserleitungen, die von Schwarzem Teich bis zum Friedstein führten und ziemlich oft erneuert werden mußten, weil Akazienwurzeln in die kieselnen Röhren eindrangen, um Wasser zu saugen.

Eine furiose Betachtung über Ledereinbände

findet sich, wie der Hauszeitschrift der Buchbinderei Hübel & Dend zu entnehmen ist, in einem Buchbinderbüchlein von 1708. Bei einer Beschreibung von Ledersorten heißt es: „Saffian und Corduban sind ein festes und zierliches — aber auch kostbares Leder — und gehört jenes nur vor große Herren — dieses aber vor die Geistlichen — und zu geistlichen Büchern. Schweineleder gibt die beständigsten Bände — brauchet aber große und weit leuchtige Arbeit und Kunstley — ist auch nicht wohlfeil — dieweil es aus Schwaben und aus andern Orten — da man den Schweinen wie andern Vieh die Haut ganz abzucht — geholet werden muß — in diesen Landen aber — da wir das Sauleder selber fressen — nicht zu bekommen — welches doch neben dem Porsten das beste am Schweine ist — dieweil das Saufleisch mehr vor die Hunde — als vor die Menschen gehöret. Ob Menschen-Leder guten Corduban oder Saffian giebt — kan ich nicht sagen — es würde auch sehr theuer kommen — weil wir nicht gewöhnet sind die erschlagenen Feinde im Kriege abzuschinden.“



Beiträge aus dem Leserkreise für unsere Beilage „Die Elbaue“ sind jederzeit willkommen.



Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Köhschenbroda, Güterhofstr. 5. Fernspr. 6. Schriftleiter: U. Schruth, Köhschenbroda-Naumborf.

Erich Langer.

Ein sächsischer Heimatdichter.

Ein Zufall will es, daß wir gerade heute am 30. August eines Mannes gedenken, der in der breiten Öffentlichkeit wenig bekannt, doch als Dichter der deutschen, der sächsischen Heimat und vor allen Dingen als begeisteter Kämpfer des deutschen Liedes in den Kreisen, in denen eben das deutsche Lied gehegt und gepflegt wird, sich einen namhaften Namen als Schöpfer eines reichen Liederkranzes erworben hat. Die Sängerkreise, die Jünger deutschen Männergesanges, kennen ihren Erich Langer und halten ihn hoch.

Was uns heute veranlaßt, dieses Sängers von Gottes Gnaden in unseren, der Heimat gewidmeten Blättern besonders zu gedenken, sind jene Dichtungen Langers, aus denen eine unerschöpfliche Liebe zu seiner engeren sächsischen Heimat, seine Liebe zur Scholle, in tiefstinnigen Tönen klingt. Erich Langer ist Erzgebirger. Einer von jenem Menschenstamme, in dem die Liebe zur Heimat, wie in jedem Gebirgskinde, tiefe Wurzeln geschlagen hat. In Thalheim wurde er heute vor 42 Jahren inmitten grüner rauschender Wälder geboren. Er verbrachte seine Jugend im Kreise grabstümpflicher Dörfler. Dort oben in seiner Gebirgsheimat lernte die innige Liebe zu seiner Heimat, zu seinem Volke, seinem Vaterlande. Dort oben regten sich die ersten Klänge seines Liedes, um ihn dann im sonnigen Elbtale zu dem tiefempfindenden Sänger seiner Heimat ausreifen zu lassen. Erich Langer, der seit 21 Jahren Lehrer in Leutewitz bei Dresden ist, ist Lyriker. Er ist Kämpfer der zarten Regungen der menschlichen Seele. Selten einmal greift er ins Epische hinüber, jeder Pathos liegt ihm fern. Nur das weiche fühlende Herz spricht aus allen seinen Liedern, auch aus jenen, bei denen epischer Ueberschwang so leicht die Feder führte, bei seinen Liedern aus der Kriegszeit, die er, bezeichnend für seine Art, „Deutsches Leid“ benennt. Erich Langer kennzeichnet seine Sangesweise selbst am besten, wenn er singt:

Was schlicht und Klein ist
Will ich besingen;
Was wahr und rein ist
Soll in mir klingen!
In Hütten und Herzen
Möcht ich hinein,
Laß mich, o Heimat,
Dein Sänger sein!

Junig gedenkt der Sänger der Heimat seines Jugendlandes, an dem noch jetzt, nachdem ihm auf den Höhen des Elbtales seit Jahren ein neues Heim beschieden ist, sein ganzes Herz hängt, in seinem Gedichte

Erinnerung.

Ein Weg ist, der zu mir herüber
Aus maiengoldnen Tagen geht;
Die Glockenblumen läuten drüber
Und mitten meine Sehnsucht steht.
So weit ist's zu des Weges Ende
Und dückt doch nur ein selger Sprung;
Ich salbe still die müden Hände:
O Herz, mein Herz, dort wartest du jung!

Dieselben Gefühle für seine erzgebirgische Heimat klingen auch in den Strophen, die er „Die Bergstraße“ benennt:

Tausend Straßen hat mein Heimatland;
Immer liegt die eine mir im Sinn,
Wo ich einsam-herbe Schönheit fand,
Die als Kind ich schon gewandert bin.

Heimchen zirpen froh im Quendelbusch,
Lahwärts schlängelt sich der Mühlenbach,
Blauer Rauch steigt in die Sommerluft,
Dunkles Moos umzieht das Schindelbach.

Im Gebauer singt ein Zerklein,
Hinter Recken lugt der Berge Kind,
Wirft ein Trällerliebchen zwischendrein,
Wenn die stinke Hand den Faden spinnt.

Einsam wird's und steil der Straße Lauf,
Ebereschen zieh'n ein Scharlachband;
Tannenwald nimmt bald den Müden auf,
Lieber Friede liegt auf allem Land.

Als feinstinnigen Schilderer des dörflichen Lebens seiner Heimat kennen wir Langer in dem Gedichte „Dorfstraße“ kennen, indem er die unscheinbarsten alltäglichsten Kleinigkeiten desselben zu einem entzückenden Stimmungsbilde zusammenfaßt:

Dorfstraße.

Ein Wagen klettert den Hang hinein,
Die Peitsche knallt hinterm Stiergespann,
Hühnerwolf badet im Gassenstaub,
Verträumte Giebel im Lindenlaub,
Nachtschatten reckt sich in leuchtenden
Büschen,

Dahlben flackern und Malven dazwischen.
Ein Mädchen hascht nach dem Sonnen-
stimmer,
Vom Herrenstz drüber ein jesilicher
Schimmer,

Die Kinder lachen im Brombeerhag
Und drüber leuchtet ein Sommertag.

Auch die kleine Stadt enthüllt abseits vom Alltag dem Dichterauge ihre heimlichen Schönheiten:

Im alten Städtchen.

Die alten Giebel ragen
In Zickzackreih'n,
Die alten Linden blühen
Zum Fenster hinein.

Von alten Mauern und Zinnen
Noch bröcklicher Rest,
Hoch oben am gotischen Turme
Ein Schwalbennest.

Vom Gasthaus zum Goldenen Löwen
Leuchtet der Kranz;
Den Brummenroland umringelt
Ein Kindertanz.

Ein Lied aus alten Zeiten
Der Wand'rer singt;
Die Leute stehen träumend
Bis es verklingt.

Wie ein zu Versen gewordenes Epithetwort muten diese Zeilen in ihrer liebevollen, anspruchslosen und doch so treffenden Schilderung einer verträumten, abseits vom großen Verkehr gelegenen Kleinstadt, die irgendwo in der deutschen Heimat liegt, an.

Zu der seiner heutigen Heimat nahen Großstadt kann der Dichter immerlich keine rechte Fühlung gewinnen. Er fühlt sich zu eng mit der ihm umgebenden Natur verbunden, noch völlig Naturkind, und klagt angesichts der sich immer mehr behnenden Großstadt zu seinen Füßen um das Verschwinden der ländlichen Reize:

Vor der Großstadt.

Die Türme von bläulichem Schimmer un-
zogen,
Der Essen Dampf über glühenden Wänden,
Geschürt von tausend zuckenden Händen,
So flutet es vor mir mit ehernen Wogen.

Hier oben träumen noch friedliche Hänge,
Der Sommertag rastet auf blühendem
Hügel.

Ein Falter streift mich mit goldenem Flügel
Und um mich wiegen sich leise Gesänge.

Da tönt dumpfes Rollen von fern durch die
Stille,
Mir ist, als ob plötzlich die Vögel schweigen,
Als ob die Blumen sich trauernd neigen,
Als ob sich auch hier bald das Schicksal er-
fülle.

Dem heimatischen Strom, der Elbe, ist in Erich Langer ebenfalls ein Sänger erstanden, der die Reize desselben verschiedentlich in seinen Liedern verherrlicht. Sein „Gruß ans Elbtal“, seine Dichtungen „Am Elbstrom“ und „Stromfahrt“ zeugen vom dem tiefen Eindruck, den derselbe auf das dichterische Schaffen des Erzgebirgers macht.

Die beiden lehterwähnten Lieder sind köstliche Stimmungsbilder, wie wir wenige von unserer heimischen Elbe besitzen:

Am Elbstrom.

Nun ist es still geworden
Nach lautem Sommertag,
Des Stromes Wasser ziehen
Mit leisem Wellenschlag;
Die dunkle Zille schneidet
Gemächlich in der Flut,
Beim Schifferknecht am Steuer
Sein weißes Hündchen ruht.
Die Uferlichter werfen
Goldfunken in den Strom
Und hoch spannt seine Ruppel
Der blaue Sternendom.

Da hebt sich frohes Singen
Von Schiffers Heimatglück.
Das Lied zog mit zur Fremde,
Nun bringt es ihn zurück.
Zurück an traute Stätten,
Zu Weib und Kind und Haus, —
Die ganze Heimatwonne
Singt er im Liede aus.

Mag Gott dich so erhalten,
O Heimat, groß und frei,
auf deiner Fluren Segen
Dein Volk dem Liede treu!

Stromfahrt.

Mondsilber durchloß die Sommernacht,
Der Himmel hing voller Sterne;
Vom Ufer duftete Rosenpracht,
Ein Geigenlied klang in der Ferne.

Aus schwellenden Zweigen scholl wunder-
sam
Das Schluchzen der Nachtigallen;
Wir lauschten im Schiffslein, die Sehnsucht
kam
Und schaute ins Auge uns allen.

Im heiligen Schauer von Heimatgütern
Erbrausen die deutschen Lieder
Und über die Wasser kam es zurück,
Vom Felsen hallte es wieder.

Dann wurde es still. Der Herzen Glüh'n,
verlor sich in seligen Träumen,
Wir wußten nicht, kam es vom Klingeln
und Blüh'n,
War's Gnade aus ewigen Räumen?

Wir haben Langer in diesen kurzen Zeilen als Sänger der Heimat, als Künstler ihrer Schönheiten gewürdigt. Langers poetisches Schaffen ist damit nicht erschöpft. Als tiefempfindender Dichter spürt er den heimlichsten Regungen der Menschenseele nach. Liebesglück und Venesfreude, der reisende Herbst und der Winter der Natur und des menschlichen Lebens sprechen in besonderer Weise zu ihm. Des Lebens Feierzeiten entlocken ihm eigene Weisen. Immer aber ist es ein inniges, sinniges Zustischhauen, was aus all seinen Liedern spricht. Dabei ist Langer durchaus kein weltentrückter Schwärmer. Er

steht im Gegenteil mit beiden Füßen fest auf der Erde. Er ist ein fröhlicher Gesellschafter mit fröhlichen Menschen, fühlt kindlich mit seinen Kindern, aber er lehrt auch in stiller Stunde heimlich ein in sich selbst, spürt seinen eigenen Seelenregungen nach, und dann kommen auch bei ihm Stunden, die jeder geistig schaffende Mensch erleben und durchleben muß, Stunden des Zweifels an seiner dichterischen Mission, die er ohne jeden Zweifel doch hat. Solche Stunden sind's, die in dem Dichter das Gedicht, mit dem wir unsere Betrachtung schließen wollen, emporsteigen ließ:

Es kommen Stunden —

Es kommen Stunden, wo du möchtest stark
und kühn
Mit Adlerflügeln deine Kreise ziehn;
Von eines Thrones hohen Marmorstufen
Dein Königslied in weite Lande rufen,
Dein Glaube weiß nicht, daß es nur ein
Träumen,
Du glaubst — und möchtest selig über-
schäumen.

Es kommen Stunden, wo du stehst als Bettel-
kind,
Das sich verirrt und nicht nach Hause find't.
Ein Keis legt sich auf deine Sehnsuchtslieder,
Wie Herbstlaub taumeln deine Träume
nieder;
Kein Stern in deine schweren Nächte scheint
und deine bange Seele weint und weint . . .
— th.

Die Heimatflur

oder Was die Lore vom Lande in der Haupt-
stadt sah.
Von
Oberstaatsarchivar Dr. Hans Beschorner,
Dresden.

Schon oft hatte die Lore auf ihrer Lieb-
lingsbank oben am Rande des Zigeuner-
büsches gesessen und sich über Dorf und Flur
gefremt, frühmorgens, wenn die Sonne ihre
ersten Strahlen über die walbigen Hänge
des Hengstberges und Ragensteins in diesen
weltentrückten Erdwinkel sendete, oder
mittags, wenn unter dem tiefblauen Him-
mel, an dem leichte weiße Wölkchen beselig-
gend dahinzogen, die sommerliche Hitze auf
den Feldern und Wiesen brütete, in die ihr
Heimattdorf so friedlich eingebettet lag, oder
nach des Tages Last und Mühen, wenn sich
der rosige Abendhimmel in dem Großen
Teiche widerspiegelte, und in der roten
Pflüze, dem Wästern Teiche, dem Karaschens-
teiche und wie alle die anderen Teiche und
Teichlein hießen, die sich linkerhand aus-
breiteten.

Auch heute saß sie wieder da und träumte.
Sie dachte zurück an ihre Jugend, da sie auf
dem Anger mit ihren kleinen Freunden und
Freundinnen spielte oder zur schönen Maien-
zeit draußen im Zauchengraben Maiglöckchen
pflückte, die so wohnig dufteten, oder auf
den Struthwiesen Himmelschlüssel und
Sumpfdotterblumen. Wie brannten da die
süßstovenden Erbeere der Weibchen, die dem
gewundenen Laufe des Goldbaches folgten!
Und als sie dann größer geworden war, da
war sie mit ihren Gespielen hinausgezogen
in den grünen Wald hier hinter ihrem Ruhe-
ste. Der Kirch- oder Leichenweg führte fast
schnurgerade durch ihn hindurch, an dem

Forsthaufe Beim Eulengeschrei und der gro-
ßen Kreuzteiche mit dem Alten Steinkreuz
daran vorbei nach dem benachbarten Kirch-
dorfe Amberg hinüber oder, wie sie unter
sich es nannten, Anrich. Nechterhand, im
sogenannten Höllengrund, liegt der Rizen-
teich. Er hatte es ihnen immer angetan.
Vor vielen Hunderten von Jahren, so hatte
ihnen der Lehrer einmal in der Schule er-
zählt, habe sich nachts in dem Walde (er
heißt die Dreibrüderheide) ein Ritter ver-
irrt. Plötzlich sei es licht vor seinen Augen
geworden, und er habe an einem kleinen
See ein bildschönes Nixchen sitzen sehen. In
Liebe sei er zu ihr entbrannt. Doch diese
Liebe habe ihm das Leben gekostet; denn
das blondhaarige Geschöpf mit dem Fisch-
schwanz habe ihn mit sich in die feuchte
Tiefe gezogen. Das Nixchen hätten die Kin-
der nur zu gern gesehen! Aber am hellen
lichten Tage war es damit nichts. Da hät-
ten sie schon im Mondenschein kommen müs-
sen, und da dursten sie doch nicht hinaus in
den Wald. Und sie hätten es auch nicht ge-
tan: denn in der Gegend war es nicht recht
geheuer. An der Ragentelle (so heißt ein
Wiesenfeld mitten im Walde zwischen dem
Rizenteich und der Drachenschlucht) begegnet
einem eine schwarze, horstige Kake mit
glühenden Augen, so groß wie die Mühl-
räder, und droht, jedem ins Gesicht zu sprin-
gen, der nicht schleunigst Reißaus nimmt.
Und beim Toten Manne gar ist schon oft
von nächtlichen Wanderern ein Mann ge-
sehen worden, der seinen eigenen Kopf in
den Händen trägt. Eine grausige Mordtat,
so erzählt die Mär, soll einst hier geschehen
sein.

Mitten aus ihren Träumen weckt sie die
Stimme eines Bauern, der das Feld zu
ihren Füßen bestellt und seinem Knechte ruft:
„Johann, mach', daß de heimkommst! Ich
bin gleich hier fertig mit dem Gerensstück.
Morgen fangen wir mit dem Schinken an.
Nächste Woche kommt dann der Kriegsader
an de Reibe.“ „Und die Viehmäste und
die Dreiruten und der Gänsehals?“ fragt
Johann, und man hört ordentlich, daß er
dabei übers ganze Gesicht grinst. „Nu ja,
die auch!“ ruft der Bauer zurück; „und das
Mädchengelärre mag sich zulezt bleiben.“
Nach einer Weile ist die Magd dran: „Geh,
hol' Rechen und Sense, Marie! Wir woll'n
noch das Heu auf der Föllung wenden. Und
vielleicht schneid ich noch e Stück von der
Kranichwiese hinten bei der Klinge überm
Jungfernborn. Mach' gleich n' Viebig 'rein
und dann de Heuleite 'naus!“

Das Mädchen oben am Waldbrand kennt
die Namen alle seit seiner Kindheit, weiß
ganz genau, wo jedes der Felder, jede der
Wiesen liegt, aber seltsam: noch nie sind sie
ihm so sonderbar vorgekommen wie heute.
Mag sein, weil es sie heute so auf einmal
zusammenhört. Und gleich fallen ihm noch
unzählige andere ein. Wohl zwei, drei
Duzend kriegt's ohne Mühe zusammen. Wo-
her nur die Fülle von Namen? Und wozu
bloß?

Sinnend hat sich die Lore von ihrem
Lieblingsplätzchen erhoben. Sinnend lenkt
sie auf dem Diebstieg ihre Schritte dem
elterlichen Gehöfte zu. Sie muß am Schul-
haufe vorüber, das etwas abseits am Fuße
des Hutbergs liegt. Schnell hinein! Viel-
leicht weiß ihr alter Lehrer über die Namen
Bescheid.

Der freundliche Mann, der nun schon über dreißig Jahre in dem Dorfe sitzt und die Dorfsjugend in die Geheimnisse des Lesens, Schreibens und Rechnens einzutreiben sich bemüht, hört sie wohlgefällig an. „Ja, ja“, meint er, „die vielen, oft recht späßig klingenden Namen haben mich schon viel beschäftigt. Seitdem ich hier bin, hab' ich auf sie geachtet, sie mir aufgeschrieben und die ältesten Bauern nach ihnen ausgefragt. Namentlich der alte Dorfsirt Hannes, den du wohl nicht mehr gekannt hast, war gut unterrichtet. Vieles, was ich allmählich in Erfahrung gebracht hatte, habe ich (es kann bald zwanzig Jahre her sein) nach Leipzig berichtet, auf einem Fragebogen, dem eine gelehrte Gesellschaft oder so was (ich glaube, sie hieß Sächsische Kommission für Geschichte) an alle Gemeinden verschickt hatte. Und dann später hab ich noch einmal, auf Anregung des Vereins für sächsische Volkskunde, dem ich angehöre, alle Namen in eine Liste gebracht und eingetragen auf einer Flurkarte, die dem Sammelbogen beigegeben war; ich hab's gemacht, so gut ich konnte. Beides wird jetzt im Hauptstaatsarchiv zu Dresden aufbewahrt. Vielleicht erkundigst du dich, wenn du mal nach Dresden kommst, nach meiner Sammlung der Namen unserer Flur.“

Gesagt, getan. Wie staunte das geweckte Dorfkind, als ihm der gelehrte, aber dabei recht freundliche Archivar nicht nur das gewünschte vorlegte, sondern auch, da er merkte, daß sie mehr als bloße Neugierde beseelte, überhaupt zeigte, was in Sachsen (und darüber hinaus in ganz Deutschland) für die Erfassung und wissenschaftliche Aufhellung der in die vielen Millionen gehenden Flurnamen getan worden ist; denn so nennt man mit einem Sammelbegriffe alle diese Namen für Felder und Wiesen, für Höhen, Täler und Senkungen, Wälder und Waldteile, Bäche, Teiche, Wege und was sich sonst an Dertlichkeiten oder Geländestücken in der Natur findet. Zu Hunderten, nein zu Tausenden stehen da die „Flurnamen-Verzeichnisse“ in einem großen Altengestell, das fast die ganze Wand des Repertorienzimmers füllt. Nach dem Amtshauptmannschaften sind die Fluren geordnet, innerhalb dieser nach dem Wc, so daß also jedes gewünschte Verzeichnis im Handumdrehen gefunden ist. Jedes Verzeichnis, aus einer Anzahl vordruckter Bogen in festem Pappumschlag bestehend, bietet nicht nur sämtliche bisher ermittelten Namen der Buchstabenfolge nach, sondern auch bei jedem Flurstück Angaben über die Lage, die Größe, die Gestalt, die Beschaffenheit und dergl. Bei allen Namen ist auch hinzugefügt, woher wir sie kennen; bei vielen ist vermerkt, wie sie der Volksmund ausspricht. Eine farbige Karte (Kroki) veranschaulicht jedes Verzeichnis. Ein durchsichtiges Deckblatt ist darübergepannt. Auf ihm sind gar häufig die Namen des Verzeichnisses oder wenigstens einige davon eingetragen.

Unsere Lore kam aus dem Staunen gar nicht heraus. Das hatte sie sich nicht träumen lassen, daß diese alten Namen so eifrig gesammelt würden. Nur das wußte sie, daß die Bauern draußen sie noch gern gebrauchten (zehnmal lieber als die amtlich eingeführten, zu so vielen ärgerlichen Verwechslungen Anlaß gebenden Grundbuchnummern!), daß sie sie aber vor fremden

Ohren hüteten, weil sie fürchten, sich mit dem Zeuge lächerlich zu machen. Den Zweck der mühsamen Sammelei sah sie noch nicht recht ein. Aber da kam ihr ihr Berater schon zu Hilfe: „Da stammen Sie, nicht wahr?“ In Ihren Augen lese ich die Fragen: Wieviel sind denn da eigentlich Namen in Sachsen zusammengekommen? Und wer hat sie gesammelt? Und was fängt man damit an? Ja, die Zahl vermag ich beim besten Willen nicht genau anzugeben, aber einige 50 000 sind es schon. Sehen Sie sich nur hier das Gesamtverzeichnis an. Es ist in diesen 43 Kästen untergebracht, von denen jeder rund 1200 Zettel enthält. Dieses Gesamtverzeichnis erschließt die Riesensammlung der vergleichenden Forschung. Mit einem Griff kann man feststellen: ob ein gesuchter Flurname bei uns in Sachsen vorkommt?, ein- oder mehrmals?, wo?, ob verwandte Namen zu finden sind? und dergl. mehr.

Lore nickte verständnisvoll und hörte weiter zu ihrer freudigen Ueberraschung, daß sich nicht nur Männer aller Berufsarten an dem Sammeln beteiligt hätten, Gemeindevorstände, Gutbesitzer, Lehrer, Geistliche, Metzger, Werkleute, Studenten und wer sonst immer, sondern auch Frauen, ja sogar Kinder; denn umsichtige Lehrer hätten bisweilen in ihren Klassen Umfrage gehalten und die Schulfugend veranlaßt, ihnen zu melden, was sie etwa an solchen Namen von den Eltern daheim in Erfahrung bringen könnten. Und es war nicht wenig, was auf diese Weise zu ihrer Kenntnis gekommen war.

Der Archivar erklärte, er würde ihr gern an der Hand der Flurnamen ihrer Heimat scholle den Wert der Flurnamenforschung klarzumachen suchen. Das sei aber nicht so einfach. Er müßte sich für heute mit Andeutungen begnügen. Vielen Namen sähe man ja ohne weiteres ihre Bedeutung an für die Landes-, Orts-, Vor-, Siedlungs-, Wirtschafts-, Kirchen-, Rechtsgeschichte und was es sonst noch für Zweige des vielverästelten Baumes, Geschichte genannt, gäbe. Ebenso spränge bei vielen ihre Wichtigkeit für die Volkskunde und die geschichtliche Erdkunde in die Augen. Wie viele Sagen knüpfen nicht an eigentümlich benannte Dertlichkeiten an! Die vielen mittelalterlichen Grenzkunden blieben uns ohne eindringendste Flurnamenforschung immer ungelöste Rätsel, da in ihnen die Grenzen beschrieben würden nach Hunderten von Flurnamen, die meist längst dem Gedächtnisse der Menschen entschwunden wären. Schwieriger schon stehe es mit der Bedeutung der Flurnamenforschung für die Sprachwissenschaft. Er müsse sich damit begnügen, darauf hinzuweisen, daß viele alte Wörter im Laufe der Zeit außer Gebrauch gekommen und uns unverständlich geworden wären. Gerade solch altes Sprachgut aber sei massenhaft in den Flurnamen enthalten. Eine Flurnamensammlung gleiche in dieser Hinsicht einem Kalksteinselsen, in dem sich Muscheln und versteinertes Seegetier eingesprengt fänden und der so gar mancherlei aus einer Jahraufende zurückliegenden Vergangenheit erzählte.

Beim Verlassen des Saales wies der Archivar nur noch mit einer Handbewegung auf eine lange Reihe von Fächern hin, in denen Bücher, Schriften und Kapseln dichtgedrängt beieinanderstanden. Dies seien

lauter Arbeiten über Flurnamen, teils über den gesamten Flurnamenstoff einer Gegend, einer Stadt- oder Dorfflur, teils über einzelne Namen oder besondere in die Flurnamenforschung einschlagende Fragen. In den Kapseln und den danebenstehenden Pappbänden seien Hunderte von Zeitungsausschnitten aufgespeichert, die man nirgends sonst finde und auch niemals wieder beschaffen könne, weil ältere Zeitungsnummern nicht mehr zu bekommen seien und auch schnell zu Grunde gingen. Neugierig langte sich Lore eine Mappe heraus und blätterte in einer der vielen Arbeiten. Dunkel fühlte sie, daß hier ein ungeheurer Schatz aufgespeichert liege; nur müßte einmal zu all diesen Schriften ein gemeinsamer Namenweiser, ein alphabetisches Verzeichnis aller darin aufgehäuften Namen angelegt werden!

Mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete sich das „Mädchen aus der Fremde“ an der Tür von ihrem Flurnamenfreund und versprach, bald wiederzukommen. Der Archivar aber sah ihr noch eine Weile gedankenvoll nach: Wenn es gelänge, noch eine Anzahl solcher Menschenkinder im Lande aufzutreiben, so würde es nicht lange dauern, bis die etlichen hundert Fluren Sachsens, die noch keine oder nur ungenügende Bearbeitung gefunden haben, tabellos bearbeitet vorlägen. Auch würden dann die Mittel, die zur Fortführung des Gesamtverzeichnisses und sonstiger Schreibarbeit notwendig sind, leicht beschafft werden können.*)

Sie kam wieder, das wußte er. Bis dahin wollte er sich überlegen, was er ihr das nächste Mal erzählen wollte. Beim Scheiden aber wollte er ihr die neuen „Ratschläge für das Sammeln von Flurnamen“ und die Arbeit „Sachsens Anteil an der Flurnamenforschung“ in die Hand drücken. Von beiden hatte er ja noch einen kleinen Vorrat für wirkliche Freunde der Flurnamenforschung, für solche, die wirklich mit zu raten und zu taten bereit waren. Darin konnte sie dann daheim lesen, was man unter Flurnamen versteht, aus welchen Quellen man sie schöpfen kann, in welcher Weise ein sachgemäßes Flurnamenverzeichnis angefertigt und die Flurkarte behandelt werden müsse, wie der ganze Sammelbetrieb eingerichtet sei, was man schon anderwärts in Deutschland für die Flurnamen getan habe und dergl. mehr.

(Sächsischer Heimatbund,
Verlag Dsc. Laube, Dresden.)

Unser Kirchturnmo: f als Archiv

Von Alfred Finsterbusch.

Nichts gewährt dem Menschen einen größeren Genuß, als sich liebend zu vertiefen in die Geschichte seiner Heimat. Leider fließen für kleinere Orte die Quellen, die von vergangenen Zeiten erzählen, nur spärlich. Von Städten gibt es meist Chroniken; Dörfer sind angewiesen auf Flurnamen, Denkmäler, Urkunden, die sich in Gemeinde-, Schul- oder

Anmerkung der Schriftleitung: Wer hilft? Etwa der Flurnamenforschung freundlichst zugehörte (möglichst wertbeständige) Spenden wären an Oberstaatsarchivar Dr. Beschorner im Hauptstaatsarchiv zu Dresden unmittelbar abzugeben.

Pfarrakten oder im Dresdner Hauptstaatsarchiv finden. Die älteste im Besitz der Stadt Kößchenbroda befindliche Urkunde stammt aus dem Jahre 1470 und ist im Gemeindeamt unter Glas und Rahmen zu sehen. Die Dokumente aber, die am ausführlichsten über die Schicksale unserer Heimat Kunde geben, jünden sich nicht im Altenschrant, sondern hoch oben in der Luft, ihr Aufbewahrungsort ist der Turmknopf unserer Kirche. In ihm befinden sich, früher in Zinn-, jetzt in Kupf. Tafeln geborgen, die Denkschriften der Pfarrer Prescher (1656), Köhler (1699), Behrlich (1746), Trautichold (1834), Große (1885) und Hiede (1912). Die alten vergilbten Dokumente berichten leider nichts vom Aussehen der ältesten Kirche Kößchenbroda, die die Hussiten am 22. September 1425 zerstörten, und von der als einziger Ueberrest am Turm unserer Kirche ein Stein eingemauert ist mit der Inschrift: „anno dm MCCCLXXII das angehoben ist destr chor an sante veytzage“; d. h.: Im Jahre des Herrn 1477 ist am St. Veitstage (15. Juni) der Bau des Chores angefangen worden. Pfarrer Prescher berichtet in seiner Turmdenkschrift vom 25. September 1656 auch nichts vom zweiten Gotteshaus unserer Pfarodie, in dem er bis zum 14. März 1637 das Gotteswort verkündigte, schildert leider auch nicht vorgenannten Schredenstag, sondern überliefert der Nachwelt als Anzeichen des Unglücks nur: „Denkwürdig ist's, daß 1637 kurz vorm Brande ein Rothflehlichen auf die Kanzel gestiegen kommen, gleich als der Sieger ausgelaufen und die letzte Busspredigt beschlossen worden, und hat uns gleichsam das bevorstehende Unglück angekündigt.“ Vom 14. März 1637 wird nur berichtet, daß „der schwedische General Hannß Banner den Turm nebenst Glocken, Kirche, Pfarre und Schule, wie auch ganzen Marktfleden, so aus über hundert Baustätten besteht, totaliter eingeeßert hat“. Erwähnt wird auch der Kößchenbrodaer Seehund (siehe „Elbaue“, Nr. 13) und der Abschluß des Waffenstillstands, an den uns noch Tisch und Tintensatz in der Pfarre erinnern: „Es werde auch billig auf die Nachkommen geschrieben, daß nicht allein die Seehündin auf dem hiesigen Pfarrgute hinter dem Tännicht gegen Niederwartha Anno 1634, den 20. Mai (No-gate) gefangen, sondern auch nachmals das Armistitium daselbst in der Pfarre Anno 1645, den 27. August, glücklich beschlossen, dadurch viel ferner Unglück und Verwüstung des Landes abgewendet, auch nächst Gott der Anfang zu dem lieben edlen Frieden gemacht worden.“ Ausführlichere Daten gibt der ehrwürdige Magister Augustin Prescher (1623 bis 1675 Pfarrer in Kößchenbroda) über den Neubau der Kirche. Wir erfahren die Namen der Schenkegeber: „Zu diesem christlichen Bau haben Ihre Churf. Durchl. aus sonderbarer väterlicher Affection und angeborner Milbigkeit 250 Gulden, 114 Stämme Eichen-, Kiefern- und Tannenholz auß Dresdnischer Heude umbsonst, auß Gnaden, dann der Schwedische, damals in Veitzig gelegene General 50 Taler berehret und geschenkt, desgl. 44 Taler die gesamten Bergherren auß der Residenzstadt Dresden.“ Johann Georg I. hat „anno 1643 die Kirche selbstem besichtigt und in dem Pfarrhause Tafel gehalten“. Es folgen dann die Baugelber, gezahlt an Bau-, Zimmer-, Maurer-, Steinmetzmeister, Schieferbeder. Der „Knopf

und die Fahne, darinnen der holdselige Name Jesus steht, ist durch den Polier Martin Plezsch von Kotha mit Gott glücklich aufgesetzt worden“. Daran schließt Prescher Bemerkungen allgemeiner Natur, so über die Ueberschwemmung, durch die am 6., 7. und 8. Februar 1655 „alles überschwemmet, Mühlen, Brücken und Stege weggerissen, auch Menschen und Vieh er-säuet worden“, ferner über den Polnisch-Schwedischen Krieg, sowie über die Pest, „so anno 1656 in Polen, Preußen und Schlesi-en, sonderlich aber im Königreich Neapolis gewesen, daß die Leute auf den Straßen umgefallen sind plötzlich, ja viel hundert-tausend Menschen gestorben und nicht alle begraben werden können“. — „Im Lande ist sonst Gottlob! ein leidlicher Zustand gewesen, (acht Jahre nach dem Dreißigjähri-gen Kriege!!!) gute, friedliche und wohlfeile (!) Zeit; denn der Scheffel Korn zu 16, 17, 18 Groschen, der Scheffel Gerste zu 14 und 15 Gr., der Scheffel Hafer zu 10 Gr., die Kanne Wein zu 2 und 3 Gr., die Kanne Bier 4 und 5 Pfennige, die Mandel Eyer zu 1 Gr. 6 Pf., die Kanne Butter zu 2 Gr. Allein das Geld ist sehr seltsam (selten), und leidet der arme Hausstand wegen des vielen Lohns des bösen Gefindleins und der wenigen Arbeit, auch daß fast von allen Hand-werksleuten keine billige Zahlung genom-men, sondern alles übersezt worden.“ — Schon im Jahre 1659 mußte der Turmknopf repariert werden; über seiner Fahne thron-ten nun noch ein Stern und ein Dreieck (als Symbol der Dreieinigkeit). Der damalige Pfarrer Köhler (1695 bis 1702 in Kößchen-broda, später Superintendent in Leisnig) klagt in seiner Turmdenkschrift vom 22. Sep-tember 1699 über „Bietsterey, und Chilli-asmus, Atheisterey, Scheinheiligkeit, Hoffsart, Verschwendung, Hurerey, Ehebruch und dergl. Dabero strafte Gott nicht nur mit einer starken Pestilenz, die viele Tausende in hiesigen Landen hinriß, sondern wir hat-ten auch bis 170 achthährigen Mißwachs am lieben Weine, sodas entweder die Berge er-storen oder doch sonst nicht viel und dazu von wenig Güte ward. So war auch von acht Jahren her teure Zeit im Lande. Der Scheffel Korn galt 2 Taler 18 Gr. (man ver-gleiche dazu oben die Preise von 1656!), Gerste 2 Tl. 4 Gr., Haber 1 Tl. 10 Gr., welches dem armen Mann sehr nitnahm, da ohnedem das Geld schon sehr gering an-Wert und doch überall sehr dünne war.“ — Anno 1746, also nach 47 Jahren, wurde der Turm unserer Kirche völlig erneuert, wobei es sich nach der Denkschrift des Pastor Pfar-rens Behrlich vom 3. Okt. 1746 herausstellte, daß das sehr dünne Blech des Knopfes von einer Musketenkugel durchbohrt war; ein preußischer Soldat hatte 1745 die goldene Kugel in den Rissen als Zielscheibe benutz! Der neue Knopf war von stärkerem Mate-rial hergestellt, besas ovale Form und um die Mitte einen starken Wulst, die Wetter-fahne schmückte ein Kreuz. In seiner Denkschrift schildert Pfarrer Behrlich die Drang-sale, die Kößchenbroda im zweiten Schlesi-schen Kriege nach der Schlacht bei Kessels-dorf zu erdulden hatte trotz eines Schutz-briefs Friedrichs des Großen. Die sehr ausführlichen spannenden Darlegungen bil-den vielleicht den Inhalt eines weiteren Ar-tikels in einer der nächsten Nummern der „Elbaue“. — Bis zum Jahre 1834 tropfte

der Turmknopf nun Regen und Wind, dann ließ ihn Pfarrer Trautichold neu vergolden. Beim Bau der jetzigen Kirche 1885 erhielt natürlich der Turm auch einen neuen Knopf. Seiner Denkschrift legte Herr Pfarrer Große ein Exemplar des jetzigen „Generalanzei-gers“, damals „Kößchenbrodaer Zeitung“ genannt, bei (unser Blatt erschien damals wöchentlich zweimal), sowie eine kleine Chronik: „Die Köhntz bei Dresden“ von Moriz Lillie, dem ehemaligen Redakteur der „Kößchenbrodaer Zeitung“. Im Jahre 1911 schlug der Blitz in den Kirchturm und rich-tete außer an der Gaskuh auch am Knopf erheblichen Schaden an, wie von unten deut-lich zu sehen war. Deshalb wurde ein Ge-rüst errichtet und der Knopf abgenommen und geöffnet. Dabei zeigte sich, daß man die Zinnkästen 1885 nicht gut verlotet hatte, die kleine Chronik von Lillie z. B. fand sich in etwas vermodertem Zustande vor. Des-halb ersetzte man 1912 die Behälter durch Kupferkästen, deren erster die sehr ausführ-liche Denkschrift des Pfarrers Behrlich (1746) enthält. Natürlich hat auch Herr Pfarrer Hiede 1912 dem Knopfe eine Denkschrift einverleibt; doch hat er davon abge-sehen, Betrachtungen allgemeiner Natur über die politischen, sozialen usw. Verhält-nisse unserer Kirchsahrt und des Landes an-zustellen, wie seine Vorgänger das getan haben — im Zeitalter der Zeitung sind solche Auslassungen kaum mehr nötig. Herr Pfar-rer Hiede überlieferte die wichtigsten Ereig-nisse der letzten Jahrzehnte der Nachwelt durch Einlegen von Münzen. Zunächst sind die seit 1885 neu geprägten Reichsmünzen der Denkschrift beigelegt worden: ein 20-Pfen-niger, ein 25-Pfenniger, ein 50-Pfenniger, eine halbe Mark und ein 3-Mark-Stück. Fernere Beigaben sind: zwei 2-Mark-Stücke aus dem Dreikaiserjahr 1888 mit den Bildnissen Friedrichs III. und Wilhelms II. — zwei 2-Mark-Stücke, geprägt beim Tode der Könige Albert und Georg (19. 6. 02 und 15. 10. 04) — ein 2-Mark-Stück, ausgegeben zur Erinnerung an das 200jährige Bestehen des Königreichs Preußen (18. 1. 01) — ein 2-Mark-Stück, die Jubelkronmünze der Universität Leipzig (1409—1909) — ein 3-Mark-Stück, in eigentümlicher Reliefmanier geprägt bei der Silberhochzeit des Königs-paars von Württemberg — ein versilberte Bronze-Medaille, erinnernd an das Weitin-fest (1089—1889) — eine vergoldete Bronze-Medaille, ausgegeben 1893 zum 50jährigen Soldaten- und 20jährigen Regierungsjubi-läum des Königs Albert. Ferner sind noch in dem Knopf eingelegt worden: zwei Pa-noramen von Kößchenbroda, die Nummer des „General-Anzeigers“ mit dem Entwurf der Friedhofskapelle, Festschrift, Festpost-karten und Festbericht vom Posamentfest, die Glocken-Kirchweihpredigt des Herrn Pfarrer Hiede, drei Photographien: König Friedrich August beim Besuch unserer Kirche, die Grundsteinlegung des Amtsgerichts und die drei 1912 amtierenden Kößchenbrodaer Geistlichen nebst Herrn Pfarrer em. Große. — Wann wird die goldene Kugel von ihrem windumwetterten Plaze das nächste Mal herabsteigen? Möge den Dokumenten da oben in schwindelnder Höhe ein recht langer, ungestörter Schlaf im schützenden, kupfernen Kämmerlein beschieden sein!

Die Elbawe

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbawe“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kötzschenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6. Schriftleiter: A. Schruth, Kötzschenbroda-Raundorf.

Winzerfeste in der Lößnitz.

Von Adolf Schruth.

I. (Nachdr. verb.)

Das Winzerfest von 1840.

Weinlese. — Um die letzte Arbeit, die der Winzer in den Weinbergen verrichtet, um die Ernte des Traubensiegens, um das Einbringen des köstlichen Gewächses weh die Romantik einen bunten, schimmernden Kranz. Unzählige Lieder erzählen von den Freuden, die die Weinlese der Winzern bringt, liebliche Bilder schildern uns das fröhliche Leben und Treiben in den burgengekrönten Weinbergen, die von einem klaren blauen Herbsthimmel überspannt in sonnigem Lichte liegen. Buntröckige Winzerinnen in behänderten Hüten, fröhliche Winzer, denen die Lust der Weinlese aus der Augen glänzt, übermütiges Freudenschließen, jubelnder Gesang und heitere Winzertänze am Abend. — Weinpoesie! — Rheinromantik! — Die Lößnitz und ihr Weinbau hat solche spontane harmlose idyllische Freude an der Weinlese kaum gekannt. Die alten Winzer vergangener Jahrhunderte, jener Zeit, in der der Weinbau im Elbtale wirklich noch ein wirtschaftlicher Faktor war, waren ein widerborstiges Völkchen, denen dem Daumen fest aus Auge zu brühen, der Altmeister des sächsischen Weinbaues, der so oft zitierte Paul Knoll, in seinem Winzertagebuch den Bergherren des öfteren empfiehlt. Diese dickköpfigen Hüter der Nebenberge waren aus einem harten knorrigen Holze geschnitten und hatten wohl kaum die Fähigkeit, ihrem Berufe irgendwelche poetische Seiten abzugewinnen. Wohl war Leben in den Bergen zur Zeit der Weinlese, wenn die umliegenden Dörfer zu den Weinlese- und Mostfuhren-Frohndiensten in die fürstlichen Berge befohlen waren, aber wie oft haben die Lößnitzer Bauern in Bittschriften und Eingaben an das kurfürstliche Amt in Dresden um Erleichterung dieser Zwangsarbeiten gebeten, so oft daß kaum anzunehmen ist, daß sie der Zeit der Weinlese besonders freudige Gefühle entgegenbrachten. Sie mögen oft, zumal in guten Weinjahren, mit gemischten Gefühlen der Fürbitte gelauscht haben, die die Pfarrer der Lößnitzgemeinden für ein gutes Gedeihen der kurfürstlichen Weinberge auf der Kanzel verrichteten. Wurden doch mit gutem Ertrage der Weinstöcke in den Bergen auch die meist ungemessenen Weinbergsdienste zu einer äußerst drückenden Last.

Paul Knoll empfiehlt schon, den Winzern den Freitrum zu kürzen und wenn wir in einer alten Brüdenamtsrechnung des Dresdener Rates von 1480 lesen, daß man zur „Lesse zu Rotzschendrode 12 Groschen

2 3 den Iessern, bottentregern und tretern“ zahlte und 5 Groschen „vor Fleisch den Iessern“ und 3 Groschen „vor bir uns presshaus“ verrechnete, so läßt diese Gesamtausgabe für die Weinlese in den ausgedehnten Brüdenbergen kaum auf besondere Feste schließen, auch wenn man die relative Billigkeit damaliger Zeit in Betracht zieht.

Der Weinbau der Bauern, der besonders im 17. und bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts auch auf den Feldern im Tale vielfach getrieben wurde, war in seinen wirtschaftlichen Erträgen zu unsicher und schwankend, als daß er die Vorbedingungen zu besonderen Weinlesefesten für die Bauern, die sich ja im allgemeinen in einer äußerst gedrückten Lage befanden, gegeben hätte. Die Aemter hatten überhaupt wenig Freude an dem häuerlichen Weinbau, der ihrer Meinung nach infolge seines unsicheren Ertrages geeignet sei, den kleinen kapitalschwachen Besitzer zu ruinieren, zum mindesten seine Steuerkraft zu schwächen. Johann Georg III. verbot ja auch aus diesen Erwägungen 1684 kurzerhand die Neuanlage von Weingärten auf Getreideboden nach dem alten Grundsatz: Wo der Pflug kann gehn soll kein Weinstock stehn. Die Verglagen aber, in denen der Weinbau mit Enfsolg betrieben werden konnte, waren meist in Händen des Kurfürsten des Meißner Prokuraturamtes oder sonstiger Bergherren.

Der kurfürstliche Hof freilich und die höfische Gesellschaft, die des guten Tons wegen in der Lößnitz Weingüter besaß, veranstaltete Winzerfeste und Weinlesen, von denen uns alte Chronica ausführlich berichten.

Es gehörte zu jenen Zeiten zu den gesellschaftlichen Verpflichtungen, seinen Freunden drinnen in der Residenz zur Zeit der Weinlese die Ergöblichkeit der Weinlese zu bieten und Winzerfeste zu veranstalten. Dann höllerten und knallten die alten großmäuligen Weinbergskanonen, die ein höchst notwendiges Requisite eines jeden Weingutes waren, munter in die blaue Herbstluft, daß drüben die Cossabauder Höhen das Echo zurückwarfen. Die gebrauchten Damen und Herren der Gesellschaft jauchzten und sangen in den Bergen, in denen sie da und dort von den saftigen Beeren das Nestsahl oder Traminer naschten, und die Winzer schleppten die schweren gefüllten Butten hinunter in die Pressen, in denen der süße, so heimtückische Most gefeiert wurde. Am Abend gab der Bergherr in seinem Herrenhause vielleicht noch ein „ländliches“ Fest, bei dem in gefühlvollen Versen die „Freuden“ des Winzerlebens verherrlicht wurden, Freuden, von denen die eigentlichen Winzer am allerwenigsten, desto mehr aber die Damen und Herren einer sen-

timentalen Zeit zu singen wußten. Man schwelgte in den Freuden der Natur und sah das ländliche Leben durch die rosenrote Brille der Empfindsamkeit. Man arrangierte Winzertänze und Winzerinnenreigen, befränzte sich mit buntem Weinlaub. Und wenn spät am Abend die hochrädigen Karossen die Chloes und Daphnes wieder nach der Residenz zurückbrachten, war man glücklich, wieder einmal am Busen der Natur gerührt und echt ländliche Freuden genossen zu haben. —

Die Zeit dieser Winzerfeste war allerdings lange vorbei als im dritten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in der Lößnitz der Gedanke auftauchte, ein großes Winzerfest zu feiern und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf den schon in absteigender Kurve sich bewegenden sächsischen Weinbau zu lenken. Der Verbrauch von Wein, der in früheren Zeiten fast ausschließlich durch landesfürstliche Verordnungen auf die Erzeugnisse des eigenen Weinbaues angewiesen war, hatte sich mehr und mehr fremden Provenzen zugewandt und der einst so hochberühmte und weitgeschätzte Kötzschenberger und Meißner Landwein war ganz zu Unrecht in Mißkredit geraten. Die Bezeichnung „Schiefel“ bekam jene unangenehme Nebenbedeutung, die sich schließlich in boshafter Weise zum Meißner „Strumpfwein“ verdichtete. Der Ehrenrettung des sächsischen Weines, der in Vorzeiten einen so guten Ruf genoss, der als fürstliches Geschenk so oft an fremde Höfe gesandt worden war, dessen Güte sogar Dichter zu Versen begeisterte, galt das letzte eigentliche Winzerfest, welches die Lößnitz gesehen, das Winzerfest des Jahres 1840. Noch heute lebt jene großzügige Veranstaltung unserer Groß- und Urgroßeltern in der Erinnerung der Nachkommen fort und wenn es auch kaum noch jemand geben wird, der aus eigener Anschauung davon berichten kann, so geben uns doch ausführliche Berichte Kunde von jenem Feste, das der damalige Vorstand der Weinbaugesellschaft im Königreich Sachsen aus rein praktischen Gründen in Szene setzte. Es galt dem darniederliegenden sächsischen Weinbau, der besonders durch die Jahre der napoleonischen Kriege sehr stark gelitten und sich nicht so recht wieder erholt hatte, wieder empor zu helfen, ihm die ihm gebührende Stelle in der öffentlichen Wertschätzung zu verschaffen. Die Gesellschaft faßte deshalb den Plan, „ein vaterländisches Winzerfest mit einer Wein- und Traubenausstellung und Musterung“ zu veranstalten und „neben dem Zwecke der Erleichterung und Ermutigung für die Winzer, sämtliche im Lande bekannten Traubenvarietäten durch Ausstellung zu verzei-

Winger
in der „So
bei Dr
im Jahr



den und prüfen.“ Der damalige Vorstand der Weinbaugesellschaft Kammerherr von Carlowitz, Leutnant Mittag, Gerichtsdirektor Advokat Tischler, Kaufmann Mangelshof und Advokat von Ehrenstein, nahm sich der Sache mit großem Eifer an und fand auch in allen Kreisen der Interessenten die regste Unterstützung.

Der Gasthof zur „Goldenen Weintraube“ war wegen seiner zentralen Lage im Weinbaugebiet als Festlokal ausersehen und dort fand auch die große Ausstellung statt, für die eine besondere Ausstellungshalle errichtet worden war.

Von allen Seiten wurde die Ausstellung reich besichtigt. Nicht nur aus der Böhmitz auch aus dem oberen Weinbaugebiet Wachwitz-Bilwitz, aus der Meißner Gegend, selbst aus der Leipziger Gegend liefen Ausstellungsobjekte ein, so daß die Ausstellung schließlich rund 1490 Stück Trauben und 819 Flaschen sächsischen Wein umfaßte. Wie groß der Artenreichtum der Ausstellung war, erkennt man daraus, daß der Vorsitzende der Weinbaugesellschaft von Carlowitz allein 78 Traubenvarietäten ausstellte. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, alle die instruktiven und schwungvollen Reden, alle die Gedichte und Gesänge, die an jenem 26. Oktober 1840 gesprochen und gesungen worden sind, hier in diesen Zeilen ausführlich zu erwähnen. Aber da in den nächsten Wochen der alte fast sagenhafte Wingerfestzug wieder wie vor 84 Jahren die Böhmitz durchziehen soll, wird ein Eingehen auf denselben nicht ohne Berechtigung sein. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalles will es, daß heute der Entel die Gedanken des Großvaters wieder aufleben läßt. Wie 1840 der Gerichtsdirektor Tischler einen wesentlichen Anteil an dem Zustandekommen des Festes hatte, ist heute der spiritus rector des wiedererstandenen Festes dessen Entel, Herr Architekt Dr. ing. Tischler aus Hans Sorgenfrei-Oberlöbnitz. Das Fest von 1840 begann mit einem solennem Festessen, zu dem 300 Gedecke aufgelegt waren und bei welchen nur vaterländische Weine gereicht wurden. Nachmittags 4 Uhr erschien mit der Eisenbahn der königliche Hof, der mit Salutschüssen aus 50 Weinbergskanonen begrüßt wurde. Ein gleicher Salut kündigte den Beginn des Wingerzuges an, dessen einzelne Gruppen der Bildschmuck der heutigen Nummer der Elbaue wieder gibt. Der Künstlerstift des Professor Reisch war es, der den Festzug in seiner ganzen

Ausdehnung im Sinne der Nachwelt überliefert hat und nach dessen Litographie unsere Abbildungen reproduziert sind. Der Zug ging vom Hofe des Hoflöbnitzschloßchens aus und wir folgen in der Darstellung desselben der Festbroschüre von 1840 des Weinbauvereins. Der Zug hatte folgende Ordnung:

1. Zwei Winger als Konstabler mit Heroldstäben.
2. Ein Musikchor.
3. Der Herbst in allegorischer Darstellung als Träger des Festes in roter Tunika mit gelber Mantel, einen Kranz von Herbstblumen auf dem Kopfe, einen gleichen Kranz auf seinem Herrscherstabe und stehend auf einem mit Herbstblumen geschmückten Triumphwagen, die Räder mit Weinranken durchflochten, von gleichgeschmückten Pferden gezogen, zog langsam und ernst vorüber. Ihm folgten
4. 4. idealisch gekleidete Mädchen mit Füllhörnern im Arme, Körben mit Obst in den Händen und auf dem Kopfe.
5. Faune und Bacchantinnen, die Annäherung des Bacchus verkündend.
6. Sitten der Erzieher und Begleiter des Bacchus auf einem geschmückten von Faunen geführten Esel, reitend von Faunen unterstützt.
7. Der Gott Bacchus im edelsten Style, hoch auf einem mit Weinranken geschmückten Triumphwagen stehend, die Räder mit Weinranken durchflochten, in der Hand das Thyrsusstab und das Haupt von einem Weintraubenkranz umgeben, von geschmückten und geführten Stieren, deren Hörner mit Bronzefingeln geziert waren, gezogen.
8. Einige Faunen.
9. Ein zweites Musikchor (interessant sind hierbei die heute nicht mehr gebräuchlichen Formen der Instrumente, besonders des Klappenhornes des Musikanten in der zweiten Reihe).
10. Zwei sächsische Fahnen, von kostümierten Wingerburschen getragen.
11. Zwei kostümierte Wingerfrauen, eine große assyrische Traube und eine volle Weintraubenranke tragend (beides als Gabe für den König und die Königin bestimmt).
12. Ein 6 Eimer haltendes Faß 1885 blanken Wein auf einem verzierten Wagen, auf dem Faße thronend der kleine Liebesgott.
13. Kostümierte Klüßer aus der Dominal-Hauptkellerei zu Dresden.
14. ein Wagen der Fabrik moussierender Weine aus der Niederlöbnitz, durch ge-

schmückte und geführte Pferde gezogen, das Gestell mit einer 8 Ellen langen und 4 Ellen breiten Plattform bedeckt, auf welcher die Operation des Degorgierens der Champagnerflaschen in 7 Ateliers dargestellt wurde, den mit blauem und rotem Zeug decorierten Wagen begleitete

15. Ein Zug von 12 Fabrikarbeitern, welche als Attribute verschiedene Werkzeuge der Fabrik trugen.
16. Ein Wagen mit der Werkstatt der Böttcher und des Korbmachers, auf welchem 2 Böttchermeister (Müller aus Kößchenbroda und Findeiser aus Oberlöbnitz) und 1 Korbmacher (Rasch, Niederlöbnitz) sich in voller Tätigkeit befanden.
17. Ein drittes Musikchor.
18. Ein Wingerbursche mit der Wingerfahne.
19. Paul Knoll, der erste Wingermeister in Sachsen, im Kostüm des 17. Jahrhunderts (dargestellt von Bergarbeiter Schulz, Weichenberg).
20. Die drei Bergböcke der Dominal-Weinberge mit weinumwundenen Stäben.
21. Vier Britschenmeister mit Britschen in der Hand.
22. Kostümierte, mit Kränzen und Ranken geschmückte Wingerburschen und Mädchen paarweise mit Weintrauben und Eischen.
23. Sechzig Wingerburschen mit grüngerichteten, traubengefüllten Weinbutten mit roten Tragbändern.
24. Zwei kostümierte Winger, die an einem Pressbaum hängende Kalebtraube tragen. (Diese Riesentraube war nach dem Vorbilde von 1748 aus einer großen Anzahl natürlicher Trauben zusammengesetzt.)
25. Vier Buttenträger.
26. Ein Winger, das Pressbeil tragend.
27. Viele Winger, paarweise mit verschiedenem Werkzeug.
28. Eine lustige Person mit Britsche und Schellenkrause.
29. Sechszehn Knaben mit Wachthörnern, und anschließend ein langer Zug Winger und Wingerinnen. Dieser Zug bewegte sich von der Hoflöbnitz nach dem Festlokal der Goldenen Weintraube, wo inzwischen das Königspaar eingetroffen war. Dort überreichte Bacchus demselben den Traubenkranz und die große Weintraube und vom Wagen der Sektkellerei wurde dem Könige eine blumengeschmückte Flasche Schaumwein aus der Schaumweinfabrik übergeben, wobei der Chef de cave, ein gewisser Mouzon aus Rheims, einen französischen Trinkspruch





Witzzug

Höfnitz

1840

ausbrachte. Nachdem der Paul Knoll darstellende Witzzug noch ein langes Gedicht vorgetragen und die Knaben in ihre Wächterhörner gestochen, löste sich der Zug auf. Die Teilnehmer verzehrten dann das mitgeführte Faß Wein, wozu, man war bescheiden, Weißbrot gereicht wurden. Bezeichnend ist, daß der Bericht von 1840 besonders erwähnt, daß man „den vielen anwesenden Landbewohnern das Zeugnis nicht versagen könne, daß dieselben während des Zuges Anstand und Ruhe bewahrten und sich an diesem Feste ihr musterhaftes Betragen bis zum späten Abend bewährte“. Den Abschluß dieses Festes, daß allem Anscheine nach von der Witterung nicht besonders begünstigt war, bildete eine Höhenbeleuchtung der Höfnitzer und Cosselbauder Höhen.

Paul Knoll, der Knollweinberg in Raundorf und seine Besitzer.

Beitrag zur Geschichte des Höfnitzer Weinbaues. (Nachdr. verb.)
Von A. Schruth.

Zu den wenigen Weinbergs- bezw. Flurnamen in Raundorf, die sich als selbständige Flurstückenbezeichnungen oder in Straßennamen durch Jahrhunderte erhalten haben, gehört der Name des alten Knollweinberges. Zwar hat der Berg selbst seinen Namen, den ihn in Vorzeiten unsere Ahnen gaben, eingebüßt, seit 1864 der estländische Gutbesitzer Mardiesen denselben erwarb und ihn im Anklang an den berühmten rheinischen Weinberg „Johannisberg“ nannte. Aber der mittelalterliche Bergname, der da einer unangebrachten Neuerungsmanie weichen mußte, lebte weiter fort in den ihn begrenzenden Straßen. Der heutige Kroatengrund, bisher die Moritzburgerstraße hieß noch in den 60er Jahren der Knollgrund, die große Knollgasse verwanterte sich in die spätere Friedrichstraße und die kleine Knollgasse besteht heute noch als offizielle Knollgasse weiter. Die Nachbarberge haben schon seit Jahrzehnten ihre früher allgemein gebräuchlichen Namen eingebüßt. Sehr wenige Raundorfer werden heute noch wissen, wo sie die Hümpelberge zu suchen haben. Die Winterlehle, der heutige Kadefche Park, wird ebenfalls heute unbekannt sein und von der Existenz des Carlswägens und des Raubfrosches hat niemand mehr eine Ahnung. Nur der Himmelbusch lebt als Bezeichnung des der Gemeinde gehörigen Waldareales hinter dem Liedemannschen

Weinbergen noch im Munde der Raundorfer als Gemeingut fort, eine Bezeichnung, die ebenfalls in ferne Vorzeit zurückreicht, als noch die Meißner Bischöfe Lehnherrn eines großen Teiles der Höfnitzberge waren.

Für gewöhnlich bringt man den Namen des Knolln mit jenem alten kursächsischen Bau- und Bergschreiber und hervorragenden Weinbaukenner Johann Paul Knoll in Verbindung, der nach der Lilieschen Chronik um 1666 auf Raundorfer Flur einen Weinberg erwarb und nach dem der Berg sowie die den Namen tragenden und ihn begrenzenden Straßen genannt sein sollen. Schubert in seinem Weinbauhefte (Seite 21) spricht auch von Knolls Weinberggrundstück in Raundorf, obgleich er, eine von den vielen Ungenauigkeiten des alten Kommissionsrates, einige Seiten vorher mitteilt, daß der Berg seinen Namen schon um 1458 getragen habe.

Paul Knoll, dessen angebliches Bildnis, ein angebunzeltes Delgemälde, im Flur des Höfnitzschlößchens hängt, und der wahrscheinlich wie vor 84 Jahren zu dem projektierten Witzzug am 5. Oktober eine fröhliche Urständ feiern wird, stammt aus einer alten Witzfamilie. Er war 1645 im Dienste eines Loschwitzer Weinbergbesizers, kam 1654 als Schreiber, ein damals weit höher als heute geschätzter Beruf, in das kursächsliche Amt Wittenberg und wurde um 1660 als Bergschreiber nach der Höfnitz versetzt. Das Köhschenbrodaer Kirchenbuch berichtet von ihm, daß er 5 Kinder, 2 Knaben und 3 Mädchen, habe in der hiesigen Kirche und zwar das erste, ein Sohn Georg, 1662 taufen lassen, und nennt ihn sonderbarer Weise Paul Knoller, kursächsisch Sächs. Bergschreiber. Auch wieder ein kleiner Irrtum Schubert's, daß er Knoll erst 1666 nach der Höfnitz, also in die Pfarodie Köhschenbroda, kommen läßt. Knoll wäre in seiner Eigenschaft als Bergschreiber wohl kaum zu irgend einer Berühmtheit gelangt. Erst die Herausgabe seines „Klein Binnkulturbüchleins“, einer sowohl für den Weinbau jahrhundertlang vorbildlichen Schrift, als auch eines äußerst wertvollen Kulturdocumentes, verschaffte ihn einen Jahrhunderte überdauernden Ruf. Heute ist Knoll schon fast eine Sagenfigur geworden. Bald wird er als erster Witz Sachsens bald als Schöpfer des Höfnitzer Weinbaues überhaupt angesprochen. Sein Leben und Wirken in unserer Bergen soll einer späteren Würdigung in diesen Blät-

tern vorbehalten bleiben. Heute sollen und nur seine Beziehungen zu jenem Raundorfer Weinberge beschäftigen. Diese Beziehungen sind allerdings sehr schnell besprochen, denn zwischen dem alten Höfnitzer Bergschreiber und jenem alten Weinberge in Raundorf haben niemals irgendwelche Zusammenhänge bestanden. Weder ist Paul Knoll jemals Besitzer dieses Berges gewesen, noch hat sich sein Name auf denselben und auf die angrenzenden Straßen übertragen. Selbst Schubert ist es nicht möglich gewesen, Knoll in der Besitzerreihe des Berges unterzubringen, da er als älteste Besitzer 1675 die bekannte Freiburger Familie Schönlebe nennt. Die älteste Nachricht vom Knollweinberg erhalten wir aus den Originalurkunden des Sächsischen Hauptstaatsarchives in Dresden. Die Urkunde vom 12. Juli 1404 erzählt uns nämlich, daß an jenem Tage die in der Geschichte Raundorf's öfter erscheinenden Dresdener Patrizier Kündige, dieselben, nach denen die heutige Breitestraße in Dresden in alter Zeit die Kündigengasse hieß, und zwar die Brüder Hans und Sebnicz Kündige, 9 1/2 Hufen Land, ein Holz und einen Weingarten, der Knoll genannt, alles zu Raundorf gelegen, zu Leben aufgetragen erhalten haben. Schubert erwähnt in seinem Weinbauhefte, daß die Bezeichnung des Knolln 1458 urkundlich gebraucht werde ohne aber eine Quelle dafür anzugeben.

Als Besitzer des alten Weinberges nennt Schubert um 1675 einen Jonas von Schönlebe zu Freiberg.

1677 ist Anna Marie verm. Nothe zu Freiberg zur Hälfte Besitzerin.

1690 die Schönlebeschen Erben.

1714 Hofbüttners Krause.

1723 Appellationsgerichtsrätin Dr. Horn.

1788 Advokat R. Chladny, der das heute noch stehende Wohngebäude „Johannisberg“ erbaut haben soll.

Dann folgen ohne Jahreszahl als Besitzer bei Schubert ein R. A. Bauer aus Dresden; Oberst Trübschler; Herr von Schönberg; Chr. Weinert; Samuel Leitmann und Oberleutnant Kölsch.

1824 Baron von Waderbarth (der sog. Raugraf).

1834 J. Gotthelf Regel.

1863 Ottokar Mardiesen.

Schubert hat sich bei der Aufstellung dieser Besitzerreihe wieder, wie ich schon oft Gelegenheit hatte nachzuweisen, als äußerst unzuverlässig erwiesen und seinen Angaben keinerlei altenmäßige Quellen zugrunde ge-



Witzzug

Höfnitz

legt, vielmehr bei diesen für die Ortsgeschichte doch außerordentlich wichtigen Angaben sich meist nach seiner eigenen Mitteilung a., mündliche Anstöße verlassen. Schon bei meinen früheren Arbeiten und Nachforschungen über die Besitzer von Bad Barth's Ruhe ziel es mir auf, daß eine ganze Anzahl Besitzer dieses Grundstückes auch gleichzeitig Eigentümer des Knohl's nach Schubert's Angaben gewesen sein sollten, ohne daß es mir möglich war, die Richtigkeit dieser Angaben nachzuprüfen. Da kam mir bei meinen Arbeiten im Hauptstaatsarchiv ein Fascikel in die Hände, das unter der Bezeichnung „Erladung und Conforten contra Tronic's Raundorf wegen Steuerrückständen“ (H. St. A. Abt. VIII. Loc. 14032) die Besitzer des alten Knohl's Weinberges von 1545–1787 lückenlos feststellte. Da es sich dabei um Gelegenheiten handelte und das Altenschild einen Extrakt des Steuerarchives darstellte, waren die Angaben desselben, die die Schubert'schen Völlig über den Häusern waren, absolut zuverlässig. Nach demselben waren Besitzer des Knohl's in des heutigen Jehannistberg:

1545 die Stadt Freiberg, die damit einen Rath Nothe befehlet hatte.

1583 Caspar Horn.

1595 Elias Hermann.

1610 Hans Haufold, Raundorf; Hans Bernhardt, Dippelsdorf, Gregor Fenzsch, Raundorf gemeinsam.

1622 Baltus Hauptmann.

1641 Salomon Schmidt.

1661 Heinrich Krüger.

1688 Gottfried Ludwig Vintz.

1710 Gräfin Amalie zu Solms.

1744 Frau App-Gerichts-Rätin Chladenius.

1780 Carl Ernst Chladny.

1787 Joh. Georg Tronic zu Raundorf.

Die weiteren Besitzer fehlen naturgemäß in diesem Altenschild. Sie sind auch für diese Abhandlung, die sich mit dem Berge als Eigentum Paul Knoll's beschäftigt, bedeutungslos. Das Altenschild beweist aber, daß auch der immerhin mögliche Zufall, daß Paul Knoll jemals den seinen Namen tragenden Berg besessen habe, ausgeschlossen ist.

Ursprünglich hat der einberg, obwohl in der Grot Raundorf gelegen, mit der Altgemeinde des Dorfes überhaupt keinen Zusammenhang gehabt, sondern gehörte als selbständiges Leben, als daß er schon 1404 behandelt wird, unter die Jurisdiktion des Rittergutes Niederpohritz und war mit den Steuern im Schocksteuerkataster von Wachwitz aufgeführt. Erst 1801 wurde er in steuerlicher Beziehung dem Dorfe Raundorf zugerechnet.

Das Gasthaus im Wandel der Zeit.

Wie man früher auf der Reise wohnte.

Wenn die Zeit der großen Ferien heran naht, ergiebt sich alljährlich von neuem der Miesenstrom der Touristen nach allen Himmelsrichtungen. Die Reiselust liegt uns modernen Menschen nun einmal im Blut und von unserer Sehnsucht in die Ferne lassen wir uns nicht abbringen.

Nam in vergangenen Jahrhunderten der Reisende spät am Abend ins Wirtshaus zur Rast, so wußte er noch keineswegs, ob

er sein Haupt auch wirklich in Ruhe und Sicherheit hinlegen durfte. Denn mit der Sicherheit in den Wirtshäusern war es nicht weit her, und daß der Fremde abends seine gespannten Pistolen neben sich liegen hatte, war selbstverständlich. Doch auch diese Zeiten bedeuteten nur eine Etappe in der Entwicklung des Gasthauswesens. Von den allerältesten Anfängen der Beherbergung fremder Reisender wissen wir nur wenig; aus Berichten, die sich in Keilschriften und in ägyptischen Hieroglyphen gefunden haben. Sehr viel mehr dagegen ist vom Gasthauswesen bei den Völkern des klassischen Altertums bekannt. Bei den Griechen stand die Gastfreundschaft sehr in Blüte; Persönlichkeiten hatten in anderen Städten Gastfreunde, bei denen sie auf der Reise abstiegen, und die ebenso ihre Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, wenn sie ihrerseits auf der Reise waren. Jeder Schüler kennt aus Schillers „Kranke des Iphigen“ den „Gastfreund in Corinth“, der den ihm teuren Gemordeten ernannt. Aber auch im alten Griechenland gab es schon berufsmäßig betriebene, zum Teil recht läppig und verschwenderisch eingerichtete Gasthäuser an vielbesuchten Handelsplätzen und Badeorten. Bescheidener waren die Herbergen, die ausnahmslos von entlassenen Sklaven geleitet wurden. Dafür mußten sie einen Pachtzins an den Patron zahlen, und als Zeichen der Oberherrschaft des Herrn grüßte vom Porticus des Hauses stets das Wappen des Gastes.

Im römischen Weltreich stand das Herbergs- und Gasthauswesen noch auf weit höherer Stufe der Entwicklung. In den Städten und an den Heerstraßen gab es überall musterhaft geleitete Gasthäuser, deren Wirte eine behördliche Konzession besaßen. Diese Wirtshöfe waren für die römischen Patrizier, deren Eigentum sie waren, einen hohen Zins ab. Welcher Luxus in diesen Gasthäusern herrschte, haben die neuesten Ausgrabungen von Gasthäusern und Trinkstuben in Pompeji wieder gezeigt. Die Römer waren es auch, die in Germanien und Gallien die nützliche Einrichtung der Gasthöfe eingeführt haben. Als sie über die Alpen nordwärts zogen, entstanden auf germanischem Boden die ersten Herbergen. Ein Germane hätte es mit seiner Würde nicht vereinbaren können, ein solches Logierhaus zu leiten. Denn für ihn galt es als eine Schmach, sich die Gastfreundschaft, eine der Haupttugenden des germanischen Volkes, bezahlen zu lassen. So waren denn Jahrhunderte hindurch die Wirte Lateiner. Es hat lange gedauert, bis die Gasthöfe beim deutschen Volk heimisch wurden. Im Mittelalter gewährten die Mönche in ihren Hospizen und Klöstern den Reisenden Kost und Pflege. Die Kaufleute wohnten auf der Fahrt bei befreundeten Handelsgenossen, und die Ritter rasteten auf den Schlössern. Noch im Jahre 1520 klagt Erasmus von Rotterdam in seinem klassischen Reisebriefe bestig über den Mangel an Herbergen in Deutschland. Herbergen gab es auch schon an den weitberühmten Badeorten und Heilstätten. Als Handel und Wandel ihre erste große Blüte erreichten, taten sich auch überall im deutschen Reich Herbergen auf, und die Alder öffneten ihre Tore nur noch Wanderern geistlichen Standes zur Rast. Auch die Schenken und Krüge wuchsen sich zu größeren

Gasthäusern an den Straßen und in den Dörfern aus. Aber nur ungern gewährte man anfangs Unterkunft für die Nacht. Denn Räuber und schlimmes Gesindel trieben sich in jenen ruhigen Zeiten im Lande umher, und der Wirt brauchte nach den Vorschriften nur dem Herberge zu geben, den er für ehrlich hielt. Die Wanderer hausten gemeinsam in dem großen verräucherten Schantraum. Auch der kluge Arzt Guarinerius weiß hundert Jahre später viel Unrühmliches über die deutschen Herbergen zu berichten, in denen man sich die furchtbarsten Krankheiten holen könne und niemals der „weißen oder der schwarzen Plage (Läusen und Flöhen) entgehe. Bisweilen waren auch die Herbergswirte selbst Diebe, Räuber und Mörder.

Meist führte der Reisende seinen Proviant selbst mit sich; denn in den Krügen auf dem Lande gab es nur wenig Genießbares. Eine allgemeine Hebung und Besserung des Gasthauswesens setzte sich erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch, als das Reisen allgemeiner wurde. Paris und London waren die ersten Städte, in denen große Hotels entstanden, und später war es das klassische Touristenland der Schweiz, das das Gasthauswesen zur Blüte brachte.

Messer im Munde von Toten.

Bei der Ausgrabung des Burgwalles zu Göda bei Baugen in der Oberlausitz ist man auf eine Gräberstätte mit 20 Skeletten gestoßen. Im Munde der Toten fand man nun in mehreren Fällen messerähnliche Eisenstücke. Diese Stücke lagen z. T. so, daß sie zwischen dem 6. und ersten Mahlzahn des Oberkiefers förmlich eingezwängt waren und auf beiden Seiten hervorragten; z. T. waren sie von vorn nach der Rachenhöhle zu in den Mund des Toten eingelegt. Diese Art der Totenbeigabe bietet der Forschung ein Rätsel dar, das bisher noch völlig ungeklärt ist. Die Skelette, die über spätlativischen Funden lagen, können nicht älter sein, als etwa 700 Jahre, sind wahrscheinlich aber jünger. Man nimmt an, daß die Messer vielleicht mit dem Vampyr-Glauben zusammenhängen indem man dem Toten gegen diese Unholde eine Waffe in die Hand geben wollte; vielleicht stellen sie auch ein Volksmittel dar, um weitere Pest- und Seuchengefahr zu verhindern. In der „Mischschär“ bittet Dr. Franzel, Baugen, ihm alle Anhaltspunkte mitzutheilen, die sich vielleicht zur Erklärung dieses merkwürdigen Totenglaubens darbieten könnten.

Funfshundert Jahre Seife.

Im Jahre 1924 soll das fünfte Jahrhundert abgelassen sein, seitdem in Savona die Seife erfunden wurde, von wo sie sich nach Genua, Marseille und dann über die ganze Erde verbreitete. Seifenähnliche Produkte sind allerdings schon viel länger bekannt. Die Damen aus der Zeit des großen Römerreiches benutzten bereits ein Produkt aus Fett und Asche, um ihre Haare „auf germanisch“ blond zu färben, und in Pompeji wurde eine richtige Seifenfabrik ausgegraben. Diese alten Seifen waren aber halbfest, sie ähnelten unserer heutigen Schmierseife.

Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezieser des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößchenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6. Schriftleiter: A. Schruth, Kößchenbroda-Maundorf.

Winzerfeste in der Lößnitz.

Von Adolf Schruth.

II.

Das Winzerfest von 1748.

Der kurfürstliche Bergverwalter Zantisch saß in seiner Amtswohnung in der Hoflößnitz nachdenklich am Fenster und blickte über ein großmächtiges Schreiben hinweg. Die würzige klare Herbstluft strich durch die geöffneten Flügel herein und der versonnene Blick des braven Winzermeisters schweifte achlos über die herbliche Herrlichkeit der Lößnitz, die sich zu seinen Füßen ausbreitete. Das gewichtige Schreiben, das vor einer knappen Stunde ein reitender Postknecht aus der Residenz drinnen herangebracht hatte, kam von dem Herrn kurfürstlichen Postkommissarius Trömer und der Bergverwalter wußte schon ungefähr, ehe er ihn öffnete, was der Brief enthielt. Der Postkommissarius verkehrte mit der Hoflößnitz, die mit seiner eigentlichen Amtstätigkeit gar nichts zu tun hatte, immer nur um die Zeit der Weinlese. Weiß der Kuckuck, wie der Postmann eigentlich am kurfürstlichen Hofe drinnen in den Ruf eines vorzüglichen maitre de plaisir gekommen war, aber seit er einmal ein gelungenes Winzerfest veranstaltet hatte, versüßte der Kurfürst immer, wenn er zur Zeit der Weinreise in die Hoflößnitz kam, daß Trömer ihn und seinen Gästen einige Plaisiers mit dem jungen Winzerbolle bei der Weinlese verschaffen solle.

Freilich die Jahre daher war's selten dazu gekommen, daß der Hof sich um die Oktoberzeit im Weinbergsschlößchen unter dem Spitzhause lustierte. Die fatalen Affären mit dem preussischen König, der da so sans facon vor 3 Jahren um die Weihnachtszeit der überraschten Kurfürstin drinnen in Dresden einen unerwünschten Besuch abstattete, hatten dem König-Kurfürsten und seinem festestrotzen Premierminister Brühl den Appetit und die Lust an Vergnüglichkeiten etwas verdorben. Vor zwei Jahren, als trotz des trockenen Sommers der Wein so gut geraten war, hatte man wieder einmal ein fröhliches Winzerfest gefeiert. War doch anno 45 endlich nach der Kesselsdorfer Affäre mit dem Brandenburgischen Furioso ein erträglicher Frieden geschlossen worden, so daß man wieder etwas aufatmen und an Lustbarkeiten denken konnte. Anno 47 aber hatte man keine Zeit für die bescheidenen Feste in dem kleinen Weinbergsschlößchen. Der Kurprinz hatte drunten in München die schöne Kaiserstochter Antonia gefreit und an demselben Tage war in Dresden mit Galaobern und

Prunkfesten die Vermählung der kursächsischen Prinzessin Maria Anna mit dem Bayernprinzen festlich begangen worden. So hatte man keine Neigung für ein Winzerfest in der Hoflößnitz gezeigt, um so mehr, als der Wein 1747 spottschlecht geraten war. Aber dies Jahr sollte die Weinlese wieder festlich begangen werden. Es waren gute Aussichten für den heurigen Jahrgang. Der Wein war geraten und die Stöcke hatten reichen Behang.

So hatte der König-Kurfürst befohlen, daß seiner schönen Schwiegertochter und dem Kurprinzen ein annehmliches Winzerfest mit verschiedenen Plaisiers in der Hoflößnitz geboten werden solle. Und von diesem allerhöchsten Befehle setzte der Brief des Postkommissarius Trömer den braven Bergverwalter in Kenntnis. Er solle vornehmlich besorgt sein, eine Anzahl Burschen und Mädchen aus den Lößnitzdörfern, die zu Weinbergstrodiensten verpflichtet waren, aufzubieten zu den Tänzen und Aufzügen, die zu solchem Weinleseplaisier üblich seien. Dann solle er auch eine annehmliche Winzermusik schaffen, auch nicht der großen Kalebstraube vergessen, die den Herrschaften präsentiert werden solle und für schleunige Instandsetzung der Bauern- und Winzerhabitz für die Musici und Winzer besorgt sein.

Am Morgen des 16. Oktober 1748 rollten über die Dresdener Elbbrücke eine Anzahl kurfürstlicher Karossen nach Alten-Dresden, bogen durch die Meißner Gasse nach dem Weißen Tore zu und fuhren dann hinaus in die herbliche Landschaft. Die bepuderten Kavaliere mit dem zierlichen Salanteriebegen an der Seite, und die reifröckigen Damen amüsierten sich weiblich über die tiefen Bücklinge, die ihnen mit gezogenen Hüften die ehrsamten Bürger von Altendresden als Reberenz erwiesen. Die lustige Fahrt ging an der Elbe entlang, auf der noch ein reges Leben herrschte. Hochmastige Schiffe glitten mit vollen Segeln zu Tal und unten auf dem Treidelspfade zogen unter eintönigem Hoi-hupp Bomätscher des Meißner Zuges eine schwere Bille flufauf. An Neudorf, Pieschen, Trachau vorbei ging die Fahrt. Die Straße mied die Ortschaften, und die beiden Läufer vor dem kurprinzlichen Wagen hatten reichlich zu tun, um die Straße von dummglozendem Hindvieh und schnatternden Gänsehenden frei zu machen; deren Sirten die Pflöglinge vergaßen und mit aufgerissenen Augen die vorüberrollende Pracht anstaunten. Ueberall vor den Dörfern, die am Wege lagen, standen die Bauern, ihren Richten an der Spitze, und brachten dem be-

liebten Kurprinzen und seiner jungen heiteren Gemahlin, von denen man wußte, daß sie nicht zu den Freunden des verhassten Brühl gehörten, ein Vivat zum Gruß dar.

Graf Wackerbarth-Salmour, der ehemalige Erzzieher und nunmehrige Gouverneur des Kurprinzen, machte den Cicero auf der heiteren Fahrt. Bald machte er die Kurprinzessin, die zum ersten Male in die Lößnitz kam, auf das freundliche Kirchdorf Köditz aufmerksam, bald deutete er hinüber zum Hochhäuser Vorwerk mit dem schlanken Spitzhause auf der Höhe der Berge, an deren Fuß das idyllische Hoflößnitzschlößchen, das Ziel der heutigen Fahrt, lag. „Und da draußen“, Wackerbarth wies hinaus in das weite Tal, das sich vor ihren Augen ausbreitete, hinaus zu den Bergen, von denen herab lustig die Fenster eines runden Türmchens in der Herbstsonne blinkerten, „da draußen unter jenem wunderlichen runden Lusthäuschen des Hofbüttners Jakob Krause liegt auch mein Weingut, Wackerbarthens Ruhe, wie es mein Herr Vater selig, der Feldmarschall, der es erbaute, einst genannt hat.“ Die Kurprinzessin erhob sich interessiert im Wagen. „Wenn königliche Hoheit genau hinzublicken belieben, ist auch das Belvedere mit seinem Türmchen deutlich und klar zu erkennen, ein aimables Lusthäuschen, das sich mit seinem Besitzer glücklich schätzen würde, Hoheiten einige amüsante Plaisiers präsentieren zu dürfen, wenn Hoheit an dem heutigen Feste einigen Gefallen finden. Der Kurprinz lehnte aber die liebenswürdige Einladung ab, da er ja sonst auch dem verhassten Brühl wohl oder übel auf seinem mon repos über Kößchenbroda einen Besuch machen müsse, um den der Premierminister ihn schon lange gebeten.

Die Wagen bogen hinüber nach den Bergen, die in strahlendem Herbstschmuck lagen, und um die Mittagszeit fuhr die ganze bunte Hofgesellschaft durch die weitgeöffneten Tore des Hoflößnitzer Weingutes ein, von den Burschen und Mädchen mit lautem Vivat und Hüteschwenken begrüßt. Die neun Winzermusikanten, die festlich in grüne rot verschürzte Wänsfer gekleidet, hohe spitze rot behänderte Hüte trugen, bliesen und stredelten so gut sie konnten einen solennen Lusch zum Willkommen und die beiden Geheimen Kammereräte von Zanthier und von Nimpsch machten mit vielen Bücklingen und Kragsfüßen die Honneurs der Hoflößnitz.

Die anregende Fahrt in der herben Herbstluft hatte den Appetit angeregt und bald erhob sich in dem kleinen niedrigen bunten Saale des Schlößchens ein munteres Tafeln und Pokulieren. Heiter musizierte

die Kurprinzessin, die zum ersten Male hier weilte, die wunderlichen fremdländischen Vogelbilder an der Holzdecke und fand manch lustiges Wort für deren kuriose Namen.

Der alte Böhmer Landwein, der seit anno 1700 in den gewölbten Kellern des Weingutes lag, löste die Zungen der Kavaliere und Damen und mancher Hofherr erhob gar zierlich sein Glas mit amourösen, schmachtendem Blicke gegen das eine oder andere edle Fräulein, das grazios Bescheid tat und hinter kokettem Fächerspiel wurde manches galante Bonmot und manche pikante Bosheit über den oder jenen der Tafelrunde getauscht. Und als der ehrsame Amtsverwalter Schmidt gar die hohen Gäste mit einem zierlich gedrechseltem Carmen begrüßte, das unendlich lang, mit den Versen begann:

Mein Böhmiß, schönsteß Lustrevier,
Ich frage dich, wie könnte dir
Ein größeres Glück widerfahren
Als wenn sich Götter mit dir paaren?
Auf, Böhmiß, denke dankend dran,
Schreib diesen Tag vor andern Tagen
Mit dem, was sich heut zugetragen,
Zum Dank mit Diamanten an:
Denn dieses Festes Seltenheiten
Sind kaum mit Sylben auszudeuten!

Huschte ein molantes und süßsantzes Lächeln über die Gesichter und manche zierlich beringte Hand verbarg ein gelangweiltes Sämen.

Da kam's die gewendelte Treppe heraufgestapft wie schwere Bauernstiefel. Die wappengekrönte Türe flog auf und zwischen den kannelierten Säulen schritten gravitatisch die neun Winzermusikanten herein, zierlich mit Blumen und Bändern gepußt. Voran schritt eine drollige Figur, ein kleiner dicker kurzbeiniger Gesell mit einer riesengroßen Hornbrille auf der Nase, der mit komischer Grandezza sein unförmiges Instrument, die Bodpfeife, bearbeitete. Es waren die Kadizer Adjutanten, die vom Amte das Recht des Musizierens gepachtet hatten und die der dienstfertige Bergverwalter zum Amüsement des Hofes herangeholt hatte. Hinter den Dorfkünstlern her schritt der Bergverwalter selbst mit rebenumwundenem Marschallstab und führte seine „Winzerkompagnie“, junge Winzer im Festhabit mit geschmückten Weinbaugeräten. Mit Mühe und Not gelang es 2 Burschen die aus vielen hundert erlesenen Trauben zusammengeleszte Kalebstraupe durch die niedere Tür zu bringen. Ueberrascht blickte die Kurprinzessin, die den Aufzug noch nicht kannte, die wunderliche Prozession an, die sich nur mühsam in dem vollen Saale vorwärts bewegen konnte. Zum Schluß erschien der maitre de plaisir, der Herr Postkommissar selbst, angebeten in einem „propren französischen Winzerhabit“ mit 6 Paar jungen Winzerinnen und Winzern. Der ganze Zug umschritt einmal die fürstliche Tafel und gab, dann dem französischen Winzer mit seinen Tänzern Raum. Mit zierlichen Schritten umtanzen diese die Tafel und sangen dazu:

Lustig ihr Winzer Sa, Sal
Singet ein Weinbergs Runda.
Böhmiß schenkt süßes Raß,
Bacchus füllt Butt und Faß,
Lustig ihr Winzer Sa, Sal

Und weiter ging der Gesang und Tanz:

Wünscht der Prinzessin Glück
Tanztet durch dinn und dick
Unserer Winzer Zahl,
Grüßt Sie zum ersten Mal,
Wünscht der Prinzessin Glück.

Dabei faßten sich die Paare, den Postmeister in der Mitte, bei den Händen, formierten eine Linie und verbeugten sich bei Nennung des Prinzessinnamens artig und zierlich vor dem fürstlichen Paare:

Sachsens vollkommenste Zier,
Theuerster Churprinz auch dir —
(wieder eine Verbeugung)
Opfert die Weinbergsgeschaar
Sich ganz mit Haut und Haar,
Sachsens vollkommenste Zier.

Nochmals erklang das Runda:

Bringet ein Weinbergsgeschenk,
Ein edles Nebengesent,
Leget es nach Manier
Der Churprinzessin für,
Bringet ein Weinbergsgeschenk.

Mit einer tiefen Verbeugung trat des Bergverwalters Tochter vor und überreichte der Fürstin eine Anzahl aus erwählter Trauben.

Die Prinzessin, der alle diese Dinge etwas Neues waren, amüsierte sich köstlich über die naive, etwas linksche Hulbigung und der Kurprinz, angesteckt von der fröhlichen Laune seiner Gemahlin, sorgte nicht mit freundlichen Beifallsbezeugungen, reichte der jugendlichen Winzerin die Hand und ernannte sie zur „Favoriette“, zur ständigen Begleiterin der Kurprinzessin am heutigen Winzerfeste. Dem beglückten Mädchen färbten sich die Wangen vor Freuden rot und sitfam küßte sie dem fürstlichen Paare die Hand.

Der ganze Zug entfernte sich wieder nach nochmaligem Umschreiten der Tafel und die angeregte Gesellschaft lachte noch weiblich über die Späße, die der kleine dicke Bodpfeifer an der Spitze der Musikanten bot. Dann hob die Kurprinzessin die Tafel auf und das fürstliche Paar begab sich zu kurzer Ruhe in die zu beiden Seiten des Saales liegenden Zimmer. Unten im geräumigen Hofe hatte sich inzwischen eine Menge Bauern aus den umliegenden Dörfern eingefunden, die an den Ergötzlichkeiten, die der Hof dem Volke bot, teilnehmen wollten. Von Wahnsdorf und Reichenberg waren sie herabgekommen, die Serlowitzer und Kaditzer waren da, Kadebeul, Trachau, Pieschen fehlten nicht und aus Kößchenbroda, Raundorf und Zigschewig waren sie gekommen, um etwas von dem Feste zu ergattern. Bald glich der Hofraum einem Dorfplatze zur Kirmerzzeit. Die Musikanten siedelten wader drauf los und das junge Volk stampfte und sprang ausgelassen zu den Weisen der alten Tänze. Die Höhe erreichte aber die Lust, als die Herrschaften im Hofe erschienen und der Kurprinz zusahen. Ein Wettlaufen wurde veranstaltet nach einem hochgespannten Seile, an dem Mützen, Lächer, Rappen und allerlei für das Bauernvolk begehrenswerte Kleidungsstücke hingen. Wie der Witze schossen die 6 Winzerburschen, die zu der Kurzweil vom Postkommissar bestimmt waren, über den ganzen Hof und laut jauchzte der glückliche Gewinner der runden rot ausgefärbte

nen Fuchspelzkappe, die der beste Preis war. Den größten Jubel aber erregte es bei den Zuschauern, als im Hofe eine Strohuppe in dem Gewande einer Bauernfrau, eine Bauernmiede nannten die Leute die Puppe, neben einer sonderbaren Verrichtung aufgestellt wurde. Halb in den Erdboden vergraben waren zwei alte mit Wasser gefüllte Tonnen aufgestellt, deren obere mit großen Löchern durchbohrte Böden auf denselben schwammen. Die Bauern kannten schon den Spaß und sicherten als sich eine Anzahl Mädchen meldeten, die es versuchen wollten, der Bauernmiede den Kranz, den sie auf dem Kopfe trug, zu entreißen und Unwirtschaft auf einen der schönen Gewinne zu erhalten, die der Postmeister Trömer eben auf einem Tische ausbreitete, einen schönen rotflanellenen Rock, ein buntes Nieder, einige silberne Schaumünzen und mehr dergleichen Dinge. Leicht war's nicht, der Puppe den Kranz zu entreißen, die man nur erreichen konnte, wenn man auf einen der schwankenden schwimmenden Fahböden trat. Der maitre de plaisir klatschte in die Hände und schon tiefen zwei der Bauernmädels dem Ziele zu, daß die Köcke nur so flogen. Ein Schrei und eine der beiden Läuferinnen steckte bis über die Knie in dem Wasser drin, unter schallendem Gelächter der Zuschauenden. Mehr Glück hatte ihre Kameradin, die mitten auf den Fahboden geiprunger, der Puppe mit schnellem Griff den Kranz entriß. Aber der tüchtige Holzboden hatte unter dem Gewichte des Mädchens nachgegeben und aus den Löchern schossen dicke Wasserstrahlen auf die glückliche Siegerin, die Mischenaß aber mit frohem Kuße ihren Kranz dem Postkommissar brachte. Noch einige Male wiederholte sich das drollige Schauspiel unter fortwährendem Gelächter der Bauern. Auch die Kurprinzessin konnte sich eines herzlichen Lachens nicht enthalten. Dann verteilte man die Gewinne und jagte das gaffende Bauernvolk vom Hofe, das lebhaft schwaugend und gestikulierend den heimischen Dörfern zuzog. Die Kurprinzessin aber stieg hinauf auf die Höhe der Berge und sah eine Weile den Lefern und Winzern bei ihrer Arbeit zu, während der immer etwas leidende Friedrich Christian die Rückkunft seiner Gemahlin auf dem Altane des Schloßchens abwartete.

Noch ein Besuch in dem Preßhause, wo für die Gäste ein frischer Traubenkuchen ausgeschüttet und gepreßt wurde. Der Bergverwalter kredenzte den neuen Most, der aus der großen klobigen Presse rann, den Gästen und dann brach die Hofgesellschaft auf, um vor Einbruch der Nacht wieder die Residenz zu erreichen. Wieder siedelten und bliesen die Musikanten ihre Stücklein un' unter Vivatrußen, Hüteschwenken und Lächerwinlen rollte eine Kutsche nach der andern durch das große Hoftor den sonst abfallenden Berg hinunter.

Das Winzerfest der Hoflöbniß war für dieses Jahr wieder einmal vorüber und der Bergverwalter dankte im Stillen dem Himmel, daß alles so gut abgelaufen. Auf der Landstraße nach Dresden aber spielte an jenem Abende die heimtückischen Geister des Hoflöbnißer Mostes manchen der zierlichen Hofherren einen bösen Streich und zum großen Entsetzen sah manch eine der Damen ihren Kabalter alle Kontenance verlieren und aus dem plötzlich anhaltenden Wagen verschwinden.

Die guten Dresdener aber lasen einige Zeit darauf in der Historischen Korrespondenz von Kuriosis Saxonica des Petro George Mohrenthal, der „auf der Frauen-Gäß“ einen „Bücher- und Disputations-Laden“ hatte: Am 16. October 1748 geruheten Thro Königl. Hoheiten der Churprinz mit Dero Durchl. Frau Gemahlin in hoher Gesellschaft derer Königl. Prinzen Kaver und Carls Hoh. Hoh. wie auch in Begleitung verschiedener Dames und Cavalliers die Weinlese in der Königl. Hof-Lößnitz zu besuchen. Und weil Thro Königl. Hoh. die Chur-Prinzessin diesen Ort das erste mahl mit höchster Gegenwart beehrte, so war hohe Verfügung geschehen, deroselben einige Plaisirs mit jungem Winzervolk zu machen. Die Direction hiervon hatte abermahl wie Anno 1746 der Königl. Herr Post-Commissair Trömer.

Der Weinbau in der Lößnitz: „Einst und jetzt.“

Von C. Arendts, Niederlößnitz.

Die Geschichte unseres Lößnitzer Weinbaues läßt sich sicher bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückverfolgen. Zwar verlegt die Sage die Anfänge der hiesigen Rebenkulturen in weit frühere Zeiten, läßt sogar die sorbischen Siedler schon an den Bergen Wein pflanzen, altenmäßige Belege sind jedoch vor Ausgang des 13. Jahrhunderts nicht zu finden.

Am 19. October 1286 verließ Bischof Withego I. von Meißen zwei, in Köhschenbrodaer Flur gelegene Weinberge, an das Hospital in Dresden und wie aus den Lehnbriefen hervorgeht (Codex dipl. Sax. reg.) besaß das Hochstift Meißen den größten Theil, der wegen des trefflichen Weines berühmten Köhschenbrodaer Weinberge. Um 1373 besaß der Burggraf zu Dohna hiesige Weinberge, und Markgraf Wilhelm überließ 1405 den Weingarten der Familie Große in Koczischebroda, dem Bischof von Meißen. — Das erste Verzeichnis der sogenannten Weinberge im kurfürstlichen Besitz, der Kurberge, stammt aus dem Jahre 1547 und nennt den Bischofsberg mit 50 Pfahlhausen, Hauspergl mit 60, Gleimsberg mit 25, Bauerberg mit 22, Kelenitz mit 50, Sandleite mit 36, Klaus und Sturmburgerberg mit 75, Nieder-Edenberg mit 75, Pfüznersberg mit 5, Obere-Edenberg mit 70, Monchberg oder Hinder-Lampe mit 40, Sander oder Border-Lampe mit 40, Ober-, Mittel- und Nieder-Lesenitz mit 50 Pfahlhausen (ein Pfahlhausen gleich 24 Schritt im Gebiert. Um 1538 erließ Churfürst Christian I. eine Weinbergordnung, welche dem Weinbau weitere Wege bahnte. Nicht in einem Boden, welcher durch Getreidebau ergiebiger und nutzbarer gemacht werden kann, soll man Reben pflanzen (altes Sprichwort: „Wo der Pflug kann gehen, soll kein Weinstock stehen“), sondern unfruchtbaren Sand, kahle Felsen, steinige Gebirge sollen gezwungen werden, den üppigsten Weinstock zu tragen. Das waren damals Grundsätze für den Weinbau. Stetige Erweiterungen wurden angestrebt, so kamen um 1588 weitere Weinberge, mit bester Sonnenlage und Bodenbeschaffenheit, wie z. B. der Zellische Berg, unter der Kriedensburg, hinzu. Auch

die nachfolgenden Regenten Sachsens waren beflissen, die Dominiatweiberge zu vergrößern. Die Verwaltung dieser weit auseinander liegenden, von Borsdorf bis Zitzschewitz verteilten Weinberge war sehr erschwert und umständlich, deshalb wurden mit Beginn des 17. Jahrhunderts die entfernt liegenden Weinberge verkauft und solche dagegen erworben, welche in nächster Nähe der Hoflößnitz lagen; z. B. so findet man um 1630 die Hoflößnitz durch Kurfürst Johann Georg I. durch Zukauf naheliegender Bauernberge vergrößert. Johann Georg II. und III. setzten den Ankauf fort und tauschten auch günstig gelegene Weinberge gegen solche entfernter liegende um. August der Starke war besonders eifrig bemüht, seine Dominiat-Weinberge, namentlich die der Hoflößnitz, zu einem geschlossenen Ganzen abzurunden, er erwarb den sogenannten Wolframmsdorfer Weinberg (1710), welcher rings um's Spitzhaus lag. 1732 bis 1767 wurden durch Rodungen einiger „wüster Zeiten“ an der Platte, bei der Kurprinzenmauer etc., die Weinberge vermehrt, so daß die Hoflößnitz aus folgenden Stücken bestand, welche bis 1889 unverändert blieben: „Den Bauerbergen, den vier Eckbergen, dem Fischerischen Teil, dem ganz Landischen Berg, dem goldenen Wagen, der Kurprinzenmauer, dem Mühlberg, dem neuen Teile, der Platte, der Prinzenmauer, den Preßteilen (Ober-, Mittel- und Nieder-Lößnitz), dem Westischen Teile, dem Wolframmsdorfer Berg, dem Württembergischen Teil, dem Zellischen und Ziglerischen Berg. König Friedrich August unterstützte den Weinbau in jeder Weise, so auch durch Bestätigung der im Jahre 1799 gegründeten Weinbau-Gesellschaft. Die Gesellschaft war für die Förderung des Lößnitzer Weinbaues von großer Bedeutung. Sie errichtete 1812 in den Königl. Weinbergen bei Zschendorf eine Reb- und Winzerschule, deren Schüler sogar vom Militärdienst befreit waren. Der harte Winter 1813 vernichtete die Rebschule gänzlich, die Kriegsjahre unterbrachen die Tätigkeit der Gesellschaft, wie überhaupt die Durchmärsche der Kriegstruppen von 1809 bis 1815 dem Weinbau sehr hinderlich waren und viele Bergbesitzer in ihrem Eifer erschlagen ließ. Von 1836 ab hatte die Gesellschaft in dem Kammerherrn von Carlowitz einen für den Weinbau sich außerordentlich interessierenden Vorstand, der selbst Besitzer einer bedeutenden Sortimentz- und Rebschule war. 1840 hielt diese Weinbau-Gesellschaft das bekannte Winzerfest in der Lößnitz ab.

Ruhig, aber sicher schritt der Weinbau in unseren Lößnitzbergen weiter und brachte zum Herbst, zur Mostzeit, stetig neue Fremde hierher. Ende 70, Anfang 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts war aber ein Rückgang für den Kenner zu bemerken und wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte die 1883 am 20. Februar erlassene amtschauptmannschaftliche Bekanntmachung: „Einschleppungsgefahr und Abwehr der Reblaus betreffend“, 1884 wurde dann auch schon das erste Auftreten der Reblaus in Weinböden beobachtet und 1887, den 23. August, erfolgte die erste Bekanntmachung über das Vorhandensein der Reblaus in unseren Lößnitzbergen. Nun folgten Anzeigen auf Anzeigen, so daß binnen kurzem die ganzen Lößnitz-Weinberge Reblaus behaftet, Reblaus

verdächtig erschienen. Es war eine schwere Zeit für den Weinbergbesitzer und Winzer, wenn die Kolonnen angerückt kamen. Erst waren es die Luper, welche sich einstellten, bald erscholl der Ruf „Lauß!“ und der Weinpflahl wurde zum Zeichen mit Ralf angestrichen, immer öfter wiederholte sich der Ruf und nicht lange dauerte es, so waren mehr weiße als nicht gezeichnete Pflähle im Berg. Dann stellten sich die Zähler und Herbeingrenzer ein, diese grenzten den infizierten Berg mit Draht ab, gaben dem Herd durch Warnungstafeln eine Nummer, zählten gesunde wie befallene Stöcke und gaben dieses Resultat den nächstfolgenden Abschätzern, welche den Wert der Ernte, wie den der gesunden Stöcke feststellten. Hiernach wurden in einem abgehaltenen Termin mit dem Kalamitosen die Entschädigung festgesetzt. Sodann stellte sich die Vernichtungskolonnen ein, welche mit Feuer und Schwert viel hundertjährige Mühen und Arbeit in kurzer Zeit vom Erdboden verschwinden ließ. 1889 wurden die Königl. Weinberge der Hoflößnitz sowie die Eckberge in Niederlößnitz verkauft. Heute sind die Berge von Straßen durchzogen und wo der Winzer jahrhundertlang mit Karst und Hacke gewaltet, sind Aufforstungen, Obstanlagen und Willen entstanden. 1887 umfaßte der Lößnitzer Weinbau ca. 150 Hektar. 1910 waren kaum 30 Hektar Weinbestand vorhanden. Die Erdbeerzucht trat an Stelle der Weinpflanzungen. Nach dem Kriege setzte jedoch da und dort eine Wiederbelebung des Weinbaues ein und heute scheint es als wenn der alte Lößnitzer Weinbau seinen Jahrhundert alten Ruf langsam wieder zurückgewinnen wollte.

Lößnitzer Weinbergsnamen — Lößnitzer Geschichte.

Den Geschichtsfreund, der in fleißigem Forschen und Suchen den Jugendtagen seines Heimatortes, den Schicksalen seiner heimatischen Landschaft nachspürt, der sich versenken will in die fernen Tage des Ursprungs der ländlichen Orte, verlassen gar bald die breiten Wege ausführlicher Chroniken und sicherer schriftlicher Ueberlieferungen. Fließen anfänglich die Quellen der Ortsarchive und Kirchenbücher reichlich, so rinnen diese Quellen, je weiter der Freund der Heimatgeschichte sich von der Gegenwart entfernt, spärlicher und spärlicher, um meist wenigstens in unserer im Laufe der Zeiten so oft von kriegerischen Ereignissen heimgesuchten Gegend, um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, ganz zu versiegen.

Wohl führen uns in den großen Sammelpunkten geschichtlichen Wissens, in den Stadt- und Staatsarchiven die schriftlichen Zeugen vergangener Zeiten weit in die graue Vorzeit unseres Vaterlandes zurück, aber auch da treten, je weiter man in der Zeit rückwärts schreiet, die Schicksale der kleinen unbedeutenden ländlichen Ortsgeschichten zurück vor den großen geschichtlichen Faktoren. Und wenn wirklich einmal in fernster Zeit der Name eines Dorfes in einer der alten Urkunden vorkommt, so ist es meist nur ein kurzes Auftauchen aus dem Dunkel der Geschichte, das uns zwar Zeugnis von der Existenz des einen oder anderen Dorfes in frühen Jahrhunderten gibt, uns aber in ganz seltenen Fällen einmal

Einblick nehmen läßt in innere Verhältnisse desselben. So tritt z. B. Raundorf 1144 aus dem Dunkel der Vorzeit heraus, als Streitobjekt zwischen der Kirche und der weltlichen Macht und erst nach reichlich einem Vierteljahrtausend berichtet uns im Jahre 1397 wieder einmal eine Urkunde mit Sicherheit von demselben Raundorf, um das sich Schwert und Krummstab im 12. Jahrhundert stritten.

Ähnlich ergab es sich mit Kößchenbroda, von dessen Existenz wir 1271 zum ersten Male erfahren und das seine erste Erwähnung in Urkunden dem in seiner Nähe an den Löbmitzbergen betriebenen Weinbau verdankt. Weiter aber zurück als mit den schriftlichen Beugnissen gelangt der Geschichtsfreund in die Vorzeit seiner Heimat, seines Dorfes an der Hand der Namen, die unsere Urkunden einfließen, als es noch keine Grundbücher mit ihren wesenlosen Nummernbezeichnungen gab, den einzelnen Teilen ihrer Feld-, Busch- und Bergfluren beilegte. Sie erzählen mit ihren Geschwistern den Ortsnamen dem Kundigen allerlei von den Verhältnissen der alten Dörfer und wer an der Hand eines sachkundigen Führers die alten Flurbücher ländlicher Gemeinden durchflüßert, dem enthüllen die Namen der einzelnen Felder, Berge usw. eine Menge Dinge, wovon die Akten und Chronika schweigen.

Auch die vielen jetzt meist vergessenen Namen der Weinberge unserer Löbmitz berichten allerhand von früheren Zeiten unserer engeren Heimat, wonach wir vergeblich in Büchern suchen würden. So erzählt uns der Name der Löbmitz selbst, der ja ursprünglich nicht der Tallandschaft, wie heute eigen war, sondern der an jenem Berge an der Hohenzollernstraße haßte, von den Zeiten, in denen die Berghänge noch mit Wald und Busch bewachsen waren und noch nicht wie später Weinberge trugen. Als einen mit Busch bewachsenen Berg kennzeichnend, erklären die Sprachforscher den slavischen Namen. Busch und Holz an den Abhängen der Berge! Wir sehen die Frohnbauern im Schweiße ihres Angesichts den Wald roden, die Hänge urbar machen, neues Land schaffen für den Weinbau auf jenen Stücken, die als „Kobelländer“ und „Kauländer“ lange Zeit von dieser Kulturtätigkeit erzählten. Und wenn wir hören, daß 1236 im Kößchenbrodaer Gebirge der „Altenberg und der Pfaffenberg“ für 80 Mark Silber verkauft wurden, so sagt uns der Name des ersteren, daß er einer der frühesten in Kultur genommenen Berge gewesen ist, da er schon um diese Zeit als der „alte Berg“ bezeichnet wird. Die Kirche, das Meißner Bistum, war wohl der älteste Besitzer der Weinberge, denn der Pfaffenberge, Bischofsberge, Mönchsberge, Kirchberge gab es frühzeitig verchiedene an den Höhen von Trachau bis Zitzschewitz. Aber der Krummstab konnte und wollte nicht alle die Berge und Berglein im Besitz behalten. An geistliche und weltliche Lehnsleute gab der Meißner Bischof die Berge zu Lehn. Die Spittelberge über Kößchenbroda, die früheren Lezmitz-, Alten- und Pfaffenberge berichten mit ihrem Namen, daß sie einst dem Dresdner Maternihospital, dem Spittel zugeeignet wurden. Und daß auch das geistliche Brückennamt, jenes Katsamt von Dresden, das mit der Verwaltung der Kreuz-

kirche und der alten Elbbrücke betraut war, Eigentümer von Löbmitz Weinbergen war, davon unterrichtet der Name des Brückenberges. Edle Geschlechter wurden Besitzer Löbmitz Weinberge, Dresdner Patrizier erhielten in den Kößchenberger Weingebirgen Weingüter. Der Zigel, der Liborius, der Kynast, der Umann, der Küchenmeister, sind Bergnamen, die davon Kunde geben, daß die Träger jener Geschlechtsnamen einst „Bergherren“ in der Löbmitz waren. Das Carlowikische berichtet uns, daß auch jenes meißnische Adelsgeschlecht derer von Carlowitz einen guten Tropfen in der Löbmitz erbaute.

Ob freilich die Vorberge, die der heutigen Dorfstraße ihren Namen gegeben haben, mit dem alten halb sagenhaften Elvenvor, der in unserer Gegend gelebt haben soll, etwas zu tun hatten, ist sehr fraglich. Zwanglos erklären sich diese Vorberge wohl als Bauernberge, Burberge, wie sie noch im 17. Jahrhundert genannt wurden. Und wie die Vorberge uns von Wandlungen in unserer Muttersprache erzählen, so tut es auch ein anderer Bergname. Jene Eintalung an der Friedensburg, die die heutige Burgstraße einnimmt, jene „Berbe“ trug noch im 17. Jahrhundert offiziell den sogar noch auf amtlichen Landkarten bezeichneten Namen, der, heute im gesellschaftlichen Sprachgebrauch verpönt, nur noch ab und zu in Männerkreisen gebraucht wird.

Heute ist die Art Geschichtsschreibung, die sich in Flur- und Bergnamen äußert, fast erloschen. Die amtliche Katastrierung macht die namentliche Bezeichnung einzelner Besitzstücke überflüssig und nur ab und zu einmal hält irgend eine private Anlage in der Landschaft den Namen einer Begebenheit oder einer Person für die Nachwelt fest.

Aus der Kinderzeit des heutigen Kößchenbroda.

Von Otto Thienemann.

Anno dazumal, als der jetzige Bahnhof Kößchenbroda nur erst ein Haltepunktchen der Leipzig-Dresdner C.-B. war und als noch einem hiesigen Jahrmärkte jedesmal unsere gesamte Umgegend mit aufgeregter Spannung entgegen sah, da war die Tätigkeit einer sorglichen Hausfrau in gar mancher Beziehung anders zu beurteilen als heute. „Hör, mein Junge, willst du nicht mit der Schiebkarre mal ins Dorf fahren? Wir brauchen zu morgen allerlei für die Wirtschaft!“ — So lautete die Einleitung und Einladung zur Einkaufsreise. Was noch vor 60 Jahren der Einwohnerschaft vor und auf den Bergen, bis nach Lindenau mangelte, war ein Kaufladen, von dem man beziehen konnte, was man nicht selbst erbaute. Selbst fein Schwarzbrot holte man sich auf dem Schiebock unten im Dorfe, wozu möglich gleich mehrere zu 10 Pfd. (Uebrigens sind die früher viel benutzten Schiebkarren auffallend schnell im Straßenbilde verschwunden, sogar für Gras- und Reisigladungen.) Für Kolonialwaren gab es nur zwei Geschäfte in ganz Kößchenbroda, die Firma Jessing, Hauptstraße 48, und Robert Stiefel, gegenüber dem Pfarrhause. Der Apotheker führte nebenbei allerlei Feinkost-, Gewürzwaren und Süßfrüchte und wohnte gegenüber der Uferstr., wo gegenwärtig der

Lindengarten seine Gaststube hat. Als in den 60er Jahren Herr Langemann beim Bahnübergange einen Laden aufmachte, wurde er Jahre lang nur „der neue Kaufmann“ genannt. Für's Holen eines Zuckerrutes und anderer Einkäufe bekam der kleine Schiebocksmann seine 2 oder gar 3 Pfennige; doch die Hauptsache war ihm der Zuckerringel, den er vom Kaufmann als Beamtenbefreiung einheimste. Jeden Morgen trug die „Semmel-Gemma“ einen Tragkorb voll Weißgebäck hinauf zu den verschiedenen Berggassen; wogegen allsonnabendlich eine Frau aus dem Rietschegrund mit feinerem Kaffeegebäck, das sie zu Fuße aus Meißen holte längs der Berge kauften ging. Im Hausrathhandel erkand man auch Hausleinen, Tücher, Bürsten, Kissen, Mauersäulen, erzgebirgische Holz- und Eisenwaren, Hamburger Bratheringe und manches andere. Leierkastenmänner mit und ohne Murrelter trugen uns die neuesten Schlager vor. Wer aber neue Witzblätter lesen wollte, fand auf jedem Jahrmärkte frisch importierte Münchener Bilderbogen, schwarz oder bunt gedruckt. So etwa sah das heutige Kößchenbroda in seinen Kinderjahren aus!

Schön Gretel ein im Rebentranz.

Ein Weinsied.

Bertont von Hans Balthr.

Nun reich mir mein Mädchen das Saitenspiel zur Hand,
Und stimm in mein Liedel mit ein.
Noch liegt rings im schimmernden Sonnenschein das Land,
Am Rebstock läutert der Wein.
Schön Gretel ein im Rebengewind,
Wie ist doch das Leben so reich.
So lange wir Beiden noch jungfröh sind
Kommt uns kein Königspar gleich.

Noch glänzt uns die Sonne am blauen Himmelszelt,
Noch schimmert kein Reif uns im Haar,
Noch liegt vor uns lockend die weite weite Welt,

Und heut alle Freuden uns dar.
Schön Gretel ein im goldenen Haar,
Ich bring dir den Becher mit Wein
Und reichst du die Lippen zum Kusse mit dar,

Kann keiner wohl fetiger sein!

So grüßen wir fröhlich im Jugendübermut

Rink rank! den herrlichen Tag,
Es perlt uns im Becher das goldene Rebenblut,

Nun komme, was kommen mag!
Schön Gretel ein im Sonnenschein
Mein Schatz im Rebengerank,
Stimmt mit in das lustige Liedel ein,
Das mir aus der Seele sprang!

Neigt einst sich der Tag, wenn das Dunkel niederfällt,

In das keine Sonne mehr scheint,
Wenn klagend vom Kircklein die Sterbeglocke klingt,

Blauäugel ein um mich weint,
Dann nimm das bunte Rebengerank
Wohl aus deinem lockigen Haar
Und bringe den Kranz als letzten Dank
Dem Sänger, dem schlummernden dar.

Die Elbaine

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaine“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößschenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6. Schriftleiter: U. Schruth, Kößschenbroda-Naundorf.

Aus einem alt. Kößschenbrodaer Schultagebuche.

Von Alfred Finkerbusch.

Es war am 31. Mai 1805 um die Mittagsstunde, da kündete die Sturmglocke den Ausbruch eines gewaltigen Schadenfeuers, des schlimmsten, das unseren Heimatort je heimgesucht. Im Grundstück des Gutsbesitzers Gottlob Hoffmann züngelten die Flammen zum Strohdach hinaus; gefräßig griffen sie um sich, und bald waren die „Sommerseite“ der Hauptstraße, die Vorwerkstraße, sowie der größte Teil des damals noch selbständigen Dörschens Fürstenhain ein einziges Feuermeer. Das Menzelsche Gut (Hauptstraße 26) blieb wie durch ein Wunder verschont, „besprochen“ von Zigeunern, denen der mitleidige Besitzer einst Unterkunft gewährt hatte. Am Abend des Unglückstages lagen 58 Wohngebäude und 32 Scheunen in Schutt und Asche, darunter das Schulhaus, das sich damals am Markt (Nummer 9), gegenüber der Oberschenke erhob. Die Grabstellengelber, sowie die Tauf- und Kommunion-Kannen verbrannten mit; ebenso wurden auch sämtliche Listen, Tagebücher, etwaige Akten usw. vernichtet, die nach der „Erneuten Schulordnung für die deutschen Stadt- und Dorfschulen der Churfürstlichen Lande“ (vom Jahre 1773) schon damals zu führen waren. Verschluttet waren damit alle Quellen, die Aufschluß über das Schulwesen unseres Heimatortes in früheren Jahren geben konnten.

Günstiger gestaltn sich die Verhältnisse für den Chronisten vom Jahre 1805 an, und das verdanken wir dem Lehrer, der im neu erbauten Schulhaus — es steht noch heute und gehört jetzt dem Herrn Tischlermeister Beter — die Jugend des Ortes unterrichtete und erzog. Es war der Kantor Benjamin Christian Weber, geb. am 30. September 1766 zu Constappel und 1791 daselbst zuerst angestellt. Der verdiente Mann starb am 5. Juli 1830 und liegt hinter der Sakristei unserer Kirche begraben.

Kantor Weber hat im reichsten Segen in Kößchenbroda gewirkt; ein Mann von hohem Pflichtgefühl und eifernem Fleiße, ist er ein lebendiger Beweis dafür, daß bei der Erziehung die Persönlichkeit des Lehrers alles ist; denn seinem Bildungsgange nach war Weber für sein Amt in wissenschaftlicher und methodischer Hinsicht nur ungenügend vorbereitet. Ein Seminar hat er nicht besucht. In Frage könnte nur die 1787 in Dresden-Friedrichstadt gegründete Lehrer-

bildungsanstalt kommen, deren Schüler aber Weber nicht gewesen ist, wie aus einem Verzeichnis sämtlicher Zöglinge des Seminars hervorgeht, enthalten in der Jubiläumsschrift des Direktors Otto: „Die Schule und das Schullehrer-Seminar zu Friedrichstadt-Dresden von 1785 bis 1835“. Weber hat sich also durch Hospitieren und Privatunterricht bei einem Lehrer — vielleicht dem seinen Heimatortes, wo er auch die erste Anstellung fand — das nötige wissenschaftliche Rüstzeug für seinen Beruf erworben, hat sich vertraut gemacht mit der besten Methode „in Ansehung des den Kindern zu erteilenden Unterrichts samt den mancherlei Vorteilen, wodurch solcher, auf Seiten der Lehrer sowohl, als auch der Lernenden, erleichtert und angenehm gemacht werden kann“. (Erneuerte Schulordnung vom Jahre 1773.)

Neues Leben blühte aus den Brandruinen! Noch im Jahre 1805 ward die Schule an ihrem früheren Platze wieder aufgebaut und am 28. Oktober eingeweiht. Kantor Weber legte ein Schultagebuch (Lektionsbuch) an, das uns nicht nur über die Schulorganisation und den Betrieb des Unterrichts belehrt, sondern auch interessante Beiträge zur Orts- und Weltgeschichte enthält. Welch reiches Leben blüht dem Kundigen aus den vergilbten Blättern auf! Auch damals schon blickten die Begebenheiten der stürmischen Zeit, wie die kleinen Geschehnisse der Heimatgemeinde durch die Fenster in das Schulzimmer, in dem Kantor Weber (mindestens am Mittwoch und Sonnabend) gleichzeitig alle Schulkinder von Kößchenbroda unterrichtete! Unser Heimatort hatte mit der Weinbergsgemeinde, dem heutigen Niederlöbnitz, vor 100 Jahren (1803) nach Leonhardi, Erbbeschreibung der kurfürstlichen und herzoglich sächsischen Lande, 715 Einwohner; das damals noch selbständige Dörschen Fürstenhain zählte deren 116. Da nach der Statistik zirka 17 Prozent der Bevölkerung Schulkinder sind, müßten demnach 140–150 Kinder die hiesige Schule besucht haben. Dieses rechnerische Ergebnis wird durch Webers Aufzeichnungen im Tagebuch bestätigt. Bei der Schulbrüung am 1. Oktober 1822 waren 154 Kinder anwesend; am 9. April 1823 betrug ihre Zahl 152, 1817 am 13. Februar, 136. Auf der Innenseite des Tagebuchdeckels sind die Namen der Kinder, die am 28. Oktober 1805 ins neue Schulhaus einzogen, mit Bleistift angegeben; wahrscheinlich stellt diese Aufzeichnung die Sitzreihe dar. Interessant ist's, die Bodenständigkeit mancher Geschlechter in Kößchenbroda an der Hand dieses Verzeichnisses

nachzuweisen; da lesen wir die Namen Wirthgen, Große, Menzel, Kiese, Trmer, Müller, Claus, Schließer, Lohse, Häbold, Betersz usw.

Die Kiezenzahl der Schüler sollte in einem Raum, der kaum 70–80 Kinder faßte, früh von 7–10 Uhr, resp. von 8 bis 11 Uhr, und nachmittags von 12–3 Uhr gemeinschaftlich Unterricht erhalten (so wollte es die „Erneuerte Schulordnung“ von 1773), die 3 in Kößchenbroda bestehenden Klassen waren Abteilungen. Erst das „Generale“ vom 5. März 1805 bestimmte, „daß überall, wo es die Lokalverhältnisse nur immer gestatteten, die Schuljugend nach ihren Fähigkeiten in zwei Klassen abgefordert und einer jeden Klasse in besonderen Stunden der ihren Fähigkeiten angemessene Unterricht erteilt werden solle“. Doch ist diese Teilung zu Kantor Webers Zeit nicht eingeführt worden; die 140 Schüler saßen in einer Klasse zusammen mit der Modifikation, daß die kleineren Kinder oft den Weg zur Schule erst eine Stunde später antraten als die größeren, deren Unterricht bisweilen außergewöhnlich zeitig begann; so lesen wir am 7. Juni 1815 im Tagebuch: „Heute ging die Schule um 6 Uhr an, es waren 48 Kinder da“.

Zum Glück — so muß man wohl sagen — war der Cötus selten vollzählig versammelt! Zwar hatte das schon erwähnte „Generale“ vom 4. März 1805 den Schulzwang eingeführt; es belegte sogar, wenn ein Kind im Laufe eines Quartals über acht Tage hintereinander ohne hinreichende Ursache die Schule versäumte, die Eltern, Vormünder, Dienst- und Lehrherren das erstemal mit dreitägigem, in jedem Wiederholungsfall mit sechstägigem Gefängnis; doch blieb diese Bestimmung auf dem Papier stehen wie so manche andere, bezüglich deren eine 1791 erschienene Schrift: „Ueber die höchstnötige Verbesserung der kurfürstlichen Dorfschulen“ sagt: „Sie sind schön, iene Verordnungen und Gesetze, sind sind vortrefflich . . . es wird aber gewiß keine einzige Schule in unserm Lande ganz und pünktlich darnach eingerichtet und gehalten.“

Auch in Kößchenbroda wiesen die Schulkänke oft gewaltige Lücken auf, ja bisweilen standen sie fast ganz leer, namentlich während der Getreideernte, da nach dem „Generale“ während dieser Zeit der Unterricht für die größeren Kinder 4 Wochen lang auszusetzen war, jedoch so, daß sie wöchentlich einige Stunden die Schule besuchten, während die unter 10 Jahre alten Schüler auch in der Erntezeit täglich zum Schulhaus pil-

gern sollten. So schwankte denn die Schülerzahl bisweilen in ganz unerhörter Weise. Im Juli 1813 zählte Weber einmal 18 Kinder, dann 41, 45, 16, 16, 30, 49, 33, 23, 49, 19, 50, 66, 76!!! Im Jahre 1818 findet sich die Bemerkung: „Bis zum 1. August waren stets äußerst wenig Kinder da, 8—10, 15—18 aus der 1. Klasse“. Naturgemäß litten die Leistungen der Kinder sehr durch den ungleichmäßigen Schulbesuch; deshalb mag ein freudiges Lächeln über Webers Gesicht gehuscht sein, als er am 23. November 1814 ins Tagebuch eintragen konnte: „Das erste Mal 102 Kinder in der Schule!“ Außer während der Getreideernte blieben die Kinder auch bei anderen Gelegenheiten dem Unterricht oft fern, wie aus folgenden Bemerkungen hervorgeht: „Da diese Woche die Weinlese anging, waren sehr wenig, oft nur 8—12 Kinder aus der 1. Klasse zugegen“. — „Es waren nach dem Examen (6. Oktober 1828) sehr wenig Kinder zugegen, weil die Erntefeste anging.“ — „Wegen der strengen Kälte sehr wenig Kinder da“.

An den Unterricht, der vor 100 Jahren in unserer Schule erteilt wurde, dürfen wir natürlich nicht den modernen Maßstab legen. Der Lehrplan umfaßte Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, wozu später noch die Realkien kamen, gemeinnützige Kenntnisse, auch Nebenvollständnisse genannte. Vom Singen sagt weder die „Erneuerte Schulordnung“ etwas, noch ist anfangs in Webers Tagebuch ein Hinweis auf eine Gesangsstunde zu finden; erst vom Jahre 1816 an werden gelernte Choralmelodien ins Lektionsbuch eingetragen. 1823 ist eine Arie geübt worden: „Daß unser Gott uns Leben gab“, sowie ein Volkslied: „Da kommt ja der liebliche Mai“, das einzige, das das Tagebuch erwähnt.

Von Realkien ist in den ersten Jahren gar keine Rede. 1810 hat Weber Wien und die Donau behandelt, wie wir aus einem diktierten Briefe erfahren; ferner scheint er aus Maß Geographie hin und wieder etwas vorgelesen zu haben. Aus einer „Jugendzeitung“ bietet der Lehrer seinen Schülern einen Artikel über sonderbare Speisen verschiedener Völker. — Auch Geschichte wurde anfangs nur sporadisch getrieben. Luthers Leben und das Zeitalter der Reformation behandelte Weber in den Jahren 1816 und 1817, als man sich anschickte, die 300. Wiederkehr des Thebanenschlages festlich zu begehen. Ueber den Verlauf der Feier in Rößschenbroda enthält das Tagebuch einen langen Bericht in Form eines Diktats, in dem es u. a. heißt: „Nach der Predigt und gesprochenem Segen las der Herr Kantor Dr. Luthers Lebensgeschichte vor, was allen sehr wohl gefallen. Es war eine außerordentliche Menge Menschen in der Kirche, und der Gottesdienst wurde mit sehr großer Freude beschloffen, er wird uns allen in sehr freudigem Andenken bleiben.“ — Später stellte sich das Lesebuch in den Dienst des realistischen Unterrichts; doch erst 1820 führte Weber das Lesebuch Eckhardts ein, jenes Kantors in Lausa, den Kugelgen in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ als einen „hochgewachsenen, wunderschönen Greis“ schildert. Das Lesen war in diesem Falle Lehrmittel, nicht Unterrichtsgegenstand, genau wie im Religionsunterricht, obgleich sich schon damals energische Stimmen gegen diese Methode wendeten. So forderte Pastor

Niemann, ein eifriger Förderer des Schulwesens, daß man endlich aufhören möge, die Bibel als Lesebuch zu verwenden, und schlug sogar schon zum Gebrauch im Religionsunterricht einen Bibelauszug, ein biblisches Lesebuch vor.

Das Lesen als Unterrichtsgegenstand wurde hauptsächlich auf der Unterstufe getrieben, nachdem es nach der schrecklichen Buchstabiermethode mühsam erlernt worden war. Weber prägte also zuerst die Namen der Buchstaben ein und lehrte dann die Aussprache derselben in Silben und Wörtern, wobei die Kinder die Entdeckung machten, daß die Buchstaben ganz anders klangen, als sie hießen. Ob Weber auch, um den Leseunterricht schmackhaft zu machen, die Buchstaben baden und essen ließ, wie Vase-dow, davon meldet das Tagebuch nichts! Dagegen enthält es im Jahre 1823 die hochbedeutende Notiz: „In dieser Woche (11. bis 16. August) habe ich die stehende Wandbibel von Stephani angeschafft und darnach unterrichtet“. Weber hatte den Schritt zur Lautiermethode getan, denn Stephani war der Schöpfer dieser Art und Weise des Lesens. In seinem: „Kurzen Unterricht in der leichtesten und gründlichsten Methode, Kindern das Lesen zu lehren“, forderte er, daß vom reinen Lautworte des Buchstabenzeichens ausgegangen werden müsse. Leider fehlt jede Notiz darüber, ob Lehrer und Schüler sich schnell mit der neuen, ungewohnten Methode befreundet haben.

Auf der Oberstufe traten an die Stelle des Lesens, das hauptsächlich im Religionsunterrichte weiter geübt wurde, die Sprachlehre und das Diktat, auch finden sich schon Ansätze zu Aufsatzübungen. Daß Weber schon Grammatik trieb, geht aus einer Bemerkung hervor, in der es heißt: „Den angeschriebenen Satz nach der deutschen Sprachlehre durchgegangen“. Dann: „Die verschiedenen Wörter der deutschen Sprache“. — „Es sollten die Haupt- und Zeitwörter aus dem Liede herausgeschrieben werden.“ — „Was ist ein Kennwort?“ Ein Brief wird diktiert zur Unterscheidung der beiden Wörter das und daß. Im Jahre 1826 findet sich ein Eintrag: „Etwas von der deutschen Sprachlehre“. Die Richtung der damaligen Zeit, die Geisteskräfte zu schulen, spiegelt sich ab in der Bemerkung: „Haupt-, Zeit- und Eigenschaftswörter an die Tafel geschrieben und Verstandesübungen vorge-nommen“.

Die Rechtschreibung lernten die Kinder hauptsächlich durch viele Diktate, deren Stoff oft den Realkien, den Weltereignissen oder kleinen Leiden und Freuden des Schullebens entnommen war. Das Auftreten des Kometen im Jahre 1811, der vom März bis in den September zu sehen war, das Weißen der Schulstube, die Verhaftung zweier Kinder wegen Diebstahls, der Ausbruch eines großen Feuers in Naundorf, die Ermordung Kugelgens, die Verlegung des Jahrmärkts schlechten Wetters halber, das 50jährige Amtsjubiläum des Pfarrers Flemming, der Tod eines braven Schülers u. a. m.: alle die Geschehnisse hat Weber seinen Schülern meist in Briefform diktiert. Wertwürdigerweise wird der großen Weltbegebenheiten des Jahres 1805—1808 (Schlacht bei Jena und Auerstädt, Erhebung Sachsens zum Königreich usw.) im Tagebuch mit keinem Wort gedacht. Die ersten Spuren der krie-

gerischen Ereignisse finden sich in einem Brief ohne Datum aus dem Jahre 1808; darin heißt es: „Du hast recht lange nichts von dir hören lassen! Ich weiß nicht, ob Du noch lebst, oder ob Du krank bist, oder ob Dich gar die Franzosen mitgenommen haben. — Besonders bin ich neugierig, wie sich die Franzosen bei Euch ausgeführt haben. Wie sie bei uns übernachteten, so können wir nicht klagen; sie waren zufrieden mit dem, was wir ihnen vorsetzten, und unruhige Ausritte sind nicht vorgefallen.“ — Anders im Jahre 1813, wo der Schlosser 1 Taler 14 Gr. für Bänder der von den Franzosen zerstückelten Schulsenfterläden erhielt! In einem Briefe vom 16. März (am 17. erschien der „Ausruf an mein Volk“) diktierte Weber: „Gestern hörten wir Kanonendonner. Wir wollen fleißig beten, daß Gott uns doch bald den teuren Frieden in unserer Vaterlande schenken möge“. — Bald wurde unsere Heimat durch die Russen und Preußen überflutet, in Rößschenbroda lag bis zum 8. Mai preußische Einquartierung, wie aus einem am 27. Mai diktierten Briefe hervorgeht, darin heißt es: „Recht lange habe ich Dir nicht geschrieben; allein Du wirst mich entschuldigen, wenn ich Dir sage, daß wir jetzt immer zwischen Furcht und Hoffnung schweben. Du weißt doch, daß wir 19 Tage Einquartierung hatten, das preußische Chor, die „Schwarzen“ genannt. Da gab es nun freilich manches zu sehen! Täglich wurden neue angeworben, auch andere (untaugliche) fortgeschickt. Es wurde getrommelt, gelärmt, gefungen, exerziert, getrunken. Am 8. Mai früh gingen sie fort und marschierten nach Bautzen zu, da sie es schon wissen mußten, daß die Franzosen im Anmarsch waren; denn den nämlichen Tag nachmittags kamen die Franzosen nach Dresden. Die Brücke wurde abgebrannt, es wurde kanoniert. Den 9. aber ging die Kanonade bei Dresden, Uebigau, Briesnitz früh um 4 Uhr an und währte bis abends gegen 7 Uhr. Die Russen wollten nämlich den Franzosen verwehren, eine Brücke über die Elbe zu schlagen. Die Russen zogen ab, und die Franzosen kamen um 11 Uhr doch herüber. — Den 11. nachmittags gegen 5 Uhr kamen 200 Mann vor unser Dorf. Ein Offizier und etliche Mann kamen herein und forderten Heu, Brot und Wein. Das wurde ihnen gern gegeben. Aber am 12., 13., 14. und 15. kamen sie wieder, nahmen mit Gewalt, was sie fanden, räumten manche Scheunen und Böden ganz aus, drangen in die Keller, verwüsteten viel Wein, töteten Hühner und Gänse, und nahmen sehr viel mit. Auch mußten Kühe und Kälber geliefert werden. Das waren rechte Tage der Angst, da konnte man gar nichts in Ordnung vornehmen! Das Lager bei Raditz, aus dem die Soldaten zu uns kamen, marschierte den 16. Mai, und dann blieb es bei uns ruhig, bis auf einige Nachzügler, welche Brot forderten und in die Dörfer drangen, wo dann bei dieser Gelegenheit ein Schweizer, namens Menzel aus Kadebeul, erschossen wurde. Den 24. Mai kamen 14 Mann hierher aus dem Lager von Röditzburg und forderten 3 Fuder Stroh und 1 Fuder Heu. Wir kamen alle wieder in Angst, aber bis jetzt ist uns nichts weiter widerfahren. Gott helfe uns ferner! Man sehen wir ein, was das Wort „Friede“ zu bedeuten hat! Ach, wir haben bis jetzt noch

unsere schönen Saatfelder und freuen uns darüber. Aber wie mag es an anderen Orten aussehen, wo diese schönen Saaten ganz vernichtet sind und die Einwohner feuzzen müssen: Woher nehmen wir Brot? Gott mag sich unser aller annehmen!“ — Zu den Kriegsdrangsalen gesellten sich Krankheiten, die infolge von Hunger, Teuerung und Ansteckung ausbrachen und die Bevölkerung unserer Heimat schauderhaft dezimierten. In einem Briefe aus dem Juli heißt es: „Ich muß Dir übrigens noch melden, daß bei uns viele Leute gestorben sind. Am Sonntag wurden 10 Leichen abgetündigt. Wie sieht es bei Euch mit dem Kriege aus? Gestern hörten wir über Dresden kanonieren. Gott sehe uns doch allen bei und schenke uns bald den edlen Frieden!“ — Und im nächsten Briefe diktierte Weber: „Mir ist bange, daß Du etwa auch von dem verheerenden Nervenfieber ergriffen worden bist; denn bei uns sterben viele Menschen. In diesem Jahre haben wir schon 153 Leichen, da sonst in den Kirchenbüchern nur 80, höchstens 90 zu finden sind. Freilich haben die Schrecknisse des Krieges vielen ihr Leben geraubt; wir haben auch viele, die aus Alterschwäche gestorben; aber auch Menschen in ihren besten Jahren sind von dem verheerenden Nervenfieber hingerafft worden.“ — Von weiteren kriegerischen Ereignissen, von der Teilung Sachsens usw. erwähnt Weber nichts. Am 7. Juni 1815 findet sich die lakonische Bemerkung: Einzug des Königs in Dresden.

Außer durch Diktate suchte Weber die Rechtschreibung dadurch zu lehren, daß er Sätze falsch an die Tafel schrieb, worauf die Kinder sie richtig ins Diktierbuch einzutragen hatten. Ja, es gab sogar falsch gedruckte Zettel! „Ein Brief — Einladung in die Kirchen — falsch an die Tafel geschrieben — die Ursache angeben, warum so, abgeschrieben und korrigiert.“ So ist zu lesen unterm 29. Juni 1818. Natürlich war diese Methode, eine sichere Orthographie zu erzielen, falsch, da sich das falsche Wortbild neben dem richtigen dem Gedächtnis einprägte und das Kind später nicht mehr wußte, welches von beiden das richtige war.

Zum Deutschunterricht gehörten auch schon Aufsatzübungen. Im Mai 1816 trug Weber ins Tagebuch ein: „Die Geschichte von dem unbarmherzigen Thomas vorgelesen, nacherzählt, eigener Aufsatz darüber.“ — Die kleinen stilistischen Niederschriften waren meistens Nacherzählungen oder die bis in die Neuzeit beliebten Ueberragungen besprochener Gesangbuchlieder oder Gedichte in Prosa. Das beweisen die Einschrisfen: „Die erklärte Epistel setzten einige mit anderen Worten auf.“ — „Dieses (Gedicht vom Pferde, das sich brümmte) sollten die Geübteren in Prosa lesen.“ — Häufig verlangte Weber, daß die Kinder eine Antwort auf die diktierten Briefe fertigten; auch mußten sie Briefe selbständig ausarbeiten, deren Stoff dem Leben entnommen war. Am 24. Januar 1818 „mußten die Kinder einen Brief aufsetzen über den Diebstahl, den B. bei Jässing verübt hatte.“ — Die moderne Pädagogik fordert, daß der Aufsatz eigene Gedanken des Kindes in eigener Form ausdrückt. Unwillkürlich wird man an Ben Affbas Worte erinnert, wenn man in Webers Tagebuch unterm 13. Mai 1816 liest: „Unser Lehrer hat uns das Brieffschreiben

empfohlen und gesagt, daß uns kleinen Leute das Brieffschreiben erst dann recht nützlich werde, wenn wir anderen unsere eigenen Gedanken auf dem Papiere auf eine verständliche Weise mitteilen können.“

Die stilistische Fertigkeit der Kinder zu fördern und wohl auch, den Schülern zu einem Buch ihrer Kindheit, einem Dokument ihrer geistigen Entwicklung, zu verhelfen, empfahl Weber die Anlage eines Diariums, dessen Zweck er in folgendem Briefe präzisiert: „Mein Lehrer hat mir gesagt, daß es löblich sei, wenn man sich merkwürdige Dinge, die in den Jahren unseres Lebens vorgefallen, aufmerkt. Ich habe mir daher ein Tagebuch gemacht und jange von heute an, mir die merkwürdigsten Umstände, die sich in meinem Leben oder in meiner Freundschaft oder unter meinen Zeitgenossen ereignen, oder aber merkwürdige Begebenheiten in der Natur aufzuzeichnen. Du wirst neugierig sein zu wissen, was denn auf der ersten Seite dieses Buches befindlich ist. Nun, so höre, und wenn es Dir gefällt, so will ich dies öfterer machen, vielleicht Dich auch zu einem ähnlichen Entschluß bringen; denn es ist doch schön, in vielen Jahren noch zu lesen, was ehemals vorgefallen ist, und deswegen ist auch das Schreiben erfunden worden, daß wir Begebenheiten, die dem Gedächtnis entfallen können, auf die Nachwelt bringen.“ — Die Elbe blieb den 17. Dezember 1808 bei uns stehen. Es war beinahe täglich große und strenge Kälte, die Fenster taueten in vielen Stuben gar nicht auf; ein tiefer Schnee bedeckte die Fluren, und wer nur Holz und Brot und ein warmes Bett hatte, konnte Gott danken. Die Schlittenbahn war vortrefflich; groß und klein, jung und alt konnte sich belustigen. Ich war mit einem kleinen Bretttschlittchen auch nicht müßig; es verdroß mich nicht, wenn ich die Kirchgasse hinunter war, ihn wieder hinaufzuziehen. Dieses Wetter dauerte fort bis zum 6. Januar 1809, wo der Wind aus Süden anfang zu wehen und Regen sich einstellte, und den 28. Januar abends 6 Uhr verkündigte er Donner der Kanonen den Ausbruch des Eises auf der Elbe. Es war ein fürchterlich schönes Schauspiel, die Majestät des Schöpfers in dem Toben des Wassers, im Getöse des frachenden Eises, in dem Aufstürmen der Eiszellen, die bei hellem Mondschein Blitzen ähnlich wurden, zu sehen“.

Den meisten Raum im Lehrplan der Schule vor 100 Jahren nahm der Religionsunterricht ein, der nach der „Erneuerten Schulordnung“ jeden Tag 2–3 Stunden in seinen verschiedenen Formen: Bibellesen, Katechismuserklärung, Predigtwiederholung, Erläuterung der Sonn- und Festtagsterie, Einprägen der Sprüche und Lieder, Behandlung des Kirchenjahres, beanspruchten durfte. Beim Bibellesen sollte gemäß der „Erneuerten Schulordnung“ nach der methodischen Verteilung Darbietung, Besprechung, Anwendung und Einprägung verfahren werden; doch scheint es häufig beim bloßen kurzforischen Lesen geblieben zu sein, da in einer Woche z. B. einmal 12 Kapitel des Daniel gelesen worden sind. Die erste Seite des Tagebuchs weist in der Zeit vom 4.–9. November 1805 den Eintrag auf: „Geschichte Josephs. Jedes Kapitel durchgegangen. — Markus 1, 2, 3, 4 gelesen.“ Außerdem ist in

dieser Woche auch noch über das Amt Christi katechisiert worden. Mit dem Einprägen des überreichen Memorierstoffes hat Weber schlimme Erfahrungen gemacht, wie aus folgenden Bemerkungen hervorgeht: „Die Knaben hatten ihre Lektion nicht gut gelernt.“ — „Hergesagt, es ging schlecht.“ — „Die Mädchen bestanden sehr schlecht.“ — „Die Epistel ging nicht recht.“ Am 16. Oktober 1817 mußte Weber dekretieren: „Die 1. Klasse lernt die Hauptstücke bei Strafe!“ Doch scheint die Drohung nicht viel geholfen zu haben; denn die nächsten Tagebuchseiten sind mit Namen von Kindern gefüllt, die ein (daneben verzeichnetes) Katechismusstück her-sagen mußten.

Dem Geiste der Zeit entsprechen die vielfachen Einträge, die auf einen besonderen Moralunterricht hinweisen und Webers Erziehungsideal klar erkennen lassen. Dem Lehrer lag daran, die ihm anvertrauten Kinder zu tugendhaften Menschen heranzubilden. Jede Gelegenheit benutzte er, seinen Schülern kindliche Liebe und kindliche Ehrfurcht den Eltern gegenüber, Mitleid mit Notleidenden, Demut, Sparamkeit, Höflichkeit, Zufriedenheit, Abscheu vor Lastern ins Herz zu prägen. Rührend sind seine Klagen über sittliche Verfehlungen seiner Schüler. Ein Brief, in dem vom Diebstahl eines Schülers berichtet wird, beginnt mit den Worten: „Unsere Schule hat in dieser Woche einen großen Schandfleck bekommen.“ Und später heißt es: „Wie sehr müssen wir daher unseren guten Eltern danken, daß sie uns zur Schule schicken! Mit welcher Liebe müssen wir unserem Lehrer begegnen, der uns so dringend vom Laster abzuhalten sucht, daß wir schon früh einsehen lernen, wie gut es ist, wenn wir fromm sind, daß unsere Herzen schon früh die Tugend lieb gewinnen.“ — „Manche Schüler gehen zusammen und spielen Karten, führen sich in der Kirche schlecht auf, sind ungehorsam.“ In schlimmstem Maße scheint die Rodensstube gestanden zu haben, da Weber die Konfirmanden ausdrücklich vor ihrem Besuche wart in einem Briefe, den er kurz vor der Entlassung diktierte, und in dem es heißt: „Geliebte Kinder! Die Zeit, da Ihr die Schule verlasst, ist für Euch ein sehr wichtiger Abschnitt Eures Lebens. Ihr entfernt Euch von Eurem Lehrer und Seelenfreund, der Euch mit aller Sorgfalt erzog, Eure Seelenkräfte weckte, Euch zum Guten ermunterte und das Böse fliehen lehre . . . Ihr entfernt Euch von dem Orte, wo Ihr täglich etwas Gutes hörtet . . . Das sind Tage des Nachdenkens und des Ernstes. Ich bitte Euch daher, verschucht alle Kinderei und allen Leichtsin, alle Flatterhaftigkeit und Zerstreuung, und feins von Euch unterstehe sich, in die Rodensstube, sie mag sein, wo sie will, zu gehen. Fliehet alle solche Orte, wo Euch Gelegenheit zur Sünde gegeben werden kann!“ —

Die angeführten Proben genügen, um erkennen zu lassen, wie Kantor Weber sein Amt aufnahm, und in welchem Geiste er es verwaltete. Er erblickte seine Hauptaufgabe nicht in dem Eintrichtern toten Wissens, sondern wollte seine Schüler begeistern für alles, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohlkautet. Schon vor 100 Jahren war die Schule zu Köhlschbroda eine Erziehungs-, nicht eine bloße Lernanstalt!

—:—

Ein Denkmal schwerer Zeit.

Mitten auf dem Postplatz, dem Kernpunkt Dresdner Verkehrs, steht ein Brunnen. Achlos slutet die Menge vorüber, viel zu sehr beschäftigt mit eigenem Wollen, viel zu sehr abgelenkt von all dem Trubel und Treiben ringsümler. Und doch ist er ein wertvolles Denkmal, der einzige gothische Brunnen Dresdens, schlanke aufgereckt in zart durchbrochenem Filigran, eine in Turmform gehaltene Spitzsäule.

Es ist der sogenannte Choleraabrunnen, im Jahre 1843 von Freiherrn Eugen von Gutschmid gestiftet, von Gottfried Semper entworfen und von Bildhauer Selig in Sandstein ausgeführt. Auf viereckiger Grundfläche ruht das schöne achteckige Becken, aus dem sich die 18 Meter hohe Säule erhebt. An ihren vier Seiten befinden sich kleine, von Gnomen getragene Becken, an deren Rändern sich bronzene Eidechsen klammern, die in seinem Strahl Wasser in das Hauptbecken speien. In den Spitzlagenöffnungen des überaus feinen Bauwerks sind Figuren angebracht, die die reinigende und heilsame Wirkung des Wassers versinnbildlichen; Johannes der Täufer, Winfried, Wittekind, der erste getaupte Herzog der Sachsen und Elisabeth, die Landgräfin von Thüringen. Darunter stehen Bibelsprüche eingemeißelt. „Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen.“ — „Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“

Es war eine Zeit der Sorge und Angst, als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Cholera Dresden bedrohte und in dem Umkreis der Stadt manches blühende Leben dahintrassie. Hilflos standen die Menschen der furchtbaren Seuche gegenüber, denn wenn es damals auch schon sanitäre Einrichtungen gab, so standen die Ärzte ziemlich machtlos dieser verheerenden Krankheit gegenüber, da sie deren Erreger noch nicht kannten. So mochte denn auch die Sorge um das eigene Leben und das seiner Lieben den Stifter zum Bau des Brunnens veranlaßt haben, ein Gelübde, in stillen Stunden der Angst geleistet, mit besreitem Herzen im Gefühl heißen Dankes zur Ausführung gebracht.

So erhielt denn die Stadt dieses zartgegliederte, überaus fein und harmonisch erdachte Bauwerk. Nur wenig Gothik haben wir in Dresden, dieser Brunnen ist ein Miniaturwerk dieser echtdeutschen Kunst, in deren himmelwärts strebenden Linien sich so recht der fromme Glaube des Mittelalters zeigt. Mancher Fremde bleibt vor dem Brunnen stehen, auch hier und da einmal eine Schulkasse mit dem Lehrer, der es versucht, den sich untereinander heimlich knuspfenden Jungen oder den wispernden und herumängelnden Mädels eine Ahnung von Haulschönheit beizubringen. Aber ich wette, nur sehr wenige Dresdner oder Dresdnerinnen haben den Brunnen so recht in Augenschein genommen. Ungeduldig warten sie auf die Straßenbahn, gehen auf und ab, rechnen, diskutieren, ärgern sich. Ich mache es anders. Wenn ich den Postplatz überquere, das Gewühl der Menschen, der Autos, Lastwagen und himmelnden Straßenbahnen gehörig betrachtet habe, wenn ich, einen Umsteiger benutzend, auf Anschluß warte, bringt

mich ein kurzer Schritt aus all dem Hasten und Treiben, verlegt mich eine rasche Umstellung der Gedanken in frühere Zeiten, so daß ich mitten in dem Menschengewühl plötzlich einsam dastehe, wie — nun, wie der Choleraabrunnen auf dem Postplatz!

Regina Berthold.

Woher kommt unsere blaue Berufskleidung?

Die Röder, dem reichen Quellengebiet des Sybillensteinens entspringend, bietet schon im Anfang manche Stauanlage für gewerbliche Zwecke. Viele Waldbächlein aufnehmend, entwickelt sie sich in Brettnig-Großröhrsdorf zu einem kleinen Fluß, um dann weiter über Radeberg—Radeburg—Großenhain bei Liebenwerda in die Elster zu münden.

Wandert man durch das schöne Röddertal — im Seifersdorfer Tal beginnend — durch Radeberg, Großröhrsdorf, Brettnig nach Pulsnitz, so kann man feststellen, daß die Röder durch reiche Industriegebiete fließt; die Abtönung der blauen Farbe verrät die Industrie der Blandrunder.

Will man sich mit der Geschichte des Röddertals befreunden, so wird man in Erfahrung bringen, daß sich auf Jahrhunderte zurück die Blanddruckindustrie und Bandfabrikation im Verein mit Leinenweberei nachweisen läßt und in reichster Form sich entwickelte. Schon älteste Bilder der Stadt Radeberg zeigen u. a. die „Fabrik“. Es war dies die erste Fabrik größeren Stils des Röddertals in der Blanddruckbranche. Die Orte Großröhrsdorf, Brettnig, Pulsnitz zeigen ebenfalls neben ältesten Gründungen von Handwebereien auch die von Färbereien. Dort, wo vor Jahrhunderten der Handwebstuhl klapperte, sind mechanische Webereien in Verbindung mit Färbereien und Druckereien entstanden. Die Betriebe sind allmählich zu ansehnlichen Industrieunternehmen herangewachsen. Sie haben sich an die neuesten chemisch-technischen Errungenschaften der Farbenindustrie des Deutschen Reiches angelehnt und bringen die solidest gedruckten und echtest gefärbten Stoffe in farbenprächtigster Ausführung. Ja, sie haben auch weiter in diesen Orten eine reiche Arbeitskraft geschaffen, als sie die Konfektion der Artikel noch ausbauten und damit das Rohprodukt bis zum Fertigprodukt herstellen.

Grausamer Vollzug von Todesurteilen.

Die Dresdener Strafrichter des 16. und 17. Jahrhunderts, auch Schöppen genannt, waren im Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation dafür bekannt, daß sie die grausamsten Todesurteile fällten. In Sachsen wurden damals alle Verbrechen nach der Hals- oder Beinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karls V. abgeurteilt, die z. B. für Gattenmord die Strafe des Ersäufens bestimmte, oft mit der Verschärfung, daß ein Affe oder Hund, Raken, Hähne oder Schlangen den Delinquenten mit in einem Sack beigegeben wurden. Ehe der Sack im Wasser versank, was oft durch künstliche Mittel stundenlang verhütet wurde, hatten die aufgebrachten, eingepferchten Tiere die Todesopfer unend-

lich gepeinigt. Eine Dresdener Gattenmörderin, namens Maria Reinlerin, hatte ihren Mann, der ein unverbesserlicher Gauner und Spitzbub war, in einem Wutanfall umgebracht und erlitt nun obige furchtbare Strafe. Die Dresdner Magistraturakten aus dem Jahre 1697 melden über die Vollstreckung des Urteils: „Nachdem also die Maria Reinlerin auf ihrem gethanen Bekenntniß vor öffentlich gehegtem Halsgerichte freiwillig nochmals verharret, so ist sie dem Urtheil zufolge in einen Sack gesteckt, in den Eisstrom geworfen und ertränket worden.“ Der erste Leipziger Schöppe, Benediktus Charzow (gestorben ums Jahr 1660) soll während seiner Amtstätigkeit, die etwa 30 Jahre lang währte, ungefähr 20 000 Todesurteile gefällt haben.

Auf der Höhe.

Von Johannes Schlaf.

(Nachdr. verb.)

Auf der Höhe eines weit und lieblich geschweiften Feldbühels lieg ich, um mich Sonne, Sonne, Sonne.

Vor mir breitet sich mit Feldern, Hainen, Hügeln, Wässern, Dörfern, Feldscheunen, und dem gleißend blauen, wärmezitternden Himmel darüber eine weite, farbenbunte Schau. Wenn ich aber raske von diesem Blick, richten sich meine Augen auf ein graues Blachfeld vor mir, auf dem grüne Kräuterchen und bunte Feldblumen wuchern.

Ein Bachstelzchen fliegt dort umher, dicht vor mir, auf seinem fest eingehaltene Jagdrevier, zieht seine zierlich hurtigen Bogenlinien, läuft dann flink mit seinen wippenden Schwänzchen hin und her, macht mit einemmal einen drolligen Hoppser, fliegt schnell und gewandt ein klein Stück steilgerad in die Höhe, schnappt sich eine Beute.

Neben ihm aber, ganz in nächster Nachbarschaft, spaziert friedlich eine Lerche. Aber mit einemmal kriegt sie ihren Trieb, schwingt sich auf, steigt schräg an, und in weitgedehnten Spiralen ihrem unerschöpflich trillernden Jubel nach, hinein, hinein, hinein, hoch, hoch hinein in selig stirrenden, tiefblauen Azur; verschwindet mit einemmal in einen sehr hohen, fernjernen Punkt . . .

Sehnsucht.

Und ob mich Liebe hält gefangen
Im fremden Land der Heimat fern,
Und ob ein Paradies geschaffen
Am fremden Strand mein guter Stern,
Treibt mich doch meines Herzens Schmerz
Mit Macht aus diesem Ort hinaus
Und wollt ich ganz mich glücklich wähen,
So zög ich heim ins Vaterhaus!

Wie lieb ich euch ihr heimischen Berge
Und dich du traurer Buchenhain,
Und euch ihr sagumwobenen Täler,
Dich, stolzer Strom, im Silberschein.
Mir war die Welt zu sehn beschieden,
Ich zog die Länder ein und aus,
Doch konnt sie schöner mir nicht bieten
Als Heimatland und Vaterhaus.

Die Elbaine

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaine“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Köschbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6. Schriftleiter: A. Schruth, Köschbroda-Naundorf.

Gilbhart,

so nennen wir den Oktober, der jetzt mit seinem Glanz und Glanz an uns vorüberzieht. Draußen der Hart, d. h. der Laubwald, verfärbt sich, und in das grüne Blättermeer fallen gelbe Flecke. Das ist lange her, daß man für Wald das alte Wort Hart verwendete. Wir haben noch Reste davon in dem Namen zweier deutscher Gebirgszüge, die Hart und der Speffard, was Spechtswald bedeutet. Es mag wohl in jenen alten, fernen Tagen viel mehr Laubwald gestanden haben, als man im allgemeinen annimmt. Und erst jetzt legt man wieder Laubbestände an, weil sie den Nonnen nicht in der Weise zum Opfer fallen, wie es leider mit unseren prächtigen Nadelforsten geschehen ist. In den glänzenden Sonnentagen eines gesegneten Spätherbstes wanderte ich neulich durch die Bergwälder meiner Lausitzer Heimat und des alten Deutschböhmer Landes. Die lieben trauten Bergkuppen, die ich alle von Kindheit an kenne, haben einen gar veränderten Schattenriß gegen den leuchtenden Abendhimmel; denn große Kahlschläge in ihren dunklen weiten Waldmänteln hatten ihr einstiges Bild ganz umgeformt.

Einst war der Laubwald mächtig im deutschen Land, und es gab Wälder von Bäumen, die heute nur noch als Einzelstücker vorkommen, etwa die Linde. Ganze Lindenhaine gab es, muß das ein Duft gewesen sein zur Blütezeit, wenn die alten Schattentäume Tausende und wieder Tausende von Stimmen zum Sonnenwende einluden. Heute aber sind die Linden Solisten geworden auf der großen Naturbühne, sie stehen hier und da, wo sie gerade der Mensch angepflanzt hat, und das Volkslied singt: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum“. Höchstens zu einer Doppelzeile hat man Linde zusammengestellt, eine Allee bildend, die in schattiger grüner Nacht zu einem alten Herrensitze führt, der in der goldenen Gilbhartonne träumt. Aber Lindenwälder findet der Wanderer nirgends mehr.

In den drei letzten Monaten nimmt das Jahr Abschied von Menschen, die es beglückte oder denen es wehe tat, je nachdem. Der Gilbhart formt aus dem Abschied ein Kunstwerk, ein Gemälde, das in Schönheit leuchtet, der nächste, der Neblung ist der große Dramatiker, der unerbittlich Trennung, Schmerz und Tod geschehen läßt, der Christmond aber spielt die feinsten Saiten auf der Harfe des deutschen Herzens!

Schauen wir einmal hinaus in die leuchtende Pracht, die uns die sonnenhellen Gilb-

hartstage gaben: die Birken, die einst froheneichen und die alte stolze Abrechtzburg Frühlingskindern gleichen, sind ganz gelb geworden, wie Stroh, wenn es vom Dreschfelge kommt. Und der Wind streut die feinen gelben Blättlein auf den Weg, als wollte er der Menschen Straßen mit goldenen Münzen besegen. Wie dort an dem alten Landhause der wilde Wein glüht! Gleich feurigen Bächen fluten seine langen Neben die Mauern hinab, und das Herrenhaus umziehen sie bis zur Dachtraufe hinauf mit einem Purpurschein! Die Blutbuche im Parke hat in ihren Atern südländisches Blut, voll rubinfarbener, räteldunkler Märchenpracht. Da ist der Ahorn lustiger, der da drüben die Straße säumt, das flammend und fackelt, leuchtet und winkt, bald gelb, noch grün, dann rot. Und fast auf jedem Blatte sitzt ein runder schwarzer Fleck. Ja, die frohe Laune, das Lustigsein und Spasmachen mit Farbe und Schminke wie der Harlekin, versteht auch die Natur! Es gibt auch unter den Bäumen alte Ruhmen, die sich nicht zu kleiden verstehen, deren Blätter einfach braun, grau und schrumpelig werden und dann zur Erde fallen — zur nützlichen Verwesung — ein leises Rascheln vorher und — vorbei. Am schönsten aber stirbt doch die Buche: dreifarbig. Der Wipfel ist schon gelb, die Mitte rot, hier kämpfen noch Lebensäfte gegen den Zerfall und unten ist der Baum noch grün. Ueber allem aber ist ein Leuchten der scheidenden Herbstsonne, die das Abschiednehmen mit Schönheit und Licht übergiebt; denn in einem rechten Herzen soll bei jedem Scheiden etwas wie ein goldenes Leuchten zurückbleiben wie im Gilbhart.

(Nachdr. verb.) Kurt Merich, Naundorf.

Herbstfahrt auf der Unterelbe

Wenn der Weibersommer seine silbernen Fäden in den Lüften schaufelt, wenn in den Gärten und Anlagen der ehemaligen Residenz die Blätter an den Bäumen leise anfangen da und dort rote und braune Farbtöne aufzusetzen, dann ist für den Dresdener meist die Zeit der Dampferfahrten vorbei. Die Schiffsahrtsgesellschaft schränkt den Fahrplan mehr und mehr ein und die Zahl der schmucken, an dem alten Festungsgemäuer fahrbereit liegenden Dampfer wird kleiner und kleiner.

Dampferfahrten sind für viele nur ein Hochsommervergügen und gar eine Fahrt nach der Unterelbe bis Riesa findet meist nur ein ablehnendes, verständnisloses Kopfschütteln. Selbst im Hochsommer. — Bis Meißen, ja, da ist noch „Romantik“ an den Elbufern. Gauernitz, Scharfenberg, Sieben-

mögen die Fahrt noch lohnen. Die Blicke nach der Löbnitz, nach dem Spitzhause, nach der Friedensburg haben ihre Reize, wenn sie auch nicht jenes pittoreske Panorama der Sächsischen Schweiz bieten können. Aber weiter hinunter, über Meißen hinaus? Nein, da ist's langweilig, da wird das Ufer ja „flach“.

Dörliche, die ihr so redet. Fahrt einmal hinunter zur Herbstzeit, wenn die Nebenhügel um Spaar, Meißen, Diesbar anfangen ihren reizvollen Schmuck anzulegen in sammetenem Braun, in sattem Rot und goldigem Gelb und leugnet dann, daß die geschmähete „untere“ Strecke sich nicht vollwertig der oberen an die Seite stellen kann. Und dann — die Historie, die alte, uralte Geschichte der Mark Meißen! Sie ist dort unten viel regsamere, viel geschäftiger, als an den Ufern der Elbe oberhalb Dresdens. Schon die alte Markgrafenburg mit ihren schlanken gotthischen Domtürmen schlägt das Buch der Geschichte des Sachsenlandes bei seinen ersten Blättern auf. Tausend Jahre ist bliden von dem Felsen an der Meißa herab auf den Elbstrom und wenn der Dampfer dich vorüber trägt an wechselvollem Bilde, dann wandelt im Fluge die Geschichte an dir vorüber, vom deutschen Könige Heinrich zu den alten Meißner Markgrafen, vom heiligen Benno bis zu jenem Phantasten, der dort oben den Stein der Weisen zu finden hoffte, das Problem des Goldwerdens der Natur ablauschen wollte und statt dessen der Stadt am Felsenfuß und den Kurshwertern des alt-sächsischen Wappens mit seinem Porzellan den Beltruf verschaffte, den sie beide heute noch haben. Und wenn das Schiff dich weiter trägt, wenn die blinkenden Burgfenster, das Füllgran der Türme deinen Blicken entschwindet, dann beginnt der heimliche idyllische Reiz des unteren Elbtals sich allmählich zu entfalten. Keine stolzen Brunkbauten, wie die Abrechtsschlösser, keine villenüberfüeten Bergbänge wie bei Loschwitz bliden hier auf den vorübergleitenden Dampfer. Aber heimliche traute Dörliche, im Grün versteckt, grüßen am Ufer. Eine alte zerfallene Kloster ruine, um deren Gemäuer wilde Ranken einen romantischen Mantel schlingen. Ein spitzer Kirchturm an der Hügellehne, der sein Dörliche in der Laubulde betreut. Sie schauen geruhlos auf die eilenden Wellen, die das Schiff stromab tragen. Drüben blid das alte Kloster Seußlich aus dem Grün hervor. Mönchen führten einst dort einen ebenso gottseligen Lebenswandel, wie die im Kloster zum heiligen Kreuz, bis die Refor-

mation über sie kam und aus den geistlichen Mauern Trümmer oder profane Gebäude machte. Bis zum freundlichen Zehren begleitet unser Schiff, das mit ruhigen langsamen Radschlägen talab gleitet, die alte, uralte Heerstraße am linken Ufer, die in Meißn über die Elbe setzt. Heerhausen aller Zeiten sind auf ihr gewandert. Meist um Verderben und Schrecken ins Elbtal zu tragen. Und dann macht die alte Straße eine entschlossene Wendung um den Hügel herum, hinaus in die gesegnete Lommahscher Pflaße, in die Kornkammer Sachsens. Und die Elbe selbst weicht auch plötzlich aus vor einem ragenden Felsen, als wollte sie hinüber nach dem alten Großenhain. Aber da taucht Diesbar auf, der betriebssame Sommerfrischenort mit seinen Bergen und Hügeln, die den Fluß wieder in seine alte Richtung zwingen. Ist's nicht auch hier romantisch im untern Elbtal, wo alles flach sein soll? Steigen nicht auch hier Hügel, Berghänge, Felsen rechts und links an den Ufern auf, nicht so wild zerklüftet, nicht so massig, wie die Sandsteinkolosse der Sächsischen Schweiz, aber hoch genug, um den Blick zu wehren, in das dahinterliegende flache Land zu schweifen. Und dann steigt in der Ferne ein großer massiger Bau auf steilfallendem Felsen empor, eine rechte Trutzburg, ein alter Grenzschutz aus früherer Zeit, die Burg Hirschstein. Sagen raunen um die alte Feste, die ein Meißner Markgraf im 11. Jahrhundert, wahrscheinlich hat sie aber schon früher bestanden, gegründet haben soll. Von jenem Bischof Witigo I. erzählen sie, der Friedrich Tetta bei einer Jagd hier durch vergiftete Kiraschen umgebracht habe. Hinter Hirschstein treten die Höhenzüge zurück am linken Elbufer. Weite Wiesenflächen, Felder ziehen in wechselvollem Bilde vorüber. Hier gibt die Landwirtschaft der Gegend die charakteristische Note. Schwarzweiß geflecktes Rindvieh, prächtige Tiere, werdet in zahlreichen Herden am Ufer, steht im flachen Wasser des Stromes. Sie lassen sich durch den vorüberziehenden Dampfer kaum in ihrer beschaulichen Ruhe stören. Pferde verbringen in weiten Koppeln den wohligen Herbsttag in goldener Freiheit. Die Erle, im oberen Elbtale kaum hervortretend, gibt der Landschaft ein eigenartiges Gepräge, begleitet in langen Reihen kleine Rinnsale, sturmzerzaust und windschief. Die Ebene mit ihren Eigentümlichkeiten beginnt. Drüben auf hohem Steilufer gleitet Rünchritz vorüber. Ausgereicht stehen die Häuschen des alten sorbischen Fischerdorfes an der Dorfstraße. Ihre spitzen Giebel wenden sie alle dem Strome zu, aus dem die Ureltern ihre Hauptnahrung zogen. Gärten mit Sonnenblumen und bunten Dahlien umschließen im herblichen Schmuck ein jedes der kleinen Anwesen. Friedlich, schier unberührt, von den Stürmen der Zeit liegt das Dörfchen da. Unten im Brackwasser des Stromes rudern und gründeln die bunten Enten und stattlichen Gänse des Dorfes. Der Floßgraben, der Elbe, Köder und Pulsnitz verbindet, mündet hinter Rünchritz ein. Ein Niesenkan, sein eisernes Gitterwerk über den Stromspiegel vorschiebend, steht als Vorposten der großen chemischen Fabrik am Ufer. Dann gleitet ein kloßiges Mauerwerk heran, Scheunen, Ställe, Herrenhaus, das Rittergut Promnitz. Unser Dampfer strebt vorwärts. Turmhohe Fabrikschilde steigen

empor und im Strahle der Herbstsonne steht plötzlich am tiefblauen Oktoberhimmel die Silhouette, das Gitterwerk der Niesauer Elbrücke. Von Ufer zu Ufer schwingen sich die Bogen. Fast zu zart scheinbar, um die Lasten der darüber rollenden Züge zu tragen. — Da, ein langgezogener Pfiff der Sirene! Unser Dampfer hält mitten auf dem Strome. Drüben vom Ufer löst sich ein Kahn. Fahrgäste gehen zur Schiffstreppe, und das seltsame, auf der sächsischen Elbe nur hier gebotene Bild des Ausbootens der Fahrgäste weckt dein Interesse. Nochmals stöhnen die Kolben der blitzblanken Schiffsmaschine. An den Uferanlagen Niesas gleitet das Schiff vorbei. Man merkt die Bedeutung der Stadt als Elbumschlagplatz an den vielen Zillen, die da liegen. Dann in weitem Bogen dreht der Dampfer, ein langsames Gleiten zur Landungsbrücke. Ein leichter Ruck, der Laufsteg fällt hinüber, die Herbstfahrt auf der Unterelbe hat ihren Schluß dicht an der Brücke, über die eben ein Schnellzug donnert, gefunden. — th.

Lößnitzer Dahlien.

Wertwürdig, wie vielseitig der Landstrich, die Lößnitz genannt, in seinen Gaben ist, die er mit vollen Händen der Menschheit zwischen Frühjahr und Herbst darbietet. Lößnitzer Spargel im Frühjahr, Lößnitzer Erdbeeren im Sommer und Lößnitzer Wein im Herbst, wer kennt diese drei Hauptzeugnisse der gesegneten Gegend zwischen Dresden und Coswig nicht aus eigener Anschauung, von eigenem Genuß. Daß der Wein das edelste und älteste Kind der Lößnitz ist, ist eine bekannte Sache und daß Spargel und Erdbeeren eigentlich auf Kosten dieses ältesten Kindes groß geworden sind, weiß man auch männiglich. Wenigstens ist die betrübliche Vernichtung des Lößnitzer Weinbaues in den achtziger Jahren erst vor kurzem wieder der Menschheit ins Gedächtnis zurückgerufen worden. Die beiden jüngeren Sprößlinge, Spargel und Erdbeeren, haben das Erbe des verkümmerten älteren Bruders angetreten und während dieser, der Lößnitzer Wein, ganz ungerechtfertigter Weise fast der Vergessenheit anheim fiel, brühten sich Spargel und Erdbeeren mit ihrer Herkunft.

Wein, Spargel, Erdbeeren gehören zur Lößnitz, wie der Klöppel zur Glode aber Lößnitzer Dahlien? Man wird kaum in einem „Führer“ oder sonst in einem Reise- oder bei der Lößnitz die Dahlie als besonders erwähnenswertes Produkt verzeichnet finden und doch hat die Reichelsche Dahlienkultur, die da an der belebten Meißnerstr. liegt, einen Ruf, der sie unbedenklich in die Reihe der weltbekanntesten Blumenzüchtereien stellt. Manch einer, der im Frühjahr, wenn in den Gärtnereien der Gegend die Vegetation schon im vollen Wachstum steht, an den Reichelschen Kulturen vorüber geht, hat schon im Stillen seine Betrachtungen angestellt über das scheinbar ungenutzte Land, das da noch im Winterschlaf zu liegen scheint. Aber kaum sind die letzten Nachfröste vorüber, beginnt sich's in den Quartieren zwischen Bahn und Landstraße zu regen. Und wenn dann die warmen Sommermonate ins Land gehen, wenn es überall blüht und blüht in den Gärten der Landhäuser, in den Gehägen der Gärtnereien,

wenn der Rosenstolz die Sommerlust mit einem feinen Duft schwängert, dann liegen die weiten Quartiere der Reichelschen Gärtnerei nur in eintönigem stumpfen Grün da. Ein Staubengewirr ist emporgeschossen, das von keiner freundlichen hellen Sommerfarbe belebt wird. Die Zeit der Reichelschen Kulturen ist noch nicht gekommen. — Wenn aber der Sommer so langsam anfängt müde zu werden von seiner Arbeit, wenn die Sommerflora ihren bunten Schmuck nach und nach abwirft, dann beginnt in den Reichelschen Pflanzungen ein Knospen, ein Schwellen und Treiben. Zu Tausenden und Abertausenden hängen an den sperrigen Stauben runde glänzende, farbenichwangere Blütenköpfechen, wachsen, schwellen, werden tagtäglich runder und größer, bis eines Tages die ersten Frühblüher der Dahlien ihre Kelche entfalten und ihre bizarren Blüten in der Sonne leuchten lassen. Und dann beginnt die Farbenorgie, die Farbenharmonie vom Dur des blendendem Weiß und leuchtendem Gelb bis zum Moll des dunkelstem Purpur, des tiefstem Rot, das schon fast an die Negation aller Farbe, an Schwarz grenzt. Staunend stehen die Menschen wieder an der Pforte dieses Blumenparadieses, fast verwirrt von dem Farbenspiel, das da auf zweieinhalb Hektar Fläche auf und ab wogt. Diese Massenanhäufung der einzigen Pflanze, der Dahlie, 350 Arten zählt die Reichelsche Kultur, wirkt verblüffend und der Laie fragt kopfschüttelnd wo und wie diese imponierende Menge kurzlebiger Blüten zum Nutzen ihres Züchters Verwertung finden sollen. Wenn freilich die Blüte das Endprodukt der Reichelschen Zucht wäre, möchte die Prosperität des Unternehmens fraglich sein. Der Erfolg, der Lohn des Züchters liegt, wenn sich der Beschauer an dem Blütenmeer erfreut, wenn er für wenige Groschen einen Arm voll köstlicher Blumen heimträgt, noch im Schoße der Erde. Die Blume ist das Nebenprodukt der Züchtereien, sie kann auch in den riesigen Mengen gar nicht entsprechend verwertet werden, der Endzweck der Mühen des Züchters ist die Knolle, jenes wohlbestante Wurzelgebilde, das „reif“ ist, wenn der erste Frost der ganzen bunten Herrlichkeit ein Ende bereitet hat. Wenn dann die Blüten ihre Köpfe hängen lassen, wenn der Vorübergehende mit einem bedauernden „Schade, alles erfroren“ die Pracht von gestern streift, dann beginnt die „Ernte“. Dann werden die Knollen aus der Erde gehoben und nach leichtem Trocknen in den Lagerhäusern aufgestapelt, um sauber etikettiert mit Laufschein, Name und Art versehen, hinauszuwandern in die weite Welt, in die traditionellen „Blumenstädte“, um dann im Frühjahr als „echte Erfurter usw. Dahlien“ die Gärten Deutschlands, Englands, ja sogar Amerikas zu zieren. Es ist erstaunlich, was gärtnerische Kunst in einem Jahrhundert aus der einfachen anemonenartigen Blume, die Humboldt 1790 zum ersten Male aus Mexiko nach Europa brachte, für einen Varietätenreichtum geschaffen hat. Imponiert schon die stattliche Zahl von 350 verschiedenen Blütenarten der Reichelschen Zucht dem Laien gewaltig, so staunt er noch mehr, wenn der freundliche Besitzer des Dahlienheims ihm berichtet, daß amerikanische Züchter nach den jüngst erschienenen Katalogen die Zahl der Variationen auf sieben-

tausend beziffern! Und jede Züchterei strebt darnach, durch künstliche Befruchtung, durch Kreuzung der einzelnen Arten neue Farben und Formen zu schaffen. Eine der schönsten Erscheinungen der Reichlichen Kultur nennt sich „Paradiesvogel“, ein Name, der glücklich die blendende Schönheit der roten, allmählich in weiße Spitzen übergehende Edeldahlie kennzeichnet. Blendend in ihrer Schönheit ist die Dahlie Andreas Hojer, die auf der letzten Dresdner Dahlienschau größten Erfolg hatte. Edeldahlie. Auch unter diesen Kindern Floras gibt's edle Geschlechter, individuelle wie generelle Rangabstufungen. Der Zaie macht gemeinhin einen grundlegenden Unterschied zwischen Georginen und Dahlien, jene mit steifen kuglichen Blumen, diese mit bizarren Blütensternen. Der Züchter lehnt den Namen Georgine als Urbezeichnung ab. Für ihn gibt's nur Dahlien. Kugliche, die er Pompons nennt, Edeldahlien mit spitzen strahligen, und die Hybriden mit breiten Blütenblättern, die alle auf die Grundform *Dahlia variabilis* zurückgehen.

Die Dahlie ist verhältnismäßig jung in Europa, in Deutschland. Wie schon erwähnt, brachte Humboldt die ersten Exemplare 1790 nach Madrid. 1812 kam sie nach Deutschland. Ihr ging's wie ihrer amerikanischen Genossin, der Kartoffel; man wußte anfänglich nicht recht, was mit ihr anfangen. Und wie man bei der Kartoffel die eßbare Frucht über der Erde suchte, begegnete der anfänglich unscheinbaren Dahlie das Gegenteil. Man glaubte den Nutzwert der Pflanze unter der Erde, man hielt die Knollen für genießbar. Aber da nicht einmal das Vieh, vielweniger die Menschen dem Wurzelgebilde irgendwelchen Geschmack abgewinnen konnten, ließ man die neue Kulturpflanze dann unbeachtet, bis sich die Gärtnerei, die die ungemein große Veränderungs-fähigkeit der Blüte erkannte, ihrer annahm. In Deutschland war es der Gärtner Degen in Köstrik, der sich von 1826, also vor fast 100 Jahren, auf die Dahlienzucht verlegte und unsere Urgroßmütter mit jenem steifen zur Pops- und Wiedermeierzeit so trefflich passenden „Georginen“ versorgte. Und der mexikanische Wildling hat sich die deutschen Gärten vollständig erobert und verleiht ihnen mit anderen Exoten die bunte Farbenfreudigkeit, an die unsere deutsche Urflora nicht im entferntesten heranreichen kann. Die Dahlie hat Bürgerrecht in den heutigen deutschen Gärten und niemand wohl möchte diese dustlosen aber durch ihren Farbenreichtum berücksichtigen Eindringlinge heute missen. Daß aber die deutsche Dahlienzucht auf den Blumenmärkten der Welt einen geachteten Platz einnimmt, ist mit ein Verdienst des eigenartigen Löbninger Gartenbetriebes, der Löbninger Dahlienzucht an der Meißnerstraße.

Wenn Die Drachen fliegen.

Warum die Jungs nur im Herbst ihre Drachen steigen lassen? Haben wir nicht auch im Frühjahr den leichten, frohen Wind, der nun einmal zur Ausübung dieses Spieles nötig ist? Aber jedes Spiel hat nun einmal seine Jahreszeit, das ist eine unumstößliche Tatsache. Kaum daß im März der Schnee von den Dächern und Straßen

taut, bringen die Kinder ihr Kreisel zum Belästigung der Vorübergehenden, zu ihrer eigenen Freude. Und wirklich, es ist als ob der tanzende Kreisel, dem ein Peitschenhieb sogar das Springen lehrt, in die frische, hoffnungsfreudige Frühlingsluft gehört, die auch unsere Herzen, junge und alte, töricht froh tanzen läßt.

So ist es von altersher üblich, daß die Knaben, kaum daß Septemberwind seine zarten Fäden über die abgeernteten Felder spinnt, mit Pinsel und Leimtopf losgehen, um sich über Stäbe hinweg einen Drachensflieger zu bauen. Überall wo freie Wiesenflächen, abgeerntete Kornfelder einen weiten Plan bieten, stehen nun an schönen Tagen die Jungs, — oft sind auch Mädels dabei, denn unsere Zeit läßt ja den Geschlechtern kein Vorrecht mehr zu, — und schauen zu dem Gebilde ihrer Phantasie auf, das hoch oben im Weithinblau gegen den Wind gewendet steht, Seitentrodeln und den langen, mit buntem Papier gezierten Schweif lustig bewegt, als strample der Drache vor Vergnügen mit Armen und Beinen.

Ja, schön mag es dort oben sein, so ganz eingehüllt von Sonne! Sehnsüchtig schauen die Kinderaugen empor, — könnte ich auch dort oben schweben! Aber so unmöglich ist das überhaupt nicht mehr, seitdem die Luftschiffahrt solchen Aufschwung genommen, daß allerhand Flieger schnurrend über Dresden kreisen und ihre Zettel auf die Straßen und Dächer herunterwerfen.

Aber die Luftschiffahrt ist eine schwierige Geschichte, das merken auch unsere Buben, wenn sie sich alle Mühe mit solch einem heimtückischen Drachen gegeben haben, der, wenn er fliegen soll, umkippt und immer wieder der Erde zustrebt. Der Schwerpunkt macht's, und den richtig auszubringen, ist gar nicht so einfach. Auch bei den gefausten Drachen will's oft nicht gehen, da muß denn der große Bruder oder der Vater helfend eingreifen. Und sie tun es auch gern, ist dies Spiel doch eine liebe Erinnerung an die eigene Jugend.

An den vergangenen schönen Herbstsonntagen sah man denn auch überall, wo ein freies Feld lockte, Väter mit ihren Buben gleich eifrig mit ihren Drachen beschäftigt, denen die Phantasie jedes einzelnen besondere Form und Farbe gegeben hatte. „Wo nur mein Paket Bindsaden hingekommen ist?“ hat Mutter gefragt und überall herumgestöbert. Der Junge aber schweigt und zeigt sich merkwürdig zerstreut, doch sein Gewissen läßt ihn überlegen, ob er den schönen, schönen langen Strick wieder abnehmen und hinlegen soll, oder nicht. Er bringt es nicht über sich, seinen Diebstahl einzugestehen, und wenn er dann draußen ist, und Meter um Meter sich vom Holz abwickelt, wenn der Drache höher und immer höher steigt, hat er vor Freude alles vergessen. Ein Schwarm Zugvögel umflattert den seltsamen Gefellen und die Sonne glitzert so wundervoll darum her.

Fröhliche Tage kindlicher Herbstfreuden! Scherz und Frohsinn mitten unter wehmütigen Scheiden! Schon färben sich die Blätter rot und golden, schon fällt leise das Laub, wie lange noch, da rütteln Herbststürme am Geäst und Regenschauer hüllen die weiten Wiesen in graue Schleier. Dann heißt es für unsere Buben und Mädels da-

heim bleiben in den langen Steinkanälen der Stadt, nur die Erinnerung bleibt an sonnige Stunden und die süße Hoffnung auf ein neues Ersehen. Regina Vertjols.

Fallende Blätter.

Von Prof. Dr. Aug. Lange.

(Nachdr. verb.)

Mit dem Herbstgold unserer Baite und Wälder ist es leider nun bald zu Ende. Nur an sehr geschützten Stellen glühen noch Eichen- und Buchenbüsche, vereinzelt auch wohl mal ein stattlicher Baum. Die Blätter leuchten dort noch lange so lebhaft rot, daß ihr Schein schon von weitem wie feurige Flammen ins Auge sticht.

Voran aber der Wind kommt, da hat er längst reinen Tisch gemacht und nur die fahlen Aeste übrig gelassen, die nun lange Monde warten müssen, bis sie sich wieder mit dem Glanze neuen Brautstaates schmücken können. Bis dahin erfreut uns das bloße Gezweige durch seine oft sehr eindrucksvollen, mitunter phantastischen Linien, die im Sommer unter dem dichten Laube gar nicht so recht zur Geltung kamen; manchmal ist es ein richtiger Gespensterwald wie beim Heiligendamm im lieben Mecklenburg.

Vorerst indessen, bis der Schnee alles zu bedecken wird, können wir noch viel Genuß an den wundervollen bunten Teppichen haben, die der Wind mit den losen Blättern auf dem Erdboden gewirkt hat. Die alten von früheren Jahren, die da im Sommer schmutzig und unansehnlich vermoderten und uns die reine Waldluft verbarben, die mochten wir nicht so gern. Jetzt aber sind sie noch frisch in lebhaften Farben und sauber in unberührter Reinheit. Köstlich ist es, wenn wir gerade dazukommen, wie sie niederfallen, im Winde wirbeln und sich zur Erde betten. Die kleinen Birkenblättchen zumal, sie tanzen und spielen noch lange vergnügt in der Sonne umher wie neckische Goldflimmer, die uns erschauen und auf Haaren und Schultern erst ausruhen, ehe sie zu Boden fallen.

Und wo sie dann liegen bleiben, um ihren alleinstehenden Mutterstamm herum, erst ganz dicht übereinander, allmählich lockerer und schließlich sanft verfliegend vom Rot und Gelb zum Grün des Rasens; welcher Künstler mal so fein und zart im Farbenkranz wie der Herbstwind über Nacht im stillen Park? Ich muß an Putbus denken, in dessen herrlichem Schloßgarten ich mich vor Jahren an diesem reizenden Schauspiel tagelang nicht sattsehen konnte. Niemand, der es versuchen wollte, lose Blätter malerisch umherzustreuen, würde auch nur annähernd dieselbe Wirkung erreichen.

Anderz, aber nicht minder reizvoll im weiten Buchenwalde. Besonders wo er auf hügeligem Gelände steht, wie es bei uns die Regel ist. Die eben neu mit buntem Laub besäten Hänge zu sehen, wie sie zwischen den fast blauen Bäumen in allen Abstufungen von warmem Rot zu goldigem Gelb erglühen; nach oben wie nach unten ein gleich entzündender Farbenrausch! Und im raschenden Blättermeer zu waten wie die Kinder und Karren: o, es tut so wohl, auch einmal kindlich zu sein und, harmlos und närrisch im Spiel der rauhen Zeit und ihrer Klammernisse zu vergeffen!

Verblüchene Formen.

Von Liesbet Dill.

(Nachdr. verb.)

Es ist manchmal gut, wenn man seine Bibliothek aufräumt, man findet immer etwas, es lohnt sich. Mein Ergebnis sind drei alte Schriftstücke, wertvoll allein schon durch das schöne raue handgemachte Papier, auf dem sie gedruckt sind, ein Dekret des Fürsten von Nassau-Saarbrücken, ein Aufruf Blüchers „An die Bewohner des linken Rheinufers“, 1814, und ein Buch aus dem achtzehnten Jahrhundert „Ueber die Kunst, das ächte Porcelaine zu verfertigen“ von einem „gewesenen Inspektor der kurmainzischen Fabrik zu Höchst“, mit alten Kupfern und auf Büttenpapier.

Der Erlaß des Fürsten von Nassau vom Juli 1780 beginnt:

Von Gottes Gnaden Ludwig, Fürst von Nassau, Graf zu Saarbrücken, und Saarwerden, Herr zu Lahr und Mahlberg, Wiesbaden und Idstein, Marechal de camp derer Königlich Französischen Armee, und Inhaber derer beider Regimenten Nassau Saarbrücken, Curassiers, des Königlich Französischen pour le merite militaire, Königlich dänischen Elephantenordens und Chur-Pfälzischen St. Huberti Ordens-Ritter.

Nachdem wir uns gnädigst bewogen gefunden, unseren beiden Städten Saarbrücken und St. Johann mittels erteilter höchster Decrete vom tien Currenti vor uns und unjere Erben die gnädigste Versicherung zu erteilen, daß . . . usw. usw.

Nun denkt man, der Fürst hat sich herabgelassen, etwas zu bewilligen, aber, nachdem man sich durch den zierlichen Stacheldraht dieser Barockschmörkel durchgewunden, merkt man erst, daß es sich darum handelt, „das wir geneigt sind, unterthänigst uns bewilligter zehntausend Gulden hierdurch in Gnaden anzunehmen, vor sich und ihre Nachkommen, jetzt und zu ewigen Tagen . . .“

Darunter steht ein elegant hingemaltes fliegendes B. S.

Die Unterschrift des Fürsten.

„Jetzt und zu ewigen Tagen.“ Ach, er hat sich nicht bewährt, er war der letzte Fürst von Nassau-Saarbrücken. Er mußte flüchten, als die französische Revolution die Heere über seine Grenze fluten ließ, sein Schloß, das die Chronik eines der elegantesten und reichsten Deutschlands nennt, wurde niedergebrannt, und alle Fürsten verjagt, es kam keiner mehr zurück.

Das Einzige, was jene fürstliche Zeit übrig ließ, sind die schönen Barockkirchen und Kavalierrhäuser auf dem Ludwigsplatz und dem Schloßplatz und die vergifteten Dekrete, die sich gegen unsere heutigen Akten ausnehmen wie Kavaliere in seidenen Fräcken und gepudelter Perücke gegen einen Bureau-schreiber mit dem Federhalter hinterm Ohr.

Der Aufruf Blüchers galt den bedrängten Bewohnern des linken Rheinufers, zu denen meine Vorfahren gehörten. Er sicherte ihnen Hilfe und Schutz zu und hat sie von Napoleon befreit. Es wird dieses Blatt nicht mehr in diesen Exemplaren existieren. Das Buch enthält eine köstliche Vorrede. Jedes Wort braucht fast eine Extrazeile, sie lautet:

Dem Hochwürdigsten Fürsten und Herren Herrn Ferdinand, Bischofen zu Norweg, des Heil. Römischen Reiches Fürsten.

Hochwürdigster Hochgebohrener Reichs-Fürst, Gnädigster Bischof und Herr!

Ew. Hochfürstlichen Gnaden meine unterthänigste Pflicht als norwegischer Untertan sowohl, als die mir gebührende Dankbarkeit für die viele Gnade, welche Höchstselben meiner Familie gnädigst zufließen lassen, unterthänigst zu bezeigen, habe ich diese geringe Probe meiner physikalischen Einsicht Höchstselben zu Füßen legen wollen, der ich in tiefster Verehrung bin — Euer Fürstlichen Gnaden treuergebendster Untertan.

Mehr kann auch der Erzbischof von Norweg nicht verlangen. Zu dieser Widmung hat der Verleger drei Blatt seines schönen Büttenpapiers gespendet. Ich hatte neulich in Frankfurt moderne Bücher in der Hand, die im ganzen nur drei Blätter hatten, und sie waren nicht auf Büttenpapier gedruckt. —

Im achtzehnten Jahrhundert war man höflich, man hielt auf gute Form, man hatte Zeit, Briefe zu schreiben und Bücher zu lesen. Das Wichtigste bei einer Schloßeinrichtung war die Bibliothek, ohne diese galt man nicht als gebildet, und die Verleger haben ihren Autoren das Papier zur Verfügung gestellt, wie einst die italienischen Gastwirte den roten Wein zum Diner . . . Maupassant und Gautier haben sich Voredden geleistet, aus denen wir heute bequem zwei Bücher machen könnten, moderne Bücher meine ich . . . Die Vorrede zu Mademoiselle de Maupin füllt 46 Seiten. Ich weiß nicht, ob viele Leser sie auch — lesen . . . ich habe nur die Vorrede gelesen, die Geschichte nicht. Die Vorrede Maupassants zu dem melancholischen Pierre et Jean füllt 25 Seiten. Das Ausland verbraucht immer mehr Papier als wir, die wir mit allem sparen müssen . . .

Theodor Körner mit neun Jahren an der Uni- versität immatrikuliert!

In der Sammlung „Aus dem Studentenleben berühmter Männer“, welche die Verlagshandlung Albert Ahn in Bonn herausgibt, ist soeben eine neue Broschüre über Theodor Körner als Student von Dr. G. F. Scheuer erschienen. In diesem Buche sind mit viel Fleiß wertvolle und interessante Einzelheiten über das Studentenleben des jungen Dichters der Freiheitskriege sorgfältig gesammelt und in anregender Weise wiedergegeben.

Ueber den eigenartigen Gebrauch und die Verpflichtung der Universitätsangehörigen zur Immatrikulation erfahren wir in der Broschüre „Theodor Körner als Student“ folgendes:

Die Verpflichtung durch Handschlag, die einer in früheren Zeiten gehandhabten Vereidigung gleichkam, war immer mit der Eintragung in die Matrikel der Universität verbunden, wodurch der betreffende Universitätsangehörige alle Rechte und Pflichten erhielt, die mit der Hochschule verbunden waren. Nun erübrigte sich eine Immatrikulation Theodor Körners, da sein Name schon seit dem 23. Dezember 1800 im „Album studiorum“, in der Matrikel, unter den „depositi non jurati“, d. h. unter den wegen ihres jugendlichen Alters noch nicht eidsfähigen Immatrikulierten stand. Derartige vorzei-

tige Eintragungen in die Matrikel waren damals gang und gäbe und stammten aus einer Zeit (16. Jahrhundert), in der eine Einrichtung des Studentenlebens in Schwung kam: die Deposition, d. h. jene halb scherzhafte, halb barbarische Sitte, die den neu angekommenen Studenten einer Reihe von Quälereien unterzog, um ihnen die „Hörner“ abzustossen. Die Deposition stammte aus einer Zeit, wo die Bünste mit ihren heute sonderbar erscheinenden Einrichtungen in voller Blüte standen, wo nicht bloß die Standesunterschiede noch in vollster Geltung waren, sondern namentlich die des Alters sorgfältig berücksichtigt wurden, und von streng sittlichen Prinzipien geleitet, eine Einführung der männlichen Jugend in den Kreis der Erwachsenen, eine Weihe derselben in irgend einer den Standesverhältnissen entsprechenden Weise fast allgemein für heilsam und zweckmäßig angesehen wurde. Zu dieser Zeit war bei den Universitäten die Deposition der Art der Einweihung heranreisender Jünglinge für die höheren Studien und der Verpflichtung zu Ehrbarkeit und einem sittlichen Lebenswandel. In dieser Bedeutung hatte sie bis ins 18. Jahrhundert hinein in der öffentlichen Meinung noch einige Geltung und war in der Tat auch für die gebildeteren Familien des Adels- und des Bürgerstandes die einfachste und zugleich wohlfeile Art, ihre heranreifenden Söhne durch die mit ihr in engster Verbindung stehende Insription bei einer Universitäts- als ehrenhafte Menschen in die Gesellschaft einzuführen. In diesem ausgezeichneten Sinne hatte nun am 23. Dezember 1800 der damalige Rektor der Leipziger Universität Chr. Fr. Ludwig den erst neunjährigen Theodor Körner in die Matrikel der alma Lipsiensis eintragen lassen. Es geschah dies zum Teil als eine Ehrenbezeichnung gegen letzteren selbst, wie aus dem Danfschreiben Chr. Körners an Chr. Fr. Ludwig vom 25. Dezember 1800 hervorgeht: „Du hast mich auf eine sehr angenehme Art überrascht, lieber Freund. Dein Geschenk traf gerade in dem passendsten Zeitpunkte ein. Eben waren die Kinder zu ihrem festen gerufen worden, als Deine Urkunde ankam. Ich danke Dir herzlich für dies freundschaftliche Andenken.“

Herbst.

Nun, da die Blätter facht vom Zweige gleiten,
Ein Teppich golden-rot sich niederlegt,
Scheint rings die Landschaft langsam sich zu
weiten,

Die uns zur Sommerzeit so warm umhegt.
Und wieder kann der Blick genießend
schweifen—

In Fernen, die er lange nicht durchslog.
Es ist wie ein erneut Westbergreisen
Von Bildern, die das Grün uns still entzog.

Bleibt nur die Seele recht gewillt, zu schauen,
Bleibt das Bereich des Lichtes ihr Begehrt,
So stärkt ein jeder Wandel ihr Vertrauen,
Hier ruht im Wandel ihr des Glücks Gewähr.
Sie fühlt; ihr will sich liebend offenbaren,
Die Kraft des Göttlichen in Glück und Leid.
Die Wundermacht des Lebens zu erfahren,
Begrüßt sie dankbar Lenz und Herbsteszeit.

Anna Anders-Ditz

Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezieher des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Köhschenbroda, Gitterhoffstr. 5. Fernspr. 6. Schriftleiter: A. Schurth, Köhschenbroda-Naundorf.

Hirschbrunst.

Hirschbrunst. — Langsam geht der sonige Herbsttag zur Neige. Die fernen Berge verschwinden allmählich in violetter Dämmerchein. In den Tälern unten brauen leichte Nebelschwaden, schweben auf und ab wie Feentänze, wie Nigenreigen. Unbestimmter werden die Umrisse der stattlichen Buchen und Tannen.

Mit tiefer feierlicher Stille senkt sich die Nacht über den Wald.

Am Horizont steigt langsam in voller Klarheit der Mond empor und übergliebt Berge, Wald und Täler mit seinen Silberstrahlen. Sie lassen die Nebelwogen gleich einem silbernen See aufleuchten und umspinnen alles mit magischem Lichte.

Da — ein ferner, grossender Ton, dumpf, frohweise, zwei-, drei-, viermal hintereinander, aussehend, wieder beginnend, dumpf brüllend. Jrgendein Hirsch im Revier eröffnet mit seinem Kampfrufe das nun folgende schaurig-schöne Waldbonzert. Aus allen Grünenden und Tälern tönt der Brunstschrei der aufgeregten Reden des deutschen Hochwaldes. Höher steigt der Mond, kühler wird die Nacht, immer mächtiger, graufiger tönen die Stimmen der liebestollen Geweihtäger, bis der dämmernde Morgen und die aufgehende Sonne auf Stunden die Liebesbrunst der Tiere schweigen lassen.

Wie oft schon hatte ich diesen Zauber der Hirschbrunst auf mich wirken lassen, wie so manche Nacht hatte ich diesen Stimmen der Natur auf lustiger Höhe gelauscht, aber noch nie hatte ich das Glück gehabt, einen Hirsch in seiner Brunst bei seinem Schrei beobachten zu können. Kein Wunder, daß ich mit allen Mitteln versuchte, ein Tiere in seiner Liebestollheit in der Nähe zu sehen.

Ein gefährliches Unternehmen! Der sonst so scheue, flüchtige Waldkönig nimmt in der Brunstzeit unbedenklich den Menschen an, ganz besonders dann, wenn er durch Nachahmen seines Brunstschreies, des Köhrens, wie der Jäger sagt, gereizt wird. Wehe dem, der dann in den Bereich seines Geweihs kommt.

Der Ort, in dem ich damals als das zu schildernde Erlebnis stattfand, beschäftigt war, lag in der Nähe des wildreichsten Reviers. Saftige Waldwiesen, dichtes Unterholz boten dem Wilde vorteilhafte Nahrung und Unterschlupf. Im Winter wurde es sorgsam mit Heu, Karrioffeln, Kastanien an eigens erbauten Wildfütterungen gehegt und gepflegt. Unser Fabrikort bot, da er sehr viel Industrie hatte, den einzelnen Firmen bei weitem nicht genügend heimisches Ar-

beiterpersonal, und so mußte dieses vielfach aus den umliegenden Ortschaften herbeigezogen werden. Auch das Dorf E., durch die ganze Höhe des Gebirges von A. getrennt, schickte täglich eine große Zahl Arbeiter und Arbeiterinnen in unser Tal, und deren Weg führt durch den steilen, unheimlichen Fuchsgraben hinauf auf die Höhe des Gebirges durch dichten Wald, mitten durch das wildreiche Heinrichstaler Revier.

Eines Morgens brachte mir einer der Männer, mit dem ich schon öfters über meinen Wunsch, einen Hirsch in der Brunst zu sehen, gesprochen hatte, die Nachricht, daß er einen Hirsch ausgefundschaftet habe, der dicht am Wege nach E. sein „Orgeln“ hören ließe.

Hocherfreut, endlich meinen langgehegten Wunsch erfüllt zu sehen, verabredete ich mit ihm, gleich denselben Abend zu benutzen, um den Hirsch zu beobachten.

Tiefe Stille herrschte ringsum. Schweigend stiegen wir hinauf zur Höhe. Die alte Bergstraße lag hell-schimmernd im Mond-schein da, zog sich zwischen Buchen und Tannen hin, um sich in ungewissen Dunkel des Waldes zu verlieren.

Verstohausend hielten wir inne. In der Ferne brüllten und grollten schon die Hirsche. Baumkälze huschten fast lautlos über uns hin.

Nun hinein in die steile Schlucht des Fuchsgrabens. Eine wahre Wolfschluchtszenerie aus dem „Freischütz“ war's, die uns umgab. Steil strebten links und rechts die Berghänge hinauf. Auf der einen Seite ragte die senkrecht abfallende Masse des Faltensteins empor. Uralte Bäume zogen sich bis an den steilen Weg, ab und zu lag einer der Baumriesen gefällt am Boden, der Abfuhr wartend, die während der ganzen Periode der Brunstzeit verboten war. Links rauschte der kleine, kurzläufige Bergbach zu Tal.

Da — plötzlich tönte gerade über uns der bekannte Ton. Tief, grollend klang es vom Abhange der Molchswand, das löwenartige Gebrüll des Hirsches.

Leise schlüchelten wir uns seitwärts durch den Wald nach einem moosbelegten Hirschpfade.

Wieder ertönte das Gebrüll des Reden. Vorsichtig schlüchelten wir nach der Höhe, die im Mondlicht dalag. Noch sahen wir nichts, aber näher und näher kam der Kampfruf, sicher kam der Hirsch auf unsern Platz zu. Die Pulse klopfen mir zum Zerschlagen.

Endlich hatten wir den Kahlschlag erreicht.

Da stand er! Den Kopf vorgestreckt, daß riesige Geweih, ein Sechzehnder war's, zurückgelegt, entquoll bei jedem Brunstschrei in Wolken sein heißer Atem. Seine prachtvolle Gestalt hob sich in scharfen Umrisen vom mondhellern Nachthimmel ab, ein unvergeßliches Bild.

Langen Tagen wir unbeweglich am Boden, ganz Auge und Ohr. Immer noch stand wie aus Erz gegossen der Hirsch, ab und zu sein Gebrüll ausstoßend. In der Ferne, da und dort antworteten andere, weit weg.

Aber jetzt, in größerer Nähe, klang der gleiche Brunstschrei Unruhig wurde unser Reden, in kürzerer Pause folgt Schrei auf Schrei, und immer klingt der des Gegners zurück. Jetzt wendet sich der Hirsch ab von uns und zieht zu Holze dem gegenüberliegenden Waldbrand zu.

Da springt mein Gefährte auf. Erregt, wie im Jagdflieber, vergißt er alle Vorsicht, und ehe ich ihn abhalten kann, kommt aus seinem Munde, vor den er beide Hände wölbt, der täuschend nachgeahmte Brunstschrei der Hirsche. Der Hirsch, den vermeintlichen näheren Gegner hörend, steht, wendet sich zu uns, zornig quillt der Brunstschrei aus seiner Kehle. Er gewahrt meinen neben mir aufrecht stehenden Begleiter.

Er stutzt. — Sein Geweih senkt sich und mit rasenden Sprüngen stürmt er auf uns zu.

Ich war wie gelähmt vor Schreck.

„Laufen! Um Gottes willen laufen, was das Zeug hält!“ hörte ich neben mir schreien. Ich begriff. Wie das Wetter jagten wir die Berglehne hinunter.

Ueber liegende Stämme, über Felsblöcke geht die Jagd. Der Waldbach wird mit mächtigem Sprung genommen. Der Hirsch, durch die dicht stehenden Stämme aufgehalten, immer wütender, zornig prustend und schnaufend, hinterher. Endlich habe ich den breiteren Fußweg erreicht. Meinem Begleiter sehe und höre ich nicht mehr, auch der Hirsch ist weg.

Aufatmend stehe ich still.

Da kracht es im Unterholz. Raum zwanzig Schritt hinter mir wieder der Hirsch. Er erblickt mich und nimmt mich sofort wieder an. Wieder geht die wilde Jagd los, der Hirsch der Verfolger, ich das Wild.

Mehr stürzend als laufend, ging's dem steinigten steilen Weg zu Tal. Der Atem versagte, die Knie brachen fast zusammen, ich konnte kaum mehr. Der Hirsch, vor sich jetzt freie Bahn, jagt wütend hinter mir drein, in Sekunden muß er mich erreicht haben, fast spüre ich schon seinen heißen Atem. Da

trifft ein heftiger Schlag meinen Kopf — das Bewußtsein schwand mir.

Am andern Morgen fand ich mich im Hause meines Begleiters, mit verbundenem Kopfe im Bette liegend, wieder. Langsam kamen mir die Ereignisse der vergangenen Nacht zum Bewußtsein. Erstaunt frage ich meinen Wirt, der selbst das Gesicht voll Schrammen und Schmarren hat, wie ich hierhergekommen. Da erfuhr ich, daß mein Begleiter sich vor dem wütenden Tiere auf einen Baum hatte retten können. Der Hirsch, dem das erste Opfer seiner Wut entgangen war, hatte sich mir zugewandt, und von seinem lustigen Sitze hatte mein Wirt die wilde Jagd zwischen dem Hirsche und mir voll Schrecken mit angesehen.

Blöcklich war ich seinem Blicke entschwunden, während er den Hirsch blindwütig weiter zu Tal jagen sah.

Nach langer Zeit hatte er sich herabgewagt und nach mir gesucht. In einem kleinen Graben am Begrande fand er mich bewußtlos. Vermutlich war ich über eine der vielen Wurzeln gestürzt, im Fallen mit dem Kopf auf eine Felsede aufgeschlagen und in dem Graben den Blicden des tollen Hirsches entzogen worden, der in rasendem Laufe über mich hinweggestürmt war. Mit Mühe und Not und in Angst und Sorge, ob mir etwas Ernstliches geschehen, hatte er mich ins Dorf geschleppt, und die ganze Nacht darauf gewartet, daß ich wieder zum Bewußtsein komme.

Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als wir feststellen konnten, daß außer einer gehörigen Beule am Kopfe und verschiedenen blauen Flecken dieses nächtliche Hirschbrunstabenteuer keine weiteren Folgen für mich hatte.

— th.

Die Angler.

Von Emma Reichelt-Arnhold.

(Nachdr. verb.)

Wenn man von der Dampfschiffhaltestelle Kößchenbroda nach der Niederwarthaer Brücke zu dicht an der Elbe hinwandert, kommt man an ihnen vorüber. Da stehen sie in bestimmten — gewiß vom Anglerlobes vorgeschriebenen Abständen — am Ufer hin und seh'n „nach der Angel ruhevoll, kühl bis an Herz hinan“. Es ist etwas Wunderbares um die Sprache des Dichters. Wie einzig Goethe in diesen paar Worten den Eindruck zusammengefaßt hat, den ein Angler auf den Beschauer macht: Ruhevoll — kühl bis ans Herz hinan. Wohlgemert — bis ans Herz hinein — nicht bis hinein. Im Gegenteil — da drinnen ist durch die Beherrschung und Ruhe des äußeren Menschen die ganze Leidenschaft des Wollens und Fühlens verschlossen. Manchmal denkt man wohl, wenn man einen Angler sieht: wie kann man nur so stundenlang dastehen — und nichts fangen obendrein, das muß doch furchtbar langweilig sein! Aber dem Wasser wohnt eine dämonische Zauberwelt inne. Wer am murmelnden Strome, am plätschernden Bache, am brausenden Wasserfalle gesessen hat, der weiß es wohl. Wie in einem wunderbaren Bann gesungen sinnen wir und lauschen, bis wir nicht mehr wissen, klingt das geheimnisvolle Raunen in uns selbst oder in dem lebendigen Wasser dort. Ewigkeitsgedanken leben darin. Aber es kann sein, die Angler fühlen gar nichts von alle-

dem. In einer englischen Schilderung einer Bootsfahrt durch Belgien las ich einmal: „Die Fischer jagen so regungslos wie die Gestalten auf einem alten holländischen Stahlstich. Man hätte jeden dieser harmlosen Schädel anbohren können und nichts darin finden als ein Knäuel aufgerollte Angelschnur.“ Das klingt ein wenig böshaft. Ich empfinde immer nur ein stilles Wohlwollen für die Angler und ihre friedliche Beschäftigung. Sie gehören zu dem Bilde des schönen heimatischen Flusses, ebenso wie etwa ein alter knorriger Weidenstumpf, ein angebundenes Boot, ein wackliger Landungssteg und dergleichen malerische Einzelheiten. Manchmal freilich habe ich mir auch überlegt, daß das Angeln etwas sehr Heimtückisches ist. Wenn die Fische nicht glücklicherweise stumm wären — sie würden von der Falschheit und Tücke der Menschen ein Klagegedicht singen. Da steht so ein Mensch stundenlang und hält geduldig mit seiner Angelrute einen ledernen Köder hin und wartet, bis so ein silberner Flutenbewohner endlich hungrig danach schnappt. Quil, da sitzt ihm der Widerhaken im Gaumen, und zappelnd wird der Betrogene an die tödliche Lust geschwungen. Ja — es gibt so manche menschliche Beschäftigung, die sich friedlich und behaglich ansieht, und doch hat sie irgendwo im Hintergrund den bösen Widerhaken. Trotz alledem — wenn ich so an der Elbe hingehe — bei günstigem Angeltwetter, nicht zu sonnig und ein bißchen Regen in der Luft — ich muß die Angler für friedliche Gemüter halten, weil sie mich so friedlich stimmen. Ich habe die Angler nun einmal gern, ganz besonders, wenn sie nie etwas fangen. Das Angeln ist eine uralte Kunst, uralte wie der Zauber des Wassers. Die Slawen, die einst auch hier in unserer Elbaue saßen, waren leidenschaftliche Angler. Und von den germanischen Völkern müssen wohl die Engländer die größten Liebhaber des Angeln sein, denn ihre Literatur ist reich an Schriften darüber. Merkwürdig ist, daß eine Frau das erste Buch über das Angeln geschrieben hat. Juliane Berners, die Priorin eines englischen Nonnenklosters, schrieb im Jahre 1496 eine Schrift über die Angelei. Daran mußte ich denken, als ich die Angler an der Elbe sah. Ich malte mir das friedliche Klosterleben dieser angelnden Nonne aus — köstlich muß es gewesen sein! Was man doch für Gedanken spinnst auf einem Spaziergange durch unsere Elbaue!

Die Schiffswerft in Laubegast.

Fast scheint es, als ob unter den schweren Hammerschlägen von Versailles erst recht deutscher Geist und deutsche Spannkraft sich regen, um der Welt den lebendigen Beweis dafür zu geben, daß das deutsche Volk nur gekämpft und gelitten hat, um frei und ungestört arbeiten und sich entfalten zu können. Auch die Anrainer an der Elbe bekamen es zu spüren, daß Deutschland den Krieg verloren hatte. Jedoch nach kurzer Pause merkte man wieder den starken gefunden Pulsschlag des Arbeitswillens, der sich nicht unterliegen läßt. Besonders deutlich kommt einem das ins Bewußtsein, wenn man an der Elbe bei Laubegast neues Leben auf der Schiffswerft sich regen sieht. 30 Mann etwa waren früher dort beschäftigt, um die schmucken

Elbedampfer der Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrt in Ordnung zu halten und ab und zu auch ein neues Schiff zu bauen. Heute aber ist es anders geworden. Die stattliche Schar von 250 Mann schafft in emsigen Fleiß an neuen Aufgaben, die auch der Elbeschiffahrt erblühen, wenn sie in dem harten Wirtschaftskampfe, der sich jetzt entsponnen hat, wettbewerbsfähig bleiben will. Neues und Vieles ist erstanden in größeren Ausmaßen, nachdem die Neue Deutsch-Böhmische Elbeschiffahrt die Werft übernommen hat. Die Gebäude dehnen sich und wachsen, um mit den Plänen gleichen Schritt zu halten, eine den Elbeverhältnissen zugeschnittene moderne Werft zu schaffen. Besonders sympathisch will es jedoch wirken, daß nicht mit der Vergangenheit glatt gebrochen, sondern die alten Traditionen aufrechterhalten werden, und ein 87jähriger Arbeiter, der mehr als ein Menschenalter auf den dortigen Werften geschafft hat und heute noch in ungebrochener Rüstigkeit innerhalb der modernen Werft arbeitet, will fast als lebendiger Beweis für den Sinn von Tradition erscheinen, der dort heimisch ist.

Neben den geräumigen Hallen für den Holz- und Eisenschiffbau, neben den großen Maschinenanlagen, deren Leistungsfähigkeit durch eine Neuanlage gesteigert werden soll, neben den großen Vorrats- und Lagerhäusern liegen zwei neue große Elbkähne auf dem Helling, an die eine Schar von Arbeitern eben noch die letzte Hand anlegen, ehe sie vom Stapel gelassen und in den Dienst gestellt werden. Es sind zwei Neubauten, ganz aus Eisen und nach den neuesten Erfahrungen des Binnenschiffbaues, hergestellt. Nur das Takeldeck ist aus Holz, die Mannschaftsräume und einige Verkleidungen, die wegen der Feuchtigkeit notwendig sind. Wohl gibt es größere Kähne, die heute schon von Hamburg bis Leimeritz verkehren. Die beiden modernsten liegen hier oben fertiggestellt und zum Stapellauf bereit. Die beiden Schiffe, innen und außen völlig gleich, zeigen auch dieselben Ausmaße. Die gesamte Länge beträgt 65 Meter, die größte Breite 7,9 Meter, die größte Seitenhöhe 2,10 Meter und die Tragfähigkeit 600 T. Auf der Elbe muß man mit kleineren Maßen rechnen, als auf dem Rhein, weil die Elbe durchweg weniger Wasser hat als der Rhein. Infolgedessen muß der Schiffbauer an der Elbe erst recht darauf bedacht sein, die Wirtschaftlichkeit der Schiffe durch besonders gute sorgfältige Konstruktion zu heben.

Der Gegensatz zwischen den alten Elbkähnen und den neuen Fahrzeugen fällt selbst dem Laien sofort ins Auge. Ein alter Wunsch der Steuerleute auf den Frachtkähnen ist erfüllt. Anstatt des langen Baumastes, durch den mühsam und unständlich das Fahrzeug gesteuert wurde, erhebt sich auf dem Achterdeck ein schmuckes Steuerhäuschen, genau so wie auf den Dampfschiffen. Der alte Steuerbaum ist verschwunden und an dessen Stelle das Steuerrad getreten in der gleichen Art, wie es auch die schmucken Elbedampfschiffe führen. Besonders kraß springt der Unterschied zwischen einst und jetzt in die Augen, wenn man die steile Schiffsleiter in die Wohnung des Steueremanns hinabsteigt, die ihn ein Leben lang beherbergen soll. Küche, Wohn- und Schlafraum und Vorratskammern stehen ihm zur Verfügung. Alles sehr modern und gedie-

gen in der Schiffszimmerei und Tischlerei hergestellt. Die ganze Wohnung ist wirklich ein Schmuckstückchen und so schön möbliert, daß Kriegsgetraute und alle diejenigen, die nach dem Kriege zum Standesamt schritten, nur mit höchstem Reiz die Herrlichkeiten bestaunen werden, die hier geschaffen sind. Die Küche modern eingerichtet wie in einem neuen Hause, der Wohnraum mit gebiegem Sofa und sonstiger Inneneinrichtung und der Schlafrum mit so prächtigen Betten, daß es sich in Zukunft wohl lohnen wird, als Gast des Steuermanns eine Fahrt elb- abwärts bis Hamburg auf dem Frachtschiff zurückzulegen. Eine elektrische Klingelanlage gibt dem Steuermann die Möglichkeit, sich mit den Mannschaften am Vorderdeck in Verbindung zu setzen und ihnen Befehle hinüber zu morsen. Doch die Mannschaft ist dabei nicht zu kurz gekommen, denn auch die Mannschaftsräume unter dem Vorderdeck sind sauber und wohnlich eingerichtet und jedermann hat sein eigenes Schlafgemach. So erfreulich der auffällige Fortschritt auch ist, so will es doch den, der beobachten muß, wie ein Stück Volkspoesie nach dem anderen aus dem Volksleben verschwindet, mit leiser Wehmut erfüllen, daß in Zukunft auch ein Grammophon vom Schiffsdeck seine Weisen hinausjchnarren soll. Das Schiffs- klavier wird immer seltener und der Leute, die es spielen können, immer weniger. Kaum jemand ist aber so melodienhungrig wie der Schiffer und darum muß dieses Zugeständnis gemacht werden. Ein Zeichen der Zeit, das freilich nicht froh stimmt. Auf dem Deck, das natürlich aus Holz besteht, ist auch eine bemerkenswerte Neuerung eingeführt und zwar die abnehmbaren Stulpen. In Zukunft ist also auch hier der Uebelstand vermieden, das beim Einladen und Löschen der Schiffe die Stulpen ausschlagen können. Beides wird schneller und müheloser von statten gehen, als früher.

Auch im Innern der neuen Schiffe sind eine Menge Neuerungen getroffen: die Schotten sind aus Eisen und mit einer grauen Farbe angestrichen, die ungemein sauber und appetitlich wirkt. Der Schiffsboden selbst ist mit einem neuen Eisenlack gestrichen, der viel länger hält, als die früheren Lacke.

Der weitere Ausbau der Werft in Dresden-Laubegast macht es auch notwendig, daß neue Mannschaftsräume angeführt werden. Es ist hier selbstverständlich, daß die sozialen Einrichtungen musterträchtig, Fr- und Waschräume und Kleiderschrank modernen Ansprüchen genügen. Ein schmuckes langgestrecktes Haus, das sich fast bis zur Elbe zieht, gewährt einer Reihe von Werftbeamten eine angenehme Heimat. Ein neues großes Schifferheim ist geplant und wird in naher Zukunft aufgeführt werden, wo mindestens weitere 40 Mann von der Werft Unterkommen finden können. Nach der Art, wie auf den rheinischen Werften Schifferhäuser angeführt sind in sogenannten altdeutschen Stil, wird auch hier ein Schifferheim entstehen, das die Brücke vom Unternehmer herüberschlägt zum Arbeitnehmer.

Dresden—Berlin in 70 Minuten.

Von Johannes Säfte, Dresden.

Mit etwas bangem Gefühl komme ich am Flughafen Dresden-Radiß an. Ich denke

an Schwindel, Erbrechen und andere Fatalitäten, denn ich will das erstmal fliegen. Der blanke, gleißende Riesenvol steht schon startbereit. Es ist ein Junkers Ganzmetallflugzeug. Drüben, beim Verwaltungsgebäude, ist eben das aus Fürth kommende Flugzeug gelandet. Mit zufriedenen, stolzen Mienen entsteigen ihm die Passagiere. Ich gebe meinen Flugchein ab und begeben mich in die Kabine. Entzückt bin ich von der hübschen Ausattung derselben. Vier weiche Lederpolsteressel laden zum Sitzen ein. Neben jedem Sitz ist ein mit Dedel versehener Aschebecher angebracht; denn Rauchen ist erlaubt. Alle Seiten sind mit Tuch verkleidet, den freundlichen Eindruck noch erhöhend. Man denkt, man befindet sich in einem Luxusauto.

Zu mir kommt noch ein Passagier, ein älterer, weißbärtiger Herr. Der Pilot bestiegt seinen Führersitz und pünktlich startet das Flugzeug. Noch ein kurzes Winken und das Metallungetüm saust, in nördlicher Richtung, in rasender Geschwindigkeit über das Flugfeld. Jetzt eine scharfe Wendung und die Maschine fährt immer rasender, immer schneller zurück nach der Elbe! Ein Aufbäumen! Und mit einem fühlbaren Ruck befreit sich der Apparat von der Erde. Welch wunderbares, schöne Gefühl, so stolz und unabhängig von der Erde dahinzuschweben!

Die uns nachschauenden Menschen gleichen Ameisen, die Elbe unter uns nur noch einem schmalen, silbernen Band. Wir fliegen über die Briesnitzer Kirche, wenden in einer kurzen Kurve und entfernen uns in nördlicher Richtung. Noch Abschied nehmend von Dresdens Türmen und Kuppeln, nahe schon das Moritzburger Schloß, umgeben von Seen und Teichen. Die vielen Fenster blitzen und die Oberflächen der Wasser glitzern im Abendsonnenschein. — Welch ein prachtvoller Anblick! — Schnell wie es herangekommen, entschwindet es wieder unseren Blicken. Weit und breit dehnt sich unter uns ein nicht übersehbarer, blaugrüner Nadelwald. Schmale, graugelbe Striche durchziehen ihn — Straßen und Wege.

Hier und da tauchen einsame Häuschen, Dörfer, kleine Städte und in schnurgerader Richtung das Land durchziehende Schienenstränge auf. Silbern leuchtende Kanäle durchschneiden nach allen Seiten die Ebene.

Mein Gefährte sieht nach der Uhr, es ist 6,30 Uhr, wir sind nun schon 40 Minuten unterwegs, die Zeit vergeht „als wie im Flugel“. Des Sachsenlandes Grenze haben wir schon lange überflogen. Ich unterhalte mich mit meinem Fluggenossen glänzend (das Propellergeräusch stört uns fast gar nicht dabei) und wir machen uns auf besondere Sehenswürdigkeiten aufmerksam, denn sehenswert ist alles!

Selten erkenne ich ein Pferdegespann, noch seltener ein Auto, niemals einen Menschen. Die Straßen liegen einsam und verlassen. Die Wälder- und Felsberggrenzen erscheinen als haarstark abgeschnitten, geometrische Figuren bildend. Die Stoppelfelder erwecken von oben gesehen den Eindruck einer gelben Sandwüste. Sie verstärken ihn noch dadurch, daß das Getreide in Reihen gesät war. Diese Stoppelfelder sehen sich wie Spuren des Windes, die er in den Sand geweht hat, an.

Wir überfliegen Boffen, des Mitreisenden Heimatort. Rechts, im Osten, spiegelt

sich die Sonne in mehreren Wasserflächen, und noch weit vor uns sehe ich etwas Dunkles, Düsteres, Unübersehbares. Ein breiter Kanal kommt heran und ist schnell überflogen. (Teltowkanal.) Das Düstere kommt näher und entpuppt sich als das Häusermeer Berlins. Wir befinden uns in 1200 Meter Höhe. Nicht weit vor uns gewahre ich die Gebäude der Tempelhofer Flugstation, das Flugfeld (früheres Parademarsch- und Exerzierfeld), und aufblitzende Lichtsignale; denn es ist bereits etwas dunkel geworden. Das Propellergeräusch wird schwächer und rasch nimmt die Höhe ab. Die erst so winzigen Häuschen vergrößern sich zusehends, wachsen immer höher und verwandeln sich zu großen Mietstakernen. Vom Höhenmesser (man kann ihn durch ein Fenster an der Vorderwand blickend, beim Führer sehen) lese ich nur noch 100 Meter Höhe ab. Im Nu sind wir unten und sausen über den Boden dahin. Am Zittern und Schütteln merke ich, daß unsere Maschine bereits wieder auf festem Boden fährt; bis vor die Flugzeugbaracken, hier hält es an. Es ist genau 7 Uhr. Pünktlich auf die Minute sind wir in Berlin-Tempelhof eingetroffen. Von meinen Befürchtungen hatte sich keine erfüllt.

Die Rheinromantik.

Die Blütezeit des Rheinmythus trifft mit der romantischen Kunstströmung zusammen. Ein junges, erlebnisreiches und poesievolles Dichtergeschlecht vereinigte sich am Rhein und um den Rhein. Die Anziehungskraft des Rheins entsprang aus der objektiven Schönheit des Landschaftsbildes und aus der historischen Bedeutung des Landes zugleich. Schon früh war der Rhein als Lebensader Deutschlands erkannt worden. Die im Jahre 1858 erschienene Bibliotheca Geographica, ein Verzeichnis der von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1856 erschienenen Werke über Geographie und Reisen, weist etwa 120 Rheinreisehandbücher, 40 von der Donau, 25 von der Elbe und 6 von der Weser auf.

Früh wurde der Rhein zum Mittelpunkt der Sagenwelt und so zum Symbol der Heimat. Zahlreiche Fäden verbinden auch schon die mittelhochdeutsche Dichtung mit dem Rhein. Oft wird der Strom noch als westliche Grenze empfunden. Das änderte sich, als mit der Renaissance das nationale Denken erstarkte. Schon damals wurde die These versprochen, der Rhein sei niemals Deutschlands Grenze gewesen. Auch in der Dichtung tritt jetzt zum ersten Male eine vergleichende Wertung des Flusses auf. Einzelne Rheinlagen gingen in die Literatur über; nationaldeutsche Motive finden sich dann in der Barockkunst. Verse Goethes klingen bereits wie Vorjusen der Rheinromantik; bei ihm und bei Schiller wird auch die politische Bedeutung des Stromes berührt.

Die Entstehung der Rheinromantik gründet sich auf ein dreifaches: das Werden eines neuen Naturgefühls und eines neuen historisch-nationalen Denkens und die Vereinigung der Träger dieser geistigen Strömungen, ihr gesellschaftliches Leben und ihre Wanderfahrten in den Gegenden am Rhein. Dazu kam die besondere politische Lage, die

Bedrohung dieses schönsten und deutschesten Gebietes und seine Befreiung.

Mittelpunkt der Romantik im rheinischen Land ist zunächst die Familie Brentano; in Clemens keimt früh die Liebe zum Rhein auf, und nicht weniger ist Bettina Rhein-schwärmerin. 1805 wurde dann Heidelberg der Mittelpunkt eines Kreises, von dem die reichsten Anregungen für die Rheinromantik ausgegangen sind. Der Schlesier Eichen-dorff nimmt aus diesem Kreise ein lebendiges Rheinbild mit und verwertet es in seinem Roman „Ahnung und Gegenwart“. Für die Entstehung der Rheinromantik von besonderer Wichtigkeit sind die beiden Freiheitsdichter Schenkendorf und Arnbt; sie bringen einen neuen Ton in die rheinische Dichtung. Schließlich setzten Simrock, Kin-nel, Müller von Königswinter und andere die bisherigen Tendenzen fort.

Die vielfältigen Eigenschaften der Rhein-landschaft konnten erst auf Grund einer Stellung zur Natur für diese Männer zu einem Rheinbild zusammenwachsen, das auf ganz Deutschland wirkte und einen Ideal-charakter annahm. Die ideale Landschaft wurde zum nationalen Symbol, und an der romantischen Betrachtung entzündeten sich fortwährend Begeisterung und Tat. In dieser Zeit stellte und beantwortete man auch erst wirklich die früher nur vorübergehend aufgeworfene Frage, ob der Rhein Deutschlands Strom oder Deutschlands Grenze sei.

Aus der Geschichte der Post.

Von Else Niem-Steglich.

Von jeher war bei allen Kulturvölkern das Bedürfnis nach einem mehr oder weniger regelmäßigen Nachrichtenaustausch rege und die Völker der Antike wußten sich auf die verschiedensten Weisen über die Ent-fernungen hinwegzuhelfen.

Schon um 2000 vor Christi bestand in Ägypten eine Botenpost, doch wurden die Nachrichten ursprünglich nur mündlich über-mittelt. Doch sah man die Unzulänglichkeit dieser Art bald ein und ging dazu über, Tontafeln zu benutzen. In El Amara hat man eine große Menge dieser Tontafeln aus-gegraben, die sich auch oft in den Händen von Boten auf bildlichen Darstellungen fin-den. Später, als sich Ägypter und Babilonier im Postwesen zusammensetzten, wurden schöne Poststraßen durch Westasien ge-führt, auf deren Zwischenstationen die Boten ihre Nachrichten austauschten.

Bei den Persern richtete Cyrus Reiter-posten ein, die so gut organisiert waren, daß für die 330 Meilen von Sardes nach Susa nicht mehr als sechs Tage gebraucht wur-den. Alle 3 bis 4 Meilen fanden sich Re-laisstationen, auf denen ein reisefertiger Reiter den ankommenden Boten erwartete, der ohne abzustiegen, seine Nachricht über-gab.

Die Griechen hatten ursprünglich nur ge-legentliche Posten, die von Schnellläufern versehen wurden und erst allmählich zu einem richtigen Postdienst wurden. Bis zur Erfindung des Papyrus benutzten sie Wachstafeln. Die Römer, die in ihrem vor-züglich ausgebildeten Staatswesen eine gute Post nicht entbehren konnten, waren die er-sten, die diese Einrichtung auch dem Privat-

verkehr nutzbar machten. Bisher hatte jede amtliche Nachrichtenübermittlung lediglich staatlichen und kriegerischen Zwecken ge-dient. Sie schufen eine Wagenpost, die auch Personen und Güter beförderte, ja sie mach-ten sogar schon einen Unterschied zwischen Schnell- und Langsamfrachtposten.

Im frühen Mittelalter versiel das Post-wesen fast ganz. Die germanischen Herzöge sandten sich untereinander Boten, die für ihren geringen Verkehr vollauf genügten. Die Post, die Karl der Große nach römischem Muster einzurichten suchte, versiel nach sei-nem Tode gänzlich.

Erst als die Städte erblühten, machte sich das Bedürfnis nach zuverlässiger Nachrich-tenvermittlung von neuem geltend. Uni-versitäten und Klöster schufen sich Fußboten-posten, und die Strecken, die oft von im Auftrage ihres Klosters wandernden Mön-chen zurückgelegt wurden, waren ganz ge-waltige. Auch die Metzgerposten waren für die Beförderung wertvoller Waren sehr be-liebt, denn die Metzger waren reich und da-her zuverlässig und kamen weit im Lande herum.

Alle diese verschiedenartigen Bestrebungen wurden aber allmählich unnötig, als die Herren von Thurn und Taxis das Privileg für eine Reichspost von Kaiser Maximilian erhielten. In der Mitte des 16. Jahrhun-derts hatte sich diese endgültig durchgesetzt, denn man lernte allmählich den Wert der festen Gebühren schätzen. Als jedoch dieser Familie das alleinige Recht für das ganze Reich zugestanden wurde, setzte ein heftiger Kampf der Einzelstaaten dagegen ein. Be-sonders der Große Kurfürst gab sich damit nicht zufrieden und schuf sich eine eigene Landpost, die bald durch ihre Schnelligkeit Bewunderung erregte. Bis zum Jahre 1867 hielt sich die Taxispost, bis in diesem Jahre Preußen das Postwesen aller Länder über-nahm, die dieser angehört hatten.

Dann nahm das Postwesen mit der Ver-breitung der Eisenbahnen und des Telegra-phen einen überraschend schnellen Auf-schwung, die Erfindung der Briefmarke und der Postkarte, die billigen Einheitsportofläche und das Fünf-Kilopaket, alles war dazu be-stimmt, die Post zu einem immer großarti-geren Verkehrsinstitut zu machen. 1876 wurde Stephan Generalpostmeister des Norddeutschen Bundes und er war es, dessen Name immer mit der Geschichte des moder-nen Postwesens verbunden sein wird. Ein weiterer Schritt war die Erfindung der Rohrpost zur schnelleren Briefübermittlung innerhalb einer Stadt, und der Briefmar-kenautomat zur Entlastung der Beamten.

Die Gründung des Weltpostvereins knüpfte ein festes Band um die Länder der Erde und je mehr die Technik fortschreitet, um so näher werden sie sich gerückt. Draht-lose Telegraphie und Radio, alle jene Wun-der der Natur, die die Menschen eines nach dem andern sich dienstbar machen, dienen nur dazu, die Zwischenräume zu über-brücken. Solange die Technik weiter arbei-tet, ist auch die Entwicklung des Post-wesens nicht abgeschlossen. Dinge werden verwirklicht, die noch vor wenigen Jahren kein Mensch für möglich erachtet hätte.

Miscellen.

Das erste Hemd wurde im 16. Jahr-hundert von der Königin von Frankreich ge-tragen. In alter Zeit war es ein Grund zur Ehescheidung, wenn ein Mann ein Hemd, eine Frau Hosen trug.

Das Taschentuch wurde um 1600 in Deutschland bekannt. Nur Könige, Fürsten und Personen von Rang durften es be-nutzen. 15 Jahre später wurde sein Ge-brauch den Dresdner Bürgern durch eine Verordnung ausdrücklich untersagt.

Die Gabel war im 17. Jahrhundert noch unbekannt. Anna von Oesterreich, die „Kö-nigin mit den schönen Händen“, griß bei einer Gelegenheit mit der Hand in Ragout und steckte ihre Beute zum Zeichen beson-derer Gunst ihrem Tischnachbar in den Mund.

Den ersten Filzhut trug Kaiser Karl V. im Jahre 1547 bei einer Truppenmusterung. Als es regnete, nahm er ihn ab, damit er nicht naß wurde.

Die ersten seidenen Strümpfe trug die Königin Elisabeth von England im 17. Jahrhundert. Sie trug ein und dasselbe Paar „wie länger“ als vierzehn Tage.

Im königlichen Palais gab es unter Kai-ser Wilhelm I. noch keine Badewanne. Wenn der Kaiser zu baden wünschte, schickte man in ein nahe gelegenes Gasthaus, das erst vor kurzem abgebrochen wurde, und ließ von dort eine holen.

Eine Sonnenfinsternisverord-nung aus der guten alten Zeit.

Unsere Vordern hatten vor allen un-gewöhnlichen Himmelserscheinungen große Furcht. Das Erscheinen eines Kometen, Sonnen- oder Mondfinsternisse erweckten selbst bei den Gebildeten Angst und Aber-glauben; und die regierenden Häupter haben, aus Besorgnis für ihre Untertanen, oft Verordnungen erlassen, die Verhaltens-maßregeln und Befehle enthielten, die von der Bevölkerung befolgt werden mußten.

Eine Verordnung des Landgrafen Frie-drich II. von Homburg (auch der Landgraf mit dem silbernen Bein genannt) lautet:

„Demnach Seiner hochfürstlichen Durch-laucht berichtet worden, daß am nechstkünftigen Mittwochen, wird sehn der 23. Septem-ber Um 10 Uhr eine gar gefährliche Finsterniß sein soll, als haben Er. Hochf. D. als ein rechter Landes-Vatter auch für ihre Untertanen darin sorgen undt ihnen an-deuten lassen wollen, daß sie ihr Vieh den tag zu Vor, undt epliche Tage hernach zu Hause halten.

Undt deshalb das nöthig Futter anschaf-fen undt der Ställen Thür undt fenster wohl schließen, die brunnen wohl bededen, die Keller undt Korn-böden wohl versehen sol-len, darmit umb die Zeit die böse Luft nit einlogiere undt eine böse infection nit an-haffe.

Weill solche große Finsterniß undt aspec-ten sichhusten, schweren flüssen, jähen-fällen, grassierende giftige Fieber, ja pestilenzische Seuchen undt ganz unbekante Krankheiten undt dergleichen trohet.

Bohrnach sich denn ein jeder zu riechten wissen undt hat.“

Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößschenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6. Schriftleiter: A. Schruth, Kößschenbroda-Maundorf.

Totenfeier.

Im Herbststurm ging der stille Tage zu Ende,
Ein fernes Läuten klang zu mir herauf.
Da faltete ich still und stumm die Hände
Und heißes Beten stieg zum Himmel auf.

Im Westen lohten purpurfarb'ne Gluten,
Gleich einem riesengroßen Opferbrand
Von tausend Herzen, die da draußen bluten
In letzten Schlägen für das Vaterland. —

Da zog am Firmamente seine Bahnen
In letztem Leuchten ein erloschener Schein;
Und in mir dämmerte ein banges Ahnen:
Sollt es dein Stern, dein letztes Grüßen sein? —

Du kommst nicht wieder, ruhest in fremden Fluren;
Ich weiß nicht, wo dein Grab ich suchen soll.
Verloren wie der Stern sind deine Spuren
Und meine Seele klagt entsetzungs-voll. —

Drum schmäht ich heute nur was mir geblieben,
Dein Bild mit einem schlichten Trauerzweig
Und neide alle, die zu ihren Lieben
Heut pilgern können nach der Toten Reich. — th.

Der Totentanz zu Dresden.

Die Idee, den Tod bildlich darzustellen, reicht wohl bis in das tiefste Altertum zurück. Sie wurde je nach dem Charakter des Volkes verschiedenlich ausgedrückt. Sene stellten den Tod durch schöne liebliche, andere wieder durch häßliche und abschreckende Bilder dar. In den meisten Fällen, insbesondere in unserem deutschen Vaterlande, stellt man sich den Tod bildlich vor als ein menschliches Gerippe mit Sanduhr und Sense.

Diese bildlichen Darstellungen des Todes, wozu in der Regel ein besonderes, eine hervorragende Person oder Familie, auch ein ganzes Gemeinwesen betreffendes unglückliches Ereignis die Veranlassung gab, nannte man schlechtthin „Totentanz“.

Den Dresdner Totentanz ließ Herzog Georg der Bärtige im Jahre 1535, nachdem ihm der unerbittliche Tod seine sechs Kinder und auch noch seine Gattin entrissen hatte, als Mahner an die Kürze jeglichen Erdenglücks errichten und zwar an seinem Schlosse — Georgenschloß — unterhalb des dritten Stockwerkes über dem jetzigen Georgentore.

Als im Jahre 1701 genanntes Schloß durch ein gewaltiges Schadenfeuer eingeäschert wurde, wurde auch der Totentanz mit beschädigt und wäre vielleicht für immer verloren gegangen, wenn nicht der damalige Pastor der Kirche zu Neustadt-Dresden — jetzige Dreikönigskirche —, Magister Hilscher, bei dem seinerzeit regierenden Kurfürsten August dem Starken die Wiederherstellung beantragt hätte.

August der Starke verzichtete auf dieses alte Kunstwerk und überließ dasselbe schenkungsweise der Kirchengemeinde zu Neustadt-Dresden. Diese hat dann den Toten-

tanz restaurieren und an der Mauer ihres „Begräbnisplatzes“ aufstellen lassen, der sich auf dem Platze befand, wo heute die Dreikönigskirche steht. Später, vor etwa 200 Jahren, verlegte man den Begräbnisplatz nach den „Scheunenhöfen“, wo er sich jetzt noch befindet als „Innerer Neustädter Friedhof“ (Friedensstraße). Infolge dieser Verlegung mußte auch der Totentanz seinen Standort nochmals wechseln. Er wurde 1733 ebenfalls dorthin gebracht und unmittelbar neben der Wohnung des Totengräbers aufgestellt. Hier befindet sich der Totentanz heutigen Tages noch.

Er ist eines der alten Dresdner Wahrzeichen, im Ausland mehr bekannt, als bei uns. Noch viele alte, wunderschöne Denkmäler aus der Barockzeit träumen dort ihrer völligen Verwitterung und Auflösung in Wind und Wetter entgegen. Draußen rings umher aber lärmen Industrie- und Gegenwartsbetrieb — während irgendwo der Tod grinsend umherschleicht:

„Wenn du kommst und wenn du gehst,
Wo du bist und wo du stehst,
Denke, daß du sterben mußt.“

So steht es als erster Spruch auf dem Dresdner Totentanz. Das Ganze ist ein langer Wandfries, bestehend aus 27 in Sandstein gearbeiteten Vasrelieffiguren. Dieses Bildwerk ist eine Verherrlichung des horazischen Spruches: „Es klopfet der Tod an Schläfer wie an Hütten.“ Der Tod als klapperndes Gerippe führt zweimal einen Keigen an: einen geistlichen und einen weltlichen.

Zuerst eine Zipfelmütze ironisch auf dem Knochenschädel, mit handartig über das Gerippe herabwallender Gewandung. Seine Rechte hält den schlangenumzingelten Wermutskocher. Schlangen winden sich um seine zum Tanze sich schwingenden Beine. An

das Gewand des grinsenden Chorführers hält sich der Papst, der, ganz im Ornat seiner pontificalen Würde und mit dem doppelten Kreuzstab, zögernd folgt. Aber der Tod höhnt:

„Komm, alter Vater, komm, ich muß dich nun begraben,
Weil dich die Leute hier nicht länger wollen haben;
Daß aber deiner nicht so ganz vergessen sei,
Siehst du im Bildnis da mit deiner Clerisey.“

Gebückt folgt ein Kardinal. Mühselig, müde schleppt er sich hin und faßt das herabhängende Inful der päpstlichen Tiara. Ein Bischof schleift sich an. Nun folgen ein Abt und ein „Gottesjunger“ (Kapitulat), und beide zwingt die graufige Muff des blasenden Todes den Fuß im Tanzschritt zu heben. Ein Kaplan mit Stola und Monstranz wendet sich halb dem Tode und seiner zwingenden Melodie, halb einem widerstrebenden Franziskanermönch zu, der umsonst Gebetsbuch und den Rosenkranz krampfhaft umklammert. Mit angstvollen Gesichtern lauschen sie, und allsogleich wird auch sie beide der Tod in seinen Tanz zwingen.

Aber schon wieder wendet sich der Knochenmann neuen Gästen zu. Ein Schleier umplattert ihn jetzt. Mit zwei Schenkelknochen wirbelt er gewaltig die hochgehängte Trommel, und nun folgt der weltliche Keigen. Voran der Kaiser mit der uralten Krone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Ihm folgt ein König mit der Kleeblätterkrone und dem Zepter über der Schulter. Und der Tod spielt auf:

„Du, Kaiser, folgest mir samt allen Potentaten;
Kein König tut's mir nach an Ruhm wie an Laten.“

Der Fürst und Grafe stirbt, es stirbt der
Rittersmann,
Weil niemand, wo er sey, sich mein erwahren
kann.“

Man erkennt die Züge dieser Herren der Welt. Der Kaiser ist Karl der Fünfte, der bleiche, mißtrauische, bössartige, stolze und vorzeitig weltmüde, den die Gärungen der Reformation und die Launen schöner Frauen verwirrten, der Herrscher über das Deutsche Reich und Spanien samt seinen Kolonien; der Mann, der sich rühmte, daß „in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe“. Der König ist Ferdinand I., der Bruder Karls, dem dieser sein ihm zugedachtes Erbteil nicht gönnte, bis er es schließlich ihm doch lassen mußte, weil seine egoistische, aber schwache Natur der großen Reiche nicht Herr werden konnte. In der damaligen spanischen Mode des tief herabreichenden, verbrämten Kodes mit Pluderärmeln folgt Ferdinand dem Kaiser. Hinter ihm schreitet Herzog Georg der Bärtige von Sachsen. Er ist es, zu dessen Zeiten dieser Totentanz geschaffen wurde. Auch er war ein Mensch, der sich vergebens gegen die neue Zeit stemmte, der die Reformation nicht aufkommen lassen wollte und sie überall heftig bekämpfte, so daß ihn Luther den „Meuchler zu Dresden“, den „Teufelsapostel und dummen Junker“ nannte. Sein Leben war unglücklich. Sieben seiner Kinder starben vor ihm hin. Als auch seine Gattin Barbara, eine polnische Königstochter, verschied, ließ er sich Bart- und Haupthaar kunstlos wachsen und erhielt daher den Namen „der Bärtige“. Ihn selbst aber, der so wenig gegen das neue Leben der Reformation ankämpfen konnte wie gegen das Sterben in seinem Hause, besiel erschütternd das Bewußtsein von der Unentrinnbarkeit vor Schicksal und Tod. Daher befahl er dem Künstler, der das Relief schuf — es soll Meister Schickelstanz gewesen sein —, er möge auch ihn in den Totentanz aufnehmen. Und so erscheint er nun darin mit Pelztragen und reich verbrämten Sammetrod. Auf der Brust hängt ihm die Kette des spanischen Ordens vom goldenen Vlies, den er 1531 erhalten hat. Arm in Arm schreitet der Herzog mit einem vornehmen Herrn dahin, in dem man einen seiner Söhne, vielleicht den geisteschwachen Friedrich, vermutet.

Ein völlig geharnischter Ritter bildet den Beschluß des Reigenvortritts. Um die Lenden trägt er einen Panzerschut und auf dem stolz erhobenen Haupt ein mit wallenden Federn geschmücktes Barett. Nun folgt die Bürgerschaft, angeführt von einem Edelmann, der vergebens den Knäuel des Schwertes ergreift, als wolle er dem Tode Trotz bieten. Ironisch aber sagt der Senfemann: „Ihr seid hier alle gleich. Wenn einer wär’

vom Adel,
Ein Ratsherr bei der Stadt, ein Meister
ohne Tadel,
Soldat und Bauersmann, ein Mann mit
einem Bein,
Doch muß er in Person mit an dem Tanze
sein.“

Bedächtig schreitet ein aus seiner Studierstube vom Tode herbeigerufener Gelehrter dem Edelmann nach. Dann folgt ein Bild, offenbar der Meister des Totentanzes selbst: ein Steinmetz mit Spikhaue und Winkelmaß über der linken Schulter. Er hat einen großen lebernen Schurz um und

eine lederne Mütze auf dem Kopf, die Zeichen seiner Kunst. Er schreitet von allen Gerufenen am ruhigsten. Hinter ihm geht ein Bauer mit gebundenem Dreschflegel. Ein Bettler hint hinterdrein, mühselig auf einer Krücke sich stützend. Dann aber kommen die Frauen daran. Ihnen winkt der Tod:

„Und ihr müßt auch mit dran! Kein Weib
aus allen Ständen
Wird mir an diesem Tod entweichen aus
den Händen.“

Der junge Mann muß fort, das Kind, der
alte Greis,
Weil man an diesem Ort von Unterschied
nichts weiß.“

Eine Aeblistin mit Krummstab führt an. Ihre erhobene Linke faßt die Hand der 1534 verstorbenen Gemahlin des Herzogs, Barbara; eine Bauersfrau mit Wanderstock folgt. Sie trägt eine über die Brust zusammengebundene Hode, aus der ein paar Gänse den Hals herausreden. Dann kommt die Nachlese des Todes: ein junger venezianisch gekleideter Mann mit großem Geldsack, ein kleiner entblößter Knabe und ein Greis, der seine Kappe schwingt und Kind und Jüngling zum Tanz aufmuntert.

Als letzter erscheint noch einmal der Tod, sich drehend, und die Sense, als ob er mähen wollte, nach unten schwingend, einen schauerlichen Rehraus tanzend.

„So wird eines nach dem andern
Hin zu seinem Grabe wandern,
Bis wir endlich alle seyn.“
Mit diesem ernststen Spruch schließt das Ganze. —

Ursprünglich war das Relief, wie schon eingangs erwähnt, hoch oben am dritten Geschloß des Georgentores (ehem. Königl. Schloß) angebracht. Dieses große Torhaus, das im Mittelalter unmittelbar auf die Elbbrücke führte, war in seiner Ausschmückung ganz der Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen gewidmet. Ueber dem Tor befand sich im runden Schild ein ausgehauener Totenkopf. Darüber waren Adam, Eva und die Schlange, „wie sie den Sündenfall begehrten“, abgebildet. Ferner Rains Brudermord mit der Inschrift: Per invidiam diaboli mors intravit in orbem“ (durch den Neid des Teufels kam der Tod in die Welt!).

Der Dresdner Totentanz aber zeugt heute noch als merkwürdiges Denkmal von vergangener Kunst und Lebensanschauung und historischer Bedeutung. Und mahnt besonders am Totensonntag: Media vita in morte sumus! (Mitten im Leben sind wir vom Tode umfangen!).

F. A. Gsche-Dresden.

Nebelung

nennen wir den Monat, dessen rauschende Flügel jetzt über Tal und Höhen wandern. Der Silbhart schenkte uns noch des Laubes bunte Pracht und übergieß sie auch mit warmem Sonnenlicht, er ließ die Traube gläsern werden zur süßen Reife. Der Nebelung aber macht Ernst mit dem Abschiednehmen von Laub und Blumen, von Vogelschwingen und Sonnenschein. Mit großer Geste segt er alles hinweg, was an Freude, Glanz und Glück des Jahres erinnerte. Zu Boden wirft er die bunten Blätter und führt mit den farbigen Dingen auf den stillen Waldwegen noch tolle Wirbelstänze auf, doch es

ist ein Todestanz, aus dem alles niederfällt zur Mutter Erde, die im jungen Lenz die Säfte gab, aus denen die Baumwipfel sich ihr grünes Maientkleid webten. Jetzt sucht in den kalten Wipfeln hier und da noch ein Eichhörnchen nach einer oben gebliebenen Eichel oder es huscht langsam über den rotbraunen Wursthoden unter der großen Buche, um nachzusehen, ob noch einige Eckerferne das Aufbeissen verlohnen. Aber eilig haben es die Tierlein diesmal gar nicht mit ihrem Sammeleiser. Sie waren von jeher die besten Winterpropheten und scheinen gut zu wissen, daß die weiße Zeit in diesem Jahre nicht so streng werden wird. Wie emsig war ihr Treiben im Vorjahre, jede Nuß wurde aufgespart, jedes Körnlein aus den Zapfen verpeißt! Bald wird der Wald ganz still sein, alles geht zur großen Winterruhe und träumt dem Erwachen in Blütenruß und warmer Sonne entgegen.

Für uns aber beginnt die lichtlose Zeit, die Tage des Nebelung und der Stürme. Schon der Edda uraltes Sagenbuch erzählt von dem Schlosse der Winde weit, weit im Norderland, wo die Meereswogen an die ewigen Eisgestade Jötunheims tosen. Dort wohnen die Sturmriesen in den kristallklaren Eissäulen des Windeschlosses und warten in ihrer unbändigen Riesenkraft bis sie ihr Vater hinausschickt über die Menschenerde. Der aber sitzt als gewaltiger Adler auf den Zinnen der Sturmburg und schlägt unablässig mit den mächtigen Schwingen und gibt so seinen Kindern, die auf Waggfahrt sind, bauern neue Kraft. Welch herrliches Bild: alles ist abhängig von dem Flügelwehen, dem Geiste und der Kraft des großen Vaters! Der aber schickt immer wieder andere Söhne hinaus in die Welt, einer wilder als der andere und feiner Kinder Zahl ist groß. Die sausen dann über das Menschenland, zerbrechen mit Riesengriff alles Morfche und werfen das Unnütze zu Boden. Sie beugen die Wipfel der mächtigen Buchen und peitschen mit den Rutenhänden der Birken wie Geißelhebe durch die Luft. Sie fahren um keines Hauses Dach, reißen ab, was nicht ganz fest war und sagen dir, daß du ein sorgsamer Hausvater sein sollst. Sie heulen vor Fenstern und Türen und pfeifen des Windes Tonleiter um den Hausgiebel. Aber gerade dadurch schaffen sie drinnen im behaglich durchwärmten Raume die trauliche Stimmung, die Märchenpoesie, zu denen das Sturmsausen erst die romantische Kulisse macht. Im Nebelung ist die Zeit der innigen Familienabende, wo die Bücher wieder zu ihrem Rechte kommen und beim Lampenschein die goldenen Schätze für Herz und Gemüt enthüllen, die Zeit, wo die Laute daheim erklingt, die uns erst im Bergwalde die Wandertage froh gemacht. Möchte das in recht vielen Familien so sein, wie es Ludwig Richter, der deutsche aller Maler, so fein zeichnet.

Draußen aber, im Stromgelände und auf den stillen Waldwiesen braut die Nebelfrau! Der volle Mond ist über die Fichtewipfel herausgeklettert und scheint nun durch kalte Eichen auf die Wildweide. Er scheint auf weiße Schleier, die hier ziehen und weben: es ist Nebelung! Ein leichter Luftzug aus der Waldesfülle bewegt das graue Meer. Es wallt, es ballt sich, formt

sich zu Gestalten. Sind 's wehende Wolkenfahnen, die da fliegen, sind 's liebliche Nixenkinder, die dem nahen Teich entstiegen und winkend den Wanderer locken, ihnen in ihr korallenrotes Schloß auf dem Grunde zu folgen? Hüte dich! Ihre Schönheit ist nicht ihr Herz, sie sind böse und trügerisch, schwinden und wechseln wie der helle Mond. Bleib auf dem Wege und weiche nicht ab, denn es ist Nebelung!

Kurt Merich, Raundorf.

Grabkränze.

Auf dem alten Köhschenbrodaer Friedhof, dem an der Kirche, befanden sich bis zum Umbau des Gotteshauses auf etlichen Gräbern aufrechtstehende Holzkästen. Durch eine Glascheibe, die die Vorderseite bildete, erblickte man im Inneren Bilder, gedruckte und geschriebene Verse und Sprüche, vor allem aber Kränze. Das verschiedenste Material war da verwendet; Kränze aus Perlen, die, auf Draht gereiht, Blumen und Blätter, Bänder und Schleifen bildeten, ferner Kreuz, Herz und Anker, das bekannte Symbol für Glaube, Liebe, Hoffnung, mit mehr oder weniger Gelingen gefertigt, weiter Sterne und Ranken, alles aus meist schwarze und weißen Perlen sicher nicht ohne Mühe hergestellt. Auch Wachs- und Papierblumen spielten eine Rolle, nie aber waren Kränze zu sehen, die einst aus frischen, lebendigen Blumen bestanden hatten; man war augenscheinlich stets bedacht gewesen, den Kranzspenden möglichste Haltbarkeit zu verleihen. Auch ihre Aufbewahrung in den kleinen Schreinen deutet darauf hin.

Beim Kirchenumbau sind — leider! — diese Gräber, es waren wohl Kindergräber, ihres ländlich-vollstämmlichen Schmucks verlustig gegangen und bedauerlicherweise ist er nirgends in Gewahrsam genommen worden. Die kleinen halbverwitterten Englein knieten noch später auf den Hügeln, aber hier fehlte ein Flügel, dort ein Händchen, bis die verwitterten und verstümmelten Figuren vollends verschwanden gleich den Schreinen mit dem bunten Flitterkram, der einstmal der Ausdruck der Trauer und des Schmerzes gewesen war.

Der Kranz trat überhaupt zurück als Grab schmuck, der Palmenzweig kam in Mode. Der schöne Wedel, unten mit einem Blumenbüfett abschließend, machte unstrittig einen feierlichen und frommen Eindruck, und wenn zahlreiche Personen eines Trauergefolges oder die Mannschaften der Beerdigungsgesellschaft sämtlich Palmenzweige in Händen trugen, so gewährte dies einen würdigen Anblick voll ernstester Feierlichkeit.

Mit der Zeit wurden die Blumenpenden bei Beerdigungen immer zahlreicher und die einzelnen Gebinde nicht nur immer größer sondern auch schöner, geschmackvoller. Der immerhin etwas steife Palmenzweig wurde zum Kranz gebogen, Kreuze, Rissen, Herzen band man aus Blumen. Der unverwehliche Kranz, wie er hauptsächlich gern am Totensonntag als Grab schmuck gewählt wird, erfuhr ebenfalls eine Wandlung: an Stelle des Fichtenreisigs und der Papierblumen trat der Waldkranz, jenes bekannte Gebilde aus Moos, Zapfen, Beeren d. dgl.; diese Kränze können sehr schön sein, sobald guter Geschmack die bindende Hand

leitet; nirgends aber hat übelster Ungeschmack sich so breit gemacht, als in diesen Kränzen, indem man das Material durch Färben, Kalken usw. in schlimmer Weise zugerichtet hat. Hier ist jedenfalls in Sachen des guten Geschmacks eine große Rückständigkeit auch auf Seiten des kaufenden Publikums zu beobachten.

Der Palmenzweig scheint fast verschwunden; einzig die vornehme und kostbare Fächerpalme hat sich als letzter Gruß von besonderem Werte behauptet. Im übrigen aber scheint gegenwärtig einzig die Form des runden Kranzes die herrschende zu sein. An Umfang haben die Trauerkränze beständig zugenommen und haben offensichtlich die Grenze des Möglichen erreicht.

Hier wahre Wunderwerke moderner Bindekunst, kostbare exotische Blüten, von goldenen Schnüren scheinbar gehalten auf prachtvollem Laubgewinde — dort der verwitterte Schrein, armelige Kränzlein bergend, die Moten und Kost zerfressen — welch' ein Kontrast und doch das nämliche:

Letzte Liebesgrüße trauernder Herzen.

Gertrud Karl, Niederlöbniß.

Trauerfarben im Wandel der Zeiten.

Der Brauch, die Trauer um einen Verstorbenen durch besondere Farben der Gewänder kundzugeben, reicht weit in die Vergangenheit zurück. Schon die alten Ägypter besaßen ihre Trauerfarbe, die ein rotbräunliches und sehr leuchtendes Gelb gewesen sein soll und die man deshalb gewählt hatte, weil sie das Sinnbild des vom Baume gefallen, toten Herbstlaubes vorstellte. Eine ähnliche Farbe erwähnt die Kulturgeschichte der alten Perser als Trauerfarbe, nämlich ein kräftiges Braun, das aber nicht leuchtende, sondern eher düstere Töne aufwies. Auch bei Griechen und Römern der klassischen Zeit hatte sich, vielleicht auf Grund des ägyptischen Vorbildes, die Sitte eingebürgert, zur Trauer besondere Farben zu tragen, doch bei ihnen trugen Männer und Frauen verschieden gefärbte Trauergewänder: die Männer schwarze, als Symbol der düster-schwarzen Unterwelt und die Frauen weiße Kleider. Als besonderes Zeichen tiefer Trauer galt es dann noch, wenn man im Trauerkleid barfuß ging.

Im Mittelalter trauerte man in ziemlich verschiedenen Farben. In Deutschland galt lange Zeit — noch im 14. Jahrhundert findet man diesen Brauch — die weiße Farbe als vornehme Trauerfarbe; bald aber trat die schwarze Farbe an die Stelle des Trauerweiß, wenn auch im 16. Jahrhundert noch einmal die Mode aufkam, daß die Frauen, besonders Witwen, in Weiß trauerten, indem sie weiße Trauerkleider und Schleier trugen. In England und Frankreich trauerte man im Mittelalter sehr oft in violetten oder gar roten Kleidern, worauf man ebenfalls die weiße Farbe als Trauerfarbe einführte, eine Sitte, die in England indes nur bis zum 16. Jahrhundert und überhaupt nicht allgemein befolgt wurde, da z. B. der im 13. Jahrhundert lebende König Heinrich III. von England immer nur in schwarzen Gewändern getrauert hatte.

Im 17. Jahrhundert galt in Deutschland nur mehr die schwarze Farbe als Farbe der vornehmen Trauerkleider, in denen aber alsbald ein so großer Luxus getrieben wurde, daß man eine eigene Trauer-, „Luxusordnung“ einführen mußte. In Leipzig z. B. verbot man im Jahre 1634 das Tragen der „langen Maulschleier“, die als Trauertracht — es waren weiße Schleier, die man zu schwarzen Kleidern trug — damals sehr beliebt waren. In Zeiten großer Kriegsnöte wurde das Trauertragen überhaupt untersagt oder wenigstens sehr eingeschränkt, um „unnötige Unkosten zu vermeiden“, wie eine derartige Verordnung, die in Zittau im Jahre 1613 erlassen wurde, meldet.

Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts war die Sitte aufgekommen, die Trauer auch durch Anlegen eines schwarzen Florbandes zu kennzeichnen. Ihr Erfinder war der im Hause Fugger in Augsburg als Buchhalter angestellte Mathias Schwarz, ein Mann, in dessen Leben die Kleidermode eine so große Rolle spielte, daß er und seine Söhne sich in allen Moden, die sie mitmachten, abbilden und diese Bilder jobann in einem Buch vereinigen ließen. Mathias Schwarz also, der in Augsburg übrigens schon öfter neue Moden „geschaffen“ hatte, erschien im Jahre 1507 einmal bei einer Beerdigung in einem Hut, der mit einem schwarzen Florband umwunden war. Und damit war die Mode des Trauerflors, der am Hut getragen wurde, gemacht und aus ihr entwickelte sich nach und nach dann auch der schwarze Armflor.

Schwarz ist seitdem, wenigstens in den Kulturländern, die Farbe der Trauer geblieben. Zu einer auf der ganzen Erde einheitlichen Trauerfarbe ist es allerdings noch immer nicht geworden. Denn bei den Mohammedanern findet man bisweilen noch die Sitte in blauen Kleidern zu trauern und im Reich der Mitte, in China, wird auch heute noch in weißen Kleidern getrauert, denn der Chinese betrachtet, da nach seinem Glauben der Tote auch weiterhin als guter Geist bei ihm bleibt, den Tod nicht als die schmerzliche Trennung, als die wir ihn empfinden, weshalb er denn auch keine düstere Trauerfarbe trägt.

Dagegen begegnet man auf jernen Südsseeinseln ab und zu dem Schwarz als Trauerfarbe. So beispielsweise bei den Eingeborenen der Insel Neu-Mecklenburg, wo sich die Leute ihr gewöhnlich mit roter Erde und Del künstlich gebleichtes Haar zum Zeichen der Trauer mit Ruß schwarz zu färben pflegen, wie denn auch die Witwen als „Trauerkleid“ ein schwarzes Bastband um den Hals tragen.

Alte Gemeindefiegel.

Eine heimatgeschichtliche Studie.

In jüngster Zeit sind durch die Schaffung von Stadtwappen für die beiden neuen Städte in der Löbniß, Köhschenbroda und Radebeul, die Symbole der einzelnen Gemeinwesen, von denen bisher wenig Notiz genommen wurde, wieder mehr in das öffentliche Interesse gerückt worden und die Annahme der neuen städtischen Wappen findet, soweit es das Wappenbild selbst betrifft, eine zwiespältige Beurteilung. So ist beispielsweise Radebeul mit dem neu aufgestellten Stadtwappen, einem Rade über

einen Hügel, nicht ausnahmslos zufrieden und bedauert das Fassenlassen der alten Siegelfigur, von einem Wappen war ja bei einer Landgemeinde eigentlich nicht zu reden, das Verschwinden jener männlichen Gestalt, die nach Art der preussischen Schildhalter mit einer Keule ausgerüstet war, und den aus der slawischen Mythologie entnommenen Kadegast darzustellen sollte. Man sieht dieses Siegelbild als ein althergebrachtes an und glaubt, daß mit dem Verschwinden desselben aus dem Wappen der neuen Stadt der Ortstradition Gewalt angetan sei. Mit Unrecht. Die Sinnbilder der bisherigen Gemeindefiegel sind in den seltensten Fällen historisch, aus „uralten Zeiten“ stammend. Die Gemeindefiegel haben vielmehr im Laufe der Zeit die verschiedensten Wandlungen durchgemacht, sowohl in der figürlichen Darstellung des Symboles, als auch in der Wahl des Siegelbildes selbst. Geschmack und Zeitmode mögen vielfach bestimmend gewesen sein und in früheren Zeiten kümmerte man sich von seiten der Aufsichtsbehörde verhältnismäßig wenig darum, wie die einzelnen Gemeinden ihre Siegel ausgestalteten.

Heutzutage ist dies anders geworden. Jedes neue Gemeindefiegel unterliegt jetzt der behördlichen Begutachtung und Bestätigung. Dasselbe ist der Fall mit den Stadtfarben und Stadtwappen. Das sächsische Hauptstaatsarchiv ist in erster Linie dazu berufen, neue Wappen zu entwerfen, etwa eingereichte Vorschläge nach heraldischen Gesichtspunkten zu prüfen und die Siegel und Wappen schließlich dem Ministerium des Innern zur Bestätigung zu empfehlen. Soweit es mit historischen, heraldischen und ästhetischen Voraussetzungen sich vereinigen läßt, werden auch heute natürlich Wünsche der nachsuchenden Gemeinden und Städte berücksichtigt, aber das einmal von beiden Seiten anerkannte Wappen oder Siegel ist auch für die Folge dann unabänderlich festgelegt und der Willkür der Bestatzgemeinde entzogen. Das Feststehen des Siegel- oder Wappenbildes ist eben sein Hauptkriterium, soll es anders von Wert für die Beglaubigung von Urkunden und Dokumenten sein.

Auch Stadtfarben, obwohl sie heute nur eine sekundäre Bedeutung haben, unterliegen denselben Vorschriften. Die Scala der heraldischen Farben beschränkt sich auf sechs und zwar kennt die Heraldik nur Schwarz, Gold (Gelb), Silber (Weiß), Rot, Blau, Grün. Während früher Stadtfarben für die einzelnen Städte von großer Bedeutung waren, sind sie heute mehr dekorativ und für Landgemeinden, die keine Wappen, sondern meist nur Siegel führen, sind sie ohne Bedeutung.

Bei den Siegeln der alten Lößnitzgemeinden erweist sich der Wein stets einer besonderen Bevorzugung. Er erscheint bald als Weinstock, bald als einzelne Traube, bald als Weinranke.

Rößchenbroda, als Hauptort der Landschaft, hat stets den Wein in seinen Siegeln geführt. Die Stadt schaffte sich also mit der Weintraube heute durchaus kein neues Wappenbild, sondern folgt damit nur einer uralten Tradition. In seinen alten Siegeln erscheint die Weintraube in der, der heutigen ähnlichen Form. Zeitweise wird aber auch ein Weinstock, der

sich um einen Pfahl rankt, als Siegelbild geführt.

Auch die älteren Siegel von Naundorf zeigen die Weintraube in verschiedenen Modifikationen. Die junge Gemeinde Niederlöbnitz umkränzt ihr Siegelbild um 1850 mit einer Weintraubenranke, in der sich die Ortsbezeichnung befindet.

Auch Serlowitz führte die Weintraube in der Form wie heute Rößchenbroda im Gemeindefiegel bis in die jüngste Zeit. Dieselbe Form mit je einem Weinblatt links und rechts führt auch Wilsdorf, während Zschendorf bei Meissen zwei Weintrauben mit Blättern 1849 in seinem ovalen Siegel zeigt. Auch Wahnsdorfs Siegel enthält 1817 dasselbe Symbol. Die Stadt Radebeul nähert sich mit dem gewählten neuen Stadtwappen, ein über einem Hügel-Büchel schwebendes Rad, dem Wibe, welches die Gemeindefiegel vor hundert Jahren und früher schon aufwies. Aber während das heutige Wappen der Stadt sich als redendes Wappen der ursprünglichen Schreibweise des Ortes Radebul (1378) annähert, entsprechen die Siegel zu Anfang des 19. Jahrhunderts der damals (1816) gebräuchlichen Schreibweise des Ortsnamens: Radebeul und zeigen ein über einem Beile schwebendes Rad mit der Umschrift: Der Gemeinde Radebeul Siegel. Diese Siegel sind bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nachweisbar. Der wibe Mann, der Kadegast, den der Ort in letzter Zeit im Siegel führte, mag wohl jener romantischen Periode des vorigen Jahrhunderts entstammen, die eine Stärke darin suchte, das slawische Element in der Vorgesichte unserer Gegend ganz besonders zu betonen. Jedenfalls ist die Siegelfigur des Kadegast im Radebeuler Gemeindefiegel nicht so alt, wie man es jetzt gern anzunehmen geneigt ist.

Ein ähnliches redendes Siegelbild wie Radebeul führte auch die ehemals selbständige Häuslergemeinde Rößchenbroda, das Dorf Fürstenhain. Dasselbe nahm sich für ihr Gemeindefymbol allem Anscheine nach die mundartliche Form des Ortsnamens zum Vorbilde und zeigte in seinem Siegel einen (heraldisch) nach rechts schreitenden Hahn (1815).

Ein weiteres redendes Siegel führte das Dorf Bördorf. 1829 zeigen die Schriftstücke des Ortes ein Siegel mit einem nach rechts springenden Bock, während derselbe 1843 sich in einen nach links blickenden stehenden verwandelt hat. Verschiedenach nahmen die Ortsiegel auch Bezug auf die Schifffahrt auf der nahen Elbe. So Nebigau, das 1817 in einem sehr lauber gestochenen Petschaft die Elbe mit dies- und jenseitigem Ufer zeigt, auf welch letzterem sich ein Berg erhebt, der von einer rechtsstehenden Sonne bestrahlt wird, während ein Segelschiff mit geschwelltem Segel nach rechts fährt. Ebenfalls auf die Schifffahrt Bezug nimmt das Rötzer Siegel, das ein Schiff mit hohem Heck und gereiftem Segel ohne alles Beiwerk zeigt. Vielfach vertreten sind Bäume in den Ortsiegeln. Sie nahmen wohl meist Bezug auf die Eigenchaft des betreffenden Ortes als Heideborn.

So zeigt Altschke 1803 einen kiefernähnlichen Baum. Dasselbe Bild zeigt 1823 Dippelsdorf. Ullerdorfs Siegel weist ebenfalls einen Nadelbaum auf.

Dieselbe Baumform zeigt um 1740 das Siegel von Lindenu, während hundert Jahre später sich der Wappenbaum unverkennbar zur Linde umgestaltet hat.

Die Siegel von Raditz führen drei Nadelbäume im Bilde, während Nieder-Gohlis drei Laubbäume mit zwei darunter stehenden Ziegen und Gauerwitz eine Erle zwischen zwei Laubbäumen als Siegelbild zeigt. Ein merkwürdiges Siegel führte Pieschen: über einem zwischen zwei Blumen flammenden Feuer schwebt eine Taube mit dem Delblatt im Schnabel.

Ein interessantes Bild hat das Siegel von Trauchau vom Jahre 1754. Die darauf befindliche Figur stellt einen säenden Bauern dar in der Tracht der damaligen Zeit mit langem Haar und breitrandigem Hute, weitschallendem Kittel, über welchem er das Säetuch trägt, und kurzer Hofe. Links von ihm eine strahlende Sonne. Das Bild ist eine hübsche Trachtenstudie für die bäuerliche Kleidung zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Ganz eigenartig ist das Siegel von Zischewitz um 1790. Eigenartig schon deshalb, als es die für Gemeindefiegel ganz seltene Wappenform zeigt. In einem ovalen Schilde steht ein Anker, rechts und links von je einem Sterne flankiert. Den Schild krönt ein offener, von stilkförmigen Helmdecken umgebenen Stechhelm, der als Zimier einen nach rechts blickenden Kranich oder Storch trägt, der in der erhobenen Klaue einen Stein hält. Die Verwendung eines Ankers als Sinnbild für einen Ort, bei dem Schifffahrt ganz ausgeschlossen ist, ist eine merkwürdige Erscheinung.

Eisenberg führt drei Hügel in seinem Siegel. Der mittlere derselben trägt 3 Blumen, während auf den beiden anderen zwei langhäufige Vögel mit gespreizten Flügeln und ineinander verschlungenen Hälsen stehen.

Zuletzt sei noch einer Figur gedacht, der Justitia, die sich vielfach auf alten Gemeindefiegeln als Sinnbild des Richteramtes befindet. In unserer Gegend sind es Broditz, Reichenberg, Stehsch und Stadt-Neudorf, die sich dieses Symbol gewählt hatten. Aber während die drei ersten Orte die Göttin der Gerechtigkeit mit Wage und Schwert darstellen, gibt ihr Neudorf (bei Pieschen) außerdem noch einen Anker in die Schwerthand und deutet damit seine Beziehungen zur Elbe und zur Schifffahrt auf derselben an.

Unsere Altvordern siegelten, wie schon der Name besagt, mit Siegellack, Stempel, die heute fast ausschließlich als Beglaubigung unter amtliche Schriftstücke gesetzt werden, treten in dem mir vorliegenden Altematerial um 1840 vereinzelt auf und enthalten dann nur den Namen der betreffenden Gemeinde. Die Aufsichtsbehörden verwendeten derartige Stempel schon in dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. — th.



Beiträge aus dem Leserkreise für unsere Beilage „Die Elbaue“ sind jederzeit willkommen.

Die Elbawe

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbawe“ erscheint 14tägig, für die Bezieher des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößschenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6. Schriftleiter: A. Schruth, Kößschenbroda-Naundorf.

Die Niederwarthaer Enklaven der Kößschenbrodaer und Naundorfer Fluren.

Die Flurbilder der beiden nunmehr vereinigten Orte Kößchenbroda und Naundorf haben eine gemeinsame Eigentümlichkeit. Beide Orte besitzen Flurteile, die, von der eigentlichen Ortsflur völlig abge sondert und durch den Strom getrennt, jenseits desselben auf der Niederwarthaer Seite liegen. Es handelt sich bei diesen Flurteilen ausschließlich um Wiesen, die, im Ueberschwemmungsgebiet der Elbe liegend, außer von der Elbe, einerseits von der Cosselbauder, andererseits von der Niederwarthaer Flur eingeschlossen werden. Gemeindefluren überschreiten in allerseitsen Fällen natürliche Grenzen wie Ströme usw. Auch Dresden war, obgleich heute durch das Weichbild die Elbe fließt, ursprünglich durch diese begrenzt. Die deutsche Neugründung der Stadt Dresden am linken Elbufer lag dem eigentlichen altorbischen Orte, aus dem die heutige Neustadt erwuchs, als völlig von ihr getrennte Gemeinde gegenüber.

Wohl griffen gelegentlich Parochialgrenzen über den Strom hinüber, wie es z. B. bei der Parochie Dohna, zu der u. a. auch Birkwitz gehört, der Fall ist. Ursprüngliche Flurgrenzen, die den Strom überschreiten, sind jedoch kaum nachweisbar. Auch bei den beiden in Frage stehenden Orten ist es völlig ausgeschlossen, daß die auf der linken, auf Niederwarthaer Seite der Elbe liegenden Flurstücke, zum ursprünglichen Bestand der Ortsfluren gehörig haben.

Im allgemeinen spricht schon die Tatsache dagegen, daß die deutsche Kolonisation des rechten Elbufers wesentlich später als die des linken erfolgt ist, daß somit kaum Orte außerhalb der militärischen Grenze gegen Osten, der Elbe, liegende Ortschaften, Teile ihrer Flur auf der in deutschen Händen befindlichen linken Elbuferseite haben konnten. Diese Argumentation kommt jedoch nur für die älteste Zeit um das Jahr 1000 herum in Betracht. Für einen Ort wie Naundorf, dessen Gründungszeit bestimmt in den Ausgang des elften oder den Anfang des zwölften Jahrhunderts fällt, liegen die Verhältnisse noch klarer und lassen sich aus dem ganzen Flurbild ohne weiteres schließen. Die ältere der beiden in Frage stehenden Fluren ist ohne Zweifel die von Kößchenbroda, die ursprünglich bis an die Grenze des Nisan-

ganges gegen den Daleminziergau, also bis ungefähr an die heutige Ostgrenze von Coswig-Röthitz, erstreckte. Das Amt Dresden hat ja diese Grenze auch zu der seinigen gemacht und die Nachfolgerin des 3. Reichs des Dresdener Amtes, die ehemalige Amtshauptmannschaft Dresden-Neustadt, grenzte dort gegen die Meißner Amtshauptmannschaft, wo sich die ursprünglichen Gaugrenzen zwischen Nisan und Daleminzien befanden. Aus dieser alten Kößchenbrodaer Flur ist die Flur Naundorf zweifelslos bei Gründung des Ortes herausgeschnitten worden. Man erkennt das einmal an der fast rechtwinkligen Abgrenzung der Naundorfer Feldflur gegen die Flur Kößchenbroda. Zum andern aber spricht der fast völlige Abschluß der Naundorfer Flur von der Elbe (selbst der schmale Zugang zum Strom ist meines Erachtens in späterer Zeit entstanden) dafür, daß die Ortsflur aus der sie nach der Elbe zu noch heute umschließenden Kößchenbrodaer Flur herausgetrennt worden ist. Die Zeit der Errichtung dieser Naundorfer Flur läßt durch die Urkunde im C D II 1. no 48 auf die schon angegebenen Jahre mutmaßen.

Bei einer Flur aber, die wie die Naundorfer nicht nur durch den Strom, sondern auch noch durch einen ganz erheblichen Feld- und ursprünglichen Buschbestand einer fremden Flur von seinen Enklaven getrennt ist, ist es wohl ganz ausgeschlossen, daß die außerhalb der geschlossenen Flur liegenden Enklaven ursprünglich mit derselben irgend welchen organischen Zusammenhang gehabt haben. Eine besondere Stütze dieser Annahme findet sich in dem Umstande, daß die Niederwarthaer Wiesen niemals als zur Urmgemeinde, also zum ursprünglichen Dorfe gehörig betrachtet worden sind. Sie standen somit in einem anderen Verhältnisse zu ihm, als wie beispielsweise die Holzflur, die im Flurbuche von 1801, welches dem Schoßsteuerkataster desselben Jahres angegeschlossen ist (H. St. A. Loc. C. Rep. III a 4512), als ehemals der Gemeinde gehörig bezeichnet werden.

Das angeführte Flurbuch von 1801 besagt nämlich in seinen, dem eigentlichen Flurverzeichnis vorgehefteten Vorbemerkungen bezüglich der überelbischen Wiesen folgendes:

Auch haben die Naundorfer Bauern gleich den Kößchenbrodaer Bauern Wiesen jenseits der Elbe, so aber nicht Gemeingut, sondern entweder besonders besteuerte Bey oder Partienstücke von denen Güthern

sind, und ebenfalls also haben sie über denen hohen Weingebürgen gelegene Holzungen, so ehemals Gemeindeguth gewesen, dann aber unter die Bauern und Gärtner nach Baustätten verteilt worden.

Es entsteht nun heute die Frage, wann, wie und warum diese fremden Flurbestandteile zu den beiden Orten gekommen sind.

Die letztere Frage, warum die Wiesenflur über der Elbe zu Kößchenbroda und Naundorf gekommen ist, ist für Naundorf wenigstens am leichtesten zu beantworten und die Antwort darauf gibt wieder das schon oben angeführte Flurverzeichnis in seinen Vorbemerkungen. Diese Vorbemerkungen besagen über die Wiesen bei Niederwartha folgendes:

Die Wiesen sind zweihäutig, haben aber, da sie über der Elbe liegen, die Beschwierlichkeit, daß das darauf erbaute Heu mit Mühe und großen Kosten auf der Niederwarthaer Fähre über die Elbe geschafft werden muß. Außer diesen Wiesen sind sonst dergleichen in der Naundorfer Flur keine anzutreffen.

In dieser Angabe des Flurverzeichnisses, daß Naundorf außer den Wiesen bei Niederwartha keine weiteren besessen hat, liegt die Beantwortung der Frage, warum die Gemeinde bezw. die einzelnen Hofbesitzer einst auf die Erwerbung derselben zugekommen sind. Der völlige Mangel an Wiesenflur, die Unmöglichkeit, für ihren Viehstand das als Winterfutter nötige Heu zu beschaffen, zwang sie dazu, Wiesenflächen außerhalb ihrer Dorflur zu erwerben. Es ist das im Elbale durchaus keine ungewöhnliche Erscheinung. Die Wiesen, die heute in der Buschflur von Naundorf vorhanden sind, bestanden noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts nicht, oder waren, wie z. B. die Ochsenwiese, ursprünglich kurfürstliches Eigentum. Die Hutung des Viehstandes, der übrigens über ein bestimmtes vorgeschriebenes Maß nicht hinausgehen durfte, fand im Herbst auf den abgeernteten Feldern, im übrigen in den Holzfluren der Gemeinde statt. Ueber die Haltung bezw. die Zahl des von den einzelnen zu haltenden Viehes gaben die alten Gemeinderühen von Naundorf insoweit ganz klare, bestimmte Vorschriften, als jedem Besitzer auf je ¼ Acker Feld ein Stück Großvieh zu halten erlaubt war. Die ganze Futterfrage war so brennend, daß um 1790 der Naundorfer Richter Samuel Tronide sich beschwerde führend an das Amt wenden mußte, weil einzelne Bauern zum Schaden der anderen mehr Vieh im Stalle hielten,

als ihnen erlaubt war und sie damit die ganze Viehwirtschaft des Dorfes in Unordnung brachten.

Daß die hier für Naundorf geschilderten Verhältnisse auch für Kößchenbroda gegolten haben möge, beweist, daß die Altgemeinde von Kößchenbroda 1463 durch Kauf von Land um Lindenu die Hirtungsmöglichkeit für ihr Vieh zu vergrößern bestrebt gewesen ist. Im Gegensatz zu den Erwerbungen der Wiesen über der Elbe, bei der die Altgemeinde nur zum Teil als Käufer und späterer Besitzer mit auftrat, wurden die Wiesen und Gehölze bei Lindenu um 1463 von dem Landesherren, Kurfürst Friedrich dem Saufmütigen, an die Altgemeinde selbst verkauft. Die Stadt Kößchenbroda besitzt ein darauf bezügl. Dokument, das älteste, was sie ihr eigen nennt, aus dem Jahre 1470, indem die beiden Brüder Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht dem Kößchenbrodaer Richter und der „ganzen Gemeinde“ den Kauf dieser Flurstücke für 120 Schwertgroschen bestätigen und in der ausdrücklichen gesagt wird, daß das „wüste Feld mit dem Gehölze zu Lindenu . . . zu ehner „W h e i d e“ verkauft worden ist. Diese damals an Kößchenbroda verkauften Flurstücke werden wir in dem vom Beimgrund und Jagdweg begrenzten Gelände, dem sog. Sauplatz, oder in den Neuländern hinter dem Mohnhause zu suchen haben.

Auf diese Erwerbung einer neuen Hirtung, deuten auch die Wegnamen des alten und neuen Viehweges hin, welsch ersteren Neder noch auf seiner Karte verzeichnet. Der neue Viehweg der Viebig war die Moritzburgerstraße von dort ab, wo sie vom alten Viehweg — heute Bahnhof — Grenz- und Magdalenenstraße abzweigt. Er hat seinen Namen, wenn auch nur vulgär, teilweise bis auf den heutigen Tag behalten. Während aber der alte Viehweg nach der Hirtung am Böhnitzgrund in das Holz, das dort lag, wo heute die Winzerstraße, Magdalenen- und Vorstraße zusammentreffen, führte, trieb man auf dem neuen Viehweg durch die Höhle der Dürrkittelgasse unterhalb des heutigen Mohnhauses das Vieh in die neue Hirtung in den Lindenuer Büschen.

Daß die Altgemeinde auch außer den einzelnen Hofbesitzern sich an dem Kauf der Wiesen über der Elbe beteiligte, ergibt sich aus der Flurbezeichnung der Gemeindestücke, die ein Teil der Wiesen über der Elbe getragen hat (Flurnamensammlung S. St. A.). Bei der Naundorfer Enklave findet sich ein derartiger Name nicht vor.

Schubertsh behauptet zwar in seiner Chronik, daß die Wiesen über der Elbe gleichzeitig mit den Lindenuer Büschen gekauft worden seien (S. 13 § 15) und bezieht die schon erwähnte Urkunde von 1470 auch auf jene Flurteile. Es ist dies jedoch eine der vielen Unrichtigkeiten Schubertshs, denn das Dokument erwähnt die Wiesen in keiner Weise.

Für die Beantwortung der Fragen wann und wie die Enklaven zu den beiden Gemeinden gekommen sind, ist man mangels jeder urkundlichen Unterlagen lediglich auf Vermutungen angewiesen, die sich mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit auf frühere Besitzverhältnisse von Niederwartha und Naundorf stützen.

Niederwartha wird urkundlich zuerst 1397

erwähnt. In jener Urkunde (S. St. A. Orig.-Urk. 5003) wird den Gebrüthern Hans und Friedrich Kundige das Vorwerk zu Niederwartha sowie 7 Hufen 4 Gärten und der „Arzem“ zu Naundorf verliehen.

Es ist nun nicht ausgeschlossen, daß damals die Kundige, die Niederwartha sicher bis 1466 besessen haben, von dem für ihr Vorwerk reichlichen Wiesenwuchs der Wertherwiesen einen Teil an die ihnen ebenfalls zinspflichtigen Naundorfer Hüfner und Gärtner abgegeben haben, um denselben die Viehhaltung zu erleichtern. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als Niederwartha damals außer dem Vorwerke nur 5 Gärtner und 1 Müller als Gemeindeglieder hatte, während der Naundorfer Besitz der Kundige (7 Hufen, 4 Gärten, 1 Schenke) zum mindesten auf 19 Baustellen zu schätzen ist, da in Naundorf außer dem Gasthose kein Hof über ½ Hufe besaß.

Eine weitere Möglichkeit, wie die Wiesen an die beiden über der Elbe liegenden Orte gekommen sein können, liegt in der Auflösung des Niederwarthaer Vorwerks zwischen 1466 und 1485. In dieser Zeit war das Dorf und Vorwerk Niederwartha aus den Händen der Kundige in das eines Herrn von Saalhausen gekommen, der im Gegensatz zu den Vorbesitzern, den Kundigen, das Vorwerk nicht mehr selbst bewirtschaftete. Er tat dies vielmehr an einen Gärtner aus und errichtete wahrscheinlich auch aus Teilen des Vorwerks den Gasthof. Auch hier besteht die Möglichkeit, daß bei dieser Aufteilung des Vorwerks Wiesen an Kößchenbroda und Naundorf veräußert worden sind.

Eine dritte Möglichkeit besteht noch darin, daß die Wiesen, ehemals zur Flur Gruna gehörig, aus dieser entnommen und den beiden Ortsteilen einverleibt worden sind, zu denen sie heute noch gehören. Das Dorf Gruna, seit Anfang vorigen Jahrhunderts völlig mit Niederwartha vereinigt, bestand aus den wenigen Baustellen, die Niederwartha gegenüber, jenseits des Tännichtbaches lagen. Seine geringfügige Flur (ca. 18 Ader groß) war von der Niederwarthas völlig umschlossen und reichte fast bis an die in Frage stehenden Wiesen heran. Nur ein schmaler jenseits der Straße gelegener Flurstreifen, zum Gasthose gehörig, trennte die Flurstücke. Unter den Herrn von Saalhausen kam Gruna und Niederwartha in die Hand eines Besitzers. Nach Saalhausen besaß das Meißner Domkapitel beide Orte bis 1559, in welchem Jahre sie an den Kurfürsten veräußert wurden. Hier wäre wieder die Möglichkeit zu suchen, daß bei dieser Gelegenheit die Wiesen veräußert worden sind. Diese Möglichkeit hat aber einen geringen Grad von Wahrscheinlichkeit. Das noch vorhandene Schöcksteuerkataster von Gruna (S. St. A.) aus dem Jahre 1791 besagt nämlich in seinem § 6:

Die in diesem Catastro appendicirten Flurregister sub Nr. 1, 2, 3 angeführten Grundstücke liegen mitten in Naundorfer Flur, gehen auch beim Ante Dresden zu Lehen und mögen vermuthlich wohl vor alten Zeiten durch Tausch, Erbschaft oder Heurath nach Gruna gekommen sein, da aber solche Grundstücke besage der Schöcksteuercombinationstabelle bereits ao. 1610—1628 bei Gruna gewesen sind, so hat man solche auch ohngeachtet ihrer Lage in Naundorfer Flur dabei lassen müssen.

Hier ist eigentlich der Beweis erbracht, daß die Flurteile schon frühzeitig an Naundorf gekommen sein müssen, da bei einer Ueberschreibung der Gefälle anno 1610 sicher der Ursprung dieser fremden Enklaven bekannt gewesen und in den Akten vermerkt worden wäre, wenn dieselben aus der Zeit des Ueberganges der Orte in kurfürstlichen Besitz stammte. Das bei dem Zusammenhange der beiden Elbwiesenfluren von Kößchenbroda und Naundorf die Verhältnisse des letzteren Ortes zu den Enklaven auch für Kößchenbroda angewendet werden können, ist wohl als sicher anzunehmen. Die Frage nach dem Ursprung der Enklaven Kößchenbrodas und Naundorfs war so lange ohne besonderes Interesse für die betreffenden Gemeinden, als es sich nur um Wiesenflächen handelte. Als jedoch an denselben Wohnhäuser entstanden (Meidls Hof, Bahnschloßchen usw.) wurde die Unmöglichkeit der Verwaltung sowohl für die Ortsbehörden, als auch für die Bewohner merkbar.

Besonders für letztere wäre es von Vorteil, wenn diese abliegenden Teile der Stadt wieder an jenen Ort kämen, aus dessen Flur sie vermutlich im fünfzehnten Jahrhundert entnommen worden sind. Die Gründe, die für die Erwerbung der Enklaven in Vorzeiten maßgebend gewesen sein mögen, sind längst hinlänglich; für die Stadt selbst wäre eine Umsiedlung der Wiesenflur kaum ein Verlust, eher vielleicht in Rücksicht auf die Verwaltung ein Vorteil. — th.

Die älteste Urkunde im Stadtarchiv von Kößchenbroda.

Dem alten Gemeindearchiv von Kößchenbroda geht's wie den meisten Ortsarchiven der Umgegend: Seine Bestände an alten Urkunden und Dokumenten sind sehr schwach. Mag man einestheils früher nicht allzu große Sorgfalt auf die Aufbewahrung der Schriftstücke gelegt haben, oder mag andertheils so manches Wertvolle in den öfteren Kriegsläufen oder Ortsbränden untergegangen sein, kurz: die älteren Bestände sind sehr schwach. Desto erfreulicher ist es, wenn sich aus früheren Zeiten wenigstens einige Urkunden herübergerettet haben, die heute in Erkenntnis des Wertes unter Glas und Rahmen im Rathause am Königsplatz aufbewahrt werden. Auf die älteste dieser 5 Urkunden, die über den Kauf der Lindenuer Büsche aus dem Jahre 1470, haben wir des öfteren in der Abhandlung über die Niederwarthaer Enklaven Bezug genommen und geben im Nachstehenden, den schon einmal von Schubertsh veröffentlichten Inhalt, der Urkunde wieder. Das Dokument selbst ist ein Pergamentblatt von 40 mal 40 cm Größe mit angehängtem roten Wachsiegel in Holzkapsel.

„Wir von gotz gnaden Ernst des Heiligen den jehigen Stadtkern, handelt, niebestehen; Romischen Reichs Erzmarschalck Kurfürste, Vnde Albrecht gebrüder Herzogen zwo Sachssen lautgraffn Zu Doringen vnde Marcgraven zcu meiffen Bekommen vor vns vnser erben vnde nachkommen vnd tun kunt mit dessem brieffe fur allen die yn sehen oder horen lesen. Nachdem vnser lieber Herr vnd vater Friderich etwannein (früher) Herzog zcu Sachssen rez (tc.) loblicher gedechtniß

den Richter und ganzen gemeine des dorffes zu kochbrode das Wouhuse und wüste Felt mit dem geholze zu lundenam. In der pflege zu dresden gelegen von uns zu lehne Nurende zu enner Vohseide für Hundert und Zwentzig schogt Swertgrosch vor etlicher zeit erblichen Vorkaufft yn auch dß erblichen zu vorschriben vnde gnügliche vorschribunge darubir zu gebin zuegelagt das sich bisheer vorwohlet hat vnd daran jährlich Jar zehen swertschogt grosch bezcalt fullen haben bis so lange das die obingüte Summa gar bezcalt werde. Desselben geldis sie nū dry und sechzig schogt Schwertgrosch bezcalt haben vnd siben und junffzig schogt swertgrosch noch bezcalen fullen. Daran sie vns nū hinfordere alle Jar Zerlichen zehen schogt swertgrosch bezcalen vnd die vnserm Anptmann zu dresden reichen fullen bis so lange das die Summa der siben vnd junffzig swertschogt grosch die sie noch schuldig sint bezcalt werden. Das wir yn nū darymb sollich wüste Felt vnd das geholze dß Wouhuse darzu gehorende zu rechtem erbgute gemacht gereicht vnd gelihen haben mit allen rechten so vns daran zu vererben vnd zu verlihen geboret machen reichen vnd lihen denselben Richter Scheypen vnd ganzen gemeine zu kochbrode die hnter aldo syn vnd zukunfftiglichen do sin werden das obingemelte Wouhuß wüste Felt vnd geholze zu rechtem czogen (d. i. Erben) also gegenwertiglichen vnd gnediglichen In vnd mit erast dusses brives das hinfordere von vns vnsern erben vnd nachkompten zu rechtem erbaute zu haben zu besetzen zu gebuchen vnde zu genyssen. Immassen erbgutes recht vnd gewohnheit ist von allen meniglichen davon vnbvorhundert. Doch also das sie vnd ire nachkompten vns vnd vnsern erben vnde nachkompten hinfordere alle Jor gerlichen von sollicher Vyheweide und geholzen vff sant Michelstag vier gute schogt grosch zu Ewigen gezeeten vff vnser Slos dresden zu Czinsse geben fullen. Alle generde sie Inne ganz vßgeloßen Hirbey sint geweesi vnd gezeuzgen vnst Kette vnde liden getruhen Hugold von Schlinitz vnser Obermarschall Er ditrich Vndymarschall Er Caspar Ritter, vnd Bernhart von Schonberg vnde ander mehr ganz glaubwirdige. Czū ortunde mit vnseren Herzogen Ernsts anhangenden Insigel das von Herzog Albrecht hirke mit gebuchen. Wissentlich vrsigelt vnd Geben zu dresden nach Christi vnser hern geburth Vrtzenhundert darnach Im Schynkischten (1470) Joren Am montage nach katherine.“

Jul

nennen wir des Jahres letzten Monat. Christmond sagt die Kirche. Und immer hat das Religiöse in diesem Monat eine große Rolle gespielt. Wir aber sagen Jul, das war die Zeit der Sonnenwende, wo das leuchtende Tagesgestirn anfang wieder höher und höher am nebelgrauen Winterhimmel emporzusteigen, und mit Sehnsucht erwartete man die Zeit des zunehmenden Lichtes; denn beim Schein des Herdfeuers mit seiner nie verlöschenden Glut wurde die Zeit so einsam im Blockhause, da die Stunden, in denen man War, Wolf und Eich hegen konnte, gar zu wenige waren. — Wir modernen Menschen empfinden es ja gar nicht mehr, was unseren Vordorern die

Sonnenwende, das Julfest, war, wenn die lichtlose Zeit kleiner wurde und alles einem Frühling entgegenhoffte, in dem wieder in Wald und Heide die Blumen leuchten würden.

Große Feuer flammten auf den Heimatbergen, und die Jugend Germaniens schwang Brände in den Händen im Kreise über den Blondköpfen, so daß sich die kühnen, stolzen Gesichter mit einem Feuerrad umgaben, das das Abbild der wiederkehrenden Sonne sein sollte. Oder man ließ Räder mit dürrer Reifigeglecht in den Speichen brennend die Abhänge hinabrollen bis der feurigen Sonne kreisendes Bild zischend im Bache versank. Nacht sprang man durchs Feuer und freute sich der unbändigen Kraft und der Reinheit; denn es war der Sonne, dem Sonnengott zu Ehren; es war Julfest. Da ritten die Himmlischen aus Asgards goldener Götterburg über die Regenbogenbrücke nieder nach Midgard zur Menschenerde. Freya, die Gütige, auch Holba nennt sie die Sage, ging nächstens umher und sah, ob die Frauen fleißig gesponnen hatten, denen segnete sie den Flach und alles gedieh und mehrte sich, der unordentlichen Hausfrau aber verjagte sie den Spinnrocken und nur Unheil brachte das Jahr. Im Märchen von Frau Holle, klingt in der fleißigen Goldmarie und der faulen Pechmarie noch die alte Göttersage deutlich durch. Vöberhaupt sind unsere deutschen Märchen viel mehr als die meisten ahnen. — Wode aber, der Einäugige, ritt auf Sleipnir, seinem windschnellen achtfüßigen Roß, über die Felder und Wälder, brachte Segen und Fluch, und in den geweihten Nächten — den weißen nachten — machte man die Torflügel der Gehöfte und die Durchfahrten in den Scheunen ganz weit auf, damit Wode, Asathor und die Einherier hindurchlaufen konnten als das wilde Heer. Ich kenne Gegenden, auf den Friesischen Inseln und in Hinterpommern, wo auch heute noch die Bauern in der Christnacht alle Tore offen haben und keine Haustür verschließen. Ja, Wode wurzelt noch tiefer als manch einer denkt!

Im Julmond aber darfst du einmal einen Blick in die Zukunft tun, da haben die Götter leise den Schleier, der sonst das Dunkel deckt. Die Träume der zwölf geweihten Nächte erfüllen sich, sagt das Volk und im Julmond mußt du ein Bündnis schließen, sei es das der Freundschaft oder der Ehe, es liegt der Segen der Himmlischen darauf. Noch heute treten im Norderlande junge Paare im Julmond unter den Mistelzweig, der über der Türe hängt und geben sich das Verprechen für den Lebensbund und der starke Donnerer, dem die Mistel heilig war, segnet eigentlich auch heute noch ihr Tun. Wenn auch nur als Brauch, Thor lebt immer noch!

Zullapp veranstaltet man, mehr ein Scherz als ein wirkliches Schenken. Jemandwo ist etwas verborgen, eine Gabe, die du bekommst. Nun suche! Man schickt dich auf den Boden, dort findest du einen Zettel, der dich in den Keller jagt, dort einen, der die Laube im Garten nennt und so geht es bis zum endlichen Finden. Das ist kein Vergleich mit dem Weihnachtsen in der deutschen Familie, mit der Innigkeit und Tiefe unterm Tannenbaum.

Die Kirche des frühesten Mittelalters aber griff nach diesem alten heidnischen

Sonnwendfest und machte es zum Weihnachtsfest. So war auch hier der religiöse Gedanke im letzten Monate des Jahres vorherrschend. Wenn du aber genauer hinhorchst in die Dichtertiefen des Volkes — der leuchtende Weihnachtsbaum, es ist das alte Sonnwendfeuer, und Knecht Ruprecht, es ist Wode mit dem weißen Bart, es ist noch wie einst: es ist immer noch Jul.

Kurt Rierich, Raundorf

Der Pfeifer.

Ein Löblicher Berggasthaus.

In dem schönen Löbnitzhest des Vereins Sächsischer Heimatschutz, das sich annehmbar in der Hand jedes Löbnitzers befindet, ist des Berggasthauses „Zum Pfeifer“ lobend Erwähnung getan, hauptsächlich um die Art willen, wie es sich dem Landschaftsbilde einfügt. Es ist in der Tat ein Genuß, z. B. von der Langestraße aus das Bild des Berges, jetzt auf grün und braun gestimmt, gekrönt von dem stattlichen Gebäude mit rotem Ziegeldach, zu betrachten, zumal wenn ein klarblauer Himmel sich darüber spannt. In mächtig großen Buchstaben ist an der Mauer droben „Pfeifer“ zu lesen. Mit diesem Namen hat es folgende Bewandnis: Aus fürstlichem Besitz soll das Grundstück durch Schenkung in das Eigentum eines Dresdner Stadtpfeifers übergegangen sein. Ein Weinberg freilich dieses Namens ist m. W. in Chroniken und Urkunden nirgends erwähnt.

Indessen scheint das Stadtpfeifergeschlecht nicht sonderlich seßhaft geworden zu sein; das Grundstück ging in andere Hände über, bis es ein Wirtschaftsbesitzer aus Wahnsdorf namens Karisch erwarb. Dieser überließ sein Wahnsdorfer Gut seinen Kindern und erwählte den Pfeifer als Ruhestitz. Er mag wohl noch recht rüftig gewesen sein, denn wo die Ruhe herkommen soll für einen Weinbergbesitzer, ist nicht recht ersichtlich. Jedenfalls war seine Arbeit erbpriestlich und er vererbte sein stattliches Anwesen in bester Verfassung auf seinen Schwiegersohn Müdiger; das war im Jahre 1864. Dieser nahm sich des Weinbergs noch eifriger an und steigerte seinen Ertrag, und wer hinaufflieg zum Pfeifer, der konnte nach alter Gepflogenheit eine Kanne Weines erwerben, an dem er seine Freude hatte. Aber freilich — trinken durfte man ihn nicht hier oben. Da konnten im Sommer die köstlichsten Erdbeeren reifen und im Herbst die prächtigsten Pfirsiche — alles nur zum angucken — hier gab's nicht Bowle noch Böldchen — die Flasche untern Arm und fort! — Dieses war betrübend, denn wenn man daheim das letzte Tröpflein intus hatte, da half es nichts, mit Rudolf Baumbach anzustimmen: „Frau Wirtin, noch ein Krüglein Most — Bevor ich von Euch scheide! — Schreibt an die Kammerfürer getrost — Die Schuld mit Eurer Kreide“ — man darbt und man grämte sich, man schimpfte und man sehnte sich. — Es waren unhaltbare Zustände und Vater Müdiger sand bei der Behörde ein geneigtes Ohr, als er in bereiten Worten den schönen Durst der Ausflügler schilderte: der Pfeifer erhielt Schankgerechtigkeit. Der nunmehrige Wirt aber kannte seine Dresdner und war klug genug, den sündlichen Charakter der neuen Gaststätte streng zu wahren. Jetzt sollten sich die Gäste aber auch aus-

schließlich dem Pflanzieren hingeben und durch nichts abgelenkt werden: darum nagelte er hinter dem Hause, auf der kleinen Wiese, mit eigener Hand Tische und Bänke einfachster Art, und das herrliche Panorama, das man von der Südseite des Hauses genoss, wurde zunächst nicht mit verzapft. Erst als „auf der grünen Wiese“ Drängelerei entstand, ging er daran, auch vor dem Hause Sitzplätze herzurichten, aufzuschütten, zu planieren, Bäume zu pflanzen und vor allem die starke Mauer zu bauen und Geländer anzubringen. Bisher war dort eine wüste Steinhalde gewesen, auf der arglose Naturschwärmer eine jähe Tafeljahrt erleben konnten. Dies wandte sich jetzt zum Besseren, indem man vom Gartenstuhle aus den prachtvollen Blick über das Elbtal genießen konnte und auf des Vaterlandes Wohl so viel Flaschen leeren als man nur mochte. Zu unseren Füßen dehnte sich der Berg und gab Wein und Obst die Fülle, und wandten wir den Blick nordwärts, so galt das Wort: der dunkle Wald voll Jagdlust krönte das Ganze — unabsehbar weit erstreckten sich die Wälder und Schloß Moritzburg grüßte aus der Ferne. — Es war eine Lust, zu leben! —

Da kam der Feind, der tüdliche, winzige Feind des Reihstods und der gesamte Bestand an Neben fiel ihm zum Opfer. —

Mutter Natur war barmherzig: die würzige Erdbeere deckte bald wieder die verdorbenen Hänge und im Frühling schmückte der rosige Schleier der Pfirsichblüte den Berg; aber den alten Leuten gefiel es nimmer, das Besitztum war ihnen verleidet. Sie zogen von dannen, dem jetzigen Wirte Platz zu machen. —

Zum Glück blieb dem Pfeifer der zweite Feind fern: Phylloxera renovatrix, wie ein moderner Kunstschriftsteller scherzend die Sucht, alte Häuser zu renovieren, genannt hat; noch heute steht das stattliche Berggasthaus unverändert in seiner alten schönen Gestalt; grüßend winkt oft die grün-weiße Fahne und das Ochsenauge im Siebelselbe blinkt freundlich ins Tal.

Gertrud Karl, Niederlöbnitz.

Willst du bauen an der Straßen, muß' du die Leute reden lassen.

Vor den kritischen Blicken des Städtebaukundigen wird unser Kößchenbroda, so weit es sich um den bisherigen Ort, also den jetzigen Stadtkern, handelt, nie bestehen; weder derjenige wird Freude daran haben, der alte Städtchen liebt, noch der, dessen Sympathie dem modernen Stadt- und Straßenbilde gilt. Der ländliche Charakter der Hauptstraße ist bedauerlicherweise zerstört und ob sich in der Bahnhofstraße je eine einheitliche, vorteilhafte Wirkung wird erzielen lassen, steht dahin.

Um so erfreulicher ist es, wenn einzelne Häuser errichtet oder erneut werden in einer Weise, die der Straße und der ganzen Stadt zum Vorteil, Baumeister und Bauherrn aber nur zur Ehre gereicht.

Da präsentiert sich zunächst seit Frühjahr dieses Jahres das Schmiedelsche Grundstück in der Bahnhofstraße im neuen Gewande, dessen Farbe sehr glücklich gewählt ist.

Ungemein vorteilhaft nimmt sich fernerhin das Haus des Herrn Goldschmidt Schmied in der Bahnhofstraße nach vollendeter Erneuerung aus. Die moderne Farbengebung fügt sich glücklich dem Straßenbilde ein, ohne dem Gebäude das Traulich-Schlichte, wie es älteren Häusern so oft eignet, zu nehmen. Auch der neue Dachausbau ist von guter Wirkung.

Das Haus ist eines der ältesten der Straße und könnte manches erzählen.

Vor etwa 50 Jahren befand sich hier die rühmlichst bekannte bayrische Bierstube der Witwe Ockert. Diese treffliche Wirtin war weit und breit beliebt, und bei „Ockerts“ einzulehren, war für Einheimische und Fremde ein gleich erfreuliches Beginnen. Drei kleine Stuben, niedrig, rauchgeschwärzt, von einfachster Ausstattung, waren vorhanden. Nach rechts und links zweigten vom Büfettisch die Künstlerlaube und die Honoratiorenstube ab. Zu jener Zeit lebten in der Löbnitz außerordentlich viel Geistliche im Ruhestand, und so gab es bei Ockerts einen Stammtisch, dem außer einem Superintendenten die Herren Pastor Böhmig, Pastor Bär, Pastor Böttcher, Archidiaconus Altrichter, ein Herr von Woltersdorff und etliche andere angehörten. Meist alte Fürstenschüler waren es, die da zur „Morgensprache“ zusammen kamen, und manch kluges Wort mag an jenem Tische gefallen sein. Um das geistige Rüstzeug nicht rosten zu lassen, bediente man sich an einem Tage der Woche nur der lateinischen Sprache! Oder man sprach deutsch in Versen — ein feines geistiges Band, das jene gelehrten Schüler des heute verlästerten humanistischen Gymnasiums zusammenhielt! Bei aller Gelehrsamkeit wußte man die kulinarischen Genüsse aus Frau Ockerts Küche wohl zu schätzen und „Karpfen polnisch“ oder „Votage von Huhn“ bildeten angenehme Unterbrechungen dessen, was Herodot und Caesar schrieb. Des Abends konnte man die liebevollen Gatten und guten Hausväter sehen, wie sie, angetan mit großen Pelzen, gar sorgsam im Bunzlauer Töpfchen „eine Portion“ transportierten, auf daß die liebe Frau daheim auch etwas merke von Ockerts Karpfenschmans.

Ja, so gute Männer hat's gegeben! Im Sommer war es ungleich bequemer für die Damen, im Vorbeigehen auch mal Frau Ockert zu begrüßen: eine dichte Hecke trennte das schmale Vorgärtchen so sicher von der Straße, daß es sich mit dem besten Willen nicht feststellen ließ, wer da drinnen „ein Kind“ oder ein Schnitzchen Kulu sich gönnte. . . .

Als aber Frau Ockert sich zur Ruhe setzte, ging mit der alten Einfachheit auch die alte Gemütlichkeit verloren. Der große Neubau des Kulmbacher Hof's erdrückte das alte, kleine Haus, das nun Geschäftszwecken diente. Die jetzige Renovation hat es in vorteilhafter Weise in die Reihe der beachtlichen Gebäude gerückt; freilich fällt nun doppelt unangenehm der Neubau links an, und es ist zu hoffen, daß dessen Schaufseite dem Hauptgebäude entsprechend umgestaltet wird.

Ein zweites, sehr altes Haus war das Bäcker Günthersche (früher Winkelmannsche) in der Moritzburgerstraße. Sein das kaitliche Eckhaus, das jetzt die Dresdner Bank beherbergt, errichtet ward, — früher

befand sich hier ein Garten — schien sich das niedrige und schmale Häuschen ängstlich zu ducken und verdankte die Beachtung der Passanten nur der lederen Backware, die man am altährwürdigen Schubsensterchen erstehen konnte.

In diesem Sommer nun ist an seiner Stelle ein Neubau errichtet worden, an dem niemand mehr achtlos vorübergeht; wer irgend kann, eilt auf die andere Seite, „um wohlgefälligen“ Blick das schöne Haus zu betrachten. Verursene werden es wohl auch an dieser Stelle gebührend würdigen. Ich aber, als Laie, frage bescheiden: „Meister, wo hängt denn die Bregel?“

Gertrud Karl, Niederlöbnitz.

Befestigte Friedhöfe.

Als man im Mittelalter begann, die Toten in der unmittelbaren Nähe der Gotteshäuser zu bestatten, nachdem die Bestattungen innerhalb der Kirchen nunmehr durch sehr strenge Verbote geregelt worden waren, entstanden damit auch die Friedhöfe oder Kirchhöfe, wie man sie nannte, weil sie zunächst nur in den Höfen um die Kirche herum angelegt wurden. Diese ersten gemeinsamen Begräbnisplätze der Gemeinden besaßen nun eine ganz besondere Bedeutung, namentlich auf dem Lande, da sie mit eigenen Rechten ausgestattet waren, wie z. B. dem sehr wichtigen „Mylrecht“, das jeden Verbrecher oder sonst Schuldigen, wenn er sich auf den Friedhof flüchtete, insofern schützte, als sich der Verlesende erst nach dem Versprechen, daß ihn keine Leib oder Leben bedrohende Strafe treffen würde, der Gerichtsgewalt auszuliefern brauchte.

Die unsicheren und kriegsgefährlichen Zeiten des späteren Mittelalters machten auch eine Maßnahme notwendig, die uns heute sehr seltsam vorkommt, nämlich die Befestigung von Kirche und Friedhof. Schon bei der Anlage der Kirchen wählte man immer Plätze, die möglichst im Mittelpunkt des Ortes gelegen und oft auch etwas erhöht liegend, sich von der Umgebung isolierten. Die Friedhöfe wurden dann mit festen Mauern, ja selbst manchmal mit Gräben und Wehrgängen umgeben sowie auch ihre Eingänge durch zweckmäßige Sicherungen, wie z. B. Türme, geschützt. Auch die Kirchtürme gehörten, wie Köhler nachweist, in dieser Zeit mit zu den Befestigungsanlagen der Städte. Noch heute kann man ab und zu derartig besetzte Friedhöfe sehen, wenn es auch dem Unkundigen kaum auffällt, wenn er den höher als seine Umgebung liegenden und stark ummauerten Friedhof betrachtet, daß es sich hier einst um eine richtige Befestigungsanlage handelte.

Eine mustergültige Ortsgeschichte.

Besteht der Ort Beiersfeld im Erzgebirge aus der Hand seines Pfarrers G. Beyer. In einem schmucken, bildergeschmückten Band ist reicher Stoff zusammengetragen auch aus dem Gebiet der Wirtschaftsgeschichte, Geschichte der Kirche, des Schulwesens und der Wohlfahrtspflege. Wir brauchen in Sachsen solche Bücher, die unserem Stamm wieder kräftiges Selbstbewußtsein, Verbindung mit der heimischen Scholle, fernhafte Würzelehre lehren.

Die Elbaue

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbaue“ erscheint 14tägig, für die Bezahler des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößchenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6. Schriftleiter: A. Schruith, Kößchenbroda-Naundorf.

Kößchenbrodaer Weihnacht vor 50 Jahren.

(Nachdr. verb.)

„Von drauß, vom Walde, komm' ich her,
Ich muß Euch sagen, es weihnachtet sehr.“

Diese Verse lernten die Kößchenbrodaer Schulkinder vor 50 Jahren noch nicht; aber der, dem diese Worte in den Mund gelegt werden, „der Rupprieh“, wurde genau so jehulich erwartet wie heute und mußte wochenlang den Müttern und Kindern dieselben Dienste leisten wie jetzt: als Schredgepenst mit der Zuchtrute, als Spion, als guter, alter Onkel, auf Du und Du mit dem Christkind, je nach Bedarf und Lust am Fabulieren. Seine Wandlungsfähigkeit war fast unbegrenzt, der Erfolg aber genau so fragwürdig wie heute.

Dabei konnten und mußten unsere kindlichen Weihnachtswünsche zu jener Zeit nur recht bescheiden sein, denn wer nicht gerade mit nach Dresden genommen wurde, bekam hier „auf dem Dorje“ nur wenig zu sehen, was die Begehrlichkeit zu reizen und die Bescheidenheit zu untergraben geeignet war.

Damals war die Hauptstraße noch die Lebensader unseres Orts und so spielten sich auch manche Vorbereitungen zum Feste hier ab. Inmitten des alten Dorjes, etwa vor der Hahnischen Bäckerei („bei'n mittelften Bäckern“) stand das Spritzenhaus und hier fand der Christbaumverkauf statt. Hierher versüßte sich also der gute Hausvater und erwarb für 6 oder 8 Groschen eine bildschöne Pflanze. Der vorteilhafte Kauf wurde alsdann gefeiert oder man suchte wegen des hohen Preises Eröstlung bei Fräulein Kreinert, die im Grundstück Ecke Bahnhofstraße, der jetzigen Helbig-Ecke, einen Weinstock hatte. Eine köstliche Weinstube nach alter, guter Art mit weißgeschuerten, sandbestreuten Dielen, einem gelben Gläserschrank und einem urgemütlichen Ledersofa mit Porzellannägeln. Der feine, herbe Weinduft des Raumes mischte sich vor dem Feste mit dem würzigen Hauch der Christbäume. „Es grüne die Tanne, es wachse das Erz“, dafür sorgten also die Hausväter, und für die zweite Zeile: „Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz“ sorgte dann Fräulein Kreinert, schenkte den Schieler ein und ließ das Feuer prasseln im gelben Kachelofen. — Und draußen auf der Dorfstraße kam schon wieder eine Trage Stollen von Brandts (jetzt Raabe) her; dort gieng wie auf der Alzise. — Leute rannten vorbei, etwa nach dem Anker drüben, wo sich die Eisenwarenhandlung von Heders — das

große Lindnerische Geschäft existierte noch nicht — befand und dort gab's „Käsehitzen“. — Auch die „Leberelbschen“ kamen hier vorbei über die neue (Niederwarthaer) Brücke; lag kein Schnee, so konnte man zusehen, wie sie sich in dem kleinen Teich vor Bäcker Brandts den ärgsten Lehm von den Stiefeln spülten, ehe sie ins Oberdorf gingen.

Auch einige Verkaufsstände gesellten sich zu den Christbäumen. Ich erinnere mich nur des Spielzeugs, vielleicht ist aber „Wollnes“ u. dergl. in meinem Kindergedächtnis als höchst unwichtig nicht haften geblieben. Allerliebste Topfgeschirr gab es jedenfalls für uns zum Spielen. Die größte Auswahl in dergleichen boten freilich Töpfer Lehmanns in der Neustraße, die in dem zierlichen Kleintram ein riesiges Lager hatten.

Der Baumschmuck hielt sich in bescheidenen Grenzen; die Bäcker stellten Pfennigstückerchen her und Pfefferkuchenreiter, denen ein Holzspähchen das Rückgrat stärkte. Ketten von großen Koffinen am Baum waren sehr beliebt und die zwei großen Kolonialwarengeschäfte in der Hauptstraße führten alles Wünschenswerte. Da war Kaufmann Jaessing (im jetzigen Graebelschen Grundstück) und Kaufmann Stiebler (jetzt Anke). Noch heute sieht man es ja den beiden behabigen Häufern an, daß sie aus der alten, guten Zeit stammen, und in den Läden mit den blanken Zinnbüchsen standen hinter der weißgeschuerten Theke die alten, freundlichen Kaufleute selbst. Daß ich mir Herrn Stiebler nicht anders vorstellen kann, als mit der Syrupskanne in der Hand und Kaufmann Jaessing nicht anders, als bunten Stroh Zucker an uns Kinder verteilend, läßt traurige Schlüsse zu auf die „Lederfüßigkeit“ der damaligen Jugend. — (Dafür ist die heutige um so enthaltssamer.)

Bald aber gab es richtiggehendes Baumkonditor in Kößchenbroda. Der erste Konditor tauchte auf, ich glaube Lamperts hieß er und trieb sein Wesen in einem Grundstück, das etwa da stand, wo sich heute die alte Post befindet. Ein Garten vor dem Hause; ob man aber zur Sommerzeit schon an Marmortischen, wie im schwarzen Waldisch zu Astalon, saß, ist nicht mehr festzustellen. Hingegen waren im Laden Marzipan Schweinchen und ähnliche „passende Festgeschenke“ in Hülle und Fülle vorhanden. Noch verlockender gestaltete dann die Sache Konditor Seeborn aus Berlin, der auch bald seine süße Werkstatt nach dem Grundstück verlegte, an dessen Stelle später das jetzige Cassee Lehmann errichtet wurde.

Somit war auch den oberen Zehntausend von Kößchenbroda geholfen, das wahre Kinderparadies aber tat sich im Dezember in der Hauptstraße auf, nämlich beim Kaufmann Göhler. Das heutige stattliche Haus stand dazumal noch nicht, vielmehr hatten die Eltern des jetzigen Firmeninhabers nur einen bescheidenen, kleinen Laden in einem alten Hause (in dem auch ein Wattenmacher seine Werkstatt hatte) und außer Kaufmannsware konnte man allerhand Holz- und Gartengerät erstehen. Um Weihnacht aber enthielt das langgestreckte Hinterhaus eine Ausstellung erzgebirgischer Spielwaren, schlechthin: die Ausstellung. Was das Kinderherz wünschte: das größte Schaukelpferd, die feinste Puppe, den Hühnerhof „mit Federn“ und die schönste Arche Noah, bei Göhlers war dies alles zu haben. Einmal wurden wir mit nach Dresden genommen und in die Spielwarenausstellung von Wische in der Wilsdruffer Straße geführt; aber die funkelnden Ritterrüstungen, die Indianergarnituren und die Schreipuppen in Himmelbetten erschienen uns als kalte Pracht; Göhlers heimelten uns viel mehr an — ein Zeichen, daß das erzgebirgische Holzspielzeug das richtige ist für Kinder und ja auch heute noch unvermindert den alten Zauber ausübt.

In späteren Jahren rief man im Bahnhof ein Weihnachtsbazar ins Leben, aber ohne den erhofften Erfolg; es hatten sich allmählich zahlreiche Geschäfte aller Art im Orte aufgetan, so daß die „Messe“, wie man heute sagen würde, wohl der Schaulust diene, den Ausstellern aber keine Vorteile gebracht haben mag.

Kurz vor dem Feste gab es noch einen feierlichen Nachmittags, das war die große Weihnachtsbescherung des Frauenvereins. Viel Christfreude mag Jahr aus Jahr ein von diesen langen Sabentischen ausgegangen sein, wie es ja auch heute noch der Fall ist. Wir Kinder durften mit unseren Müttern hingehen „zum Jugender“. Sicher erhofften die Mütter eine vorteilhafte Wirkung, etwa eine Stärkung der Bescheidenheit. Aber es kam anders. Neben nützlichen Dingen erhielt dort jedes Kind einen kleinen Christstollen. Das imponierte mir. Prachtvoll mußte es sein, einen Stollen so ganz für sich zu haben. O diese Glücklichen! So etwas gab's nicht daheim. Wohl kam da Stollen auf den Tisch, aber „so'n kleinen“ gab's eben nicht. Schließlich kam ich auf die Idee, ob man nicht auch mal „Bescherkind“ sein könnte; auf Kopf und Kapuze, auf Sack und Strümpfe wollte ich verzichten, nur um den kleinen Stollen war's mir zu tun! Es mag

mir aber doch wohl eine Ahnung von der Ungebürlichkeit solchen Beginnens gekommen sein und der Versuch ist unterblieben. Ich habe seitdem manchen Stollen gebacken und verschenkt, manchen auch erhalten und verzehrt; aber „so'n kleinen Bescherstollen“ habe ich nie bekommen. So hat mancher eine ungestillte Sehnsucht! —

Gertrud Karl, Niederlöbnitz

Der Striezelmarkt und andere Weihnachtserinnerungen.

(Nachdr. verb.)

Ich weiß nicht, ob die heutige Dresdner Jugend mit derselben Erwartung, mit derselben Illusion dem Striezelmarkt, dem Bundesgewimmel das um die Weihnachtszeit auf dem altehrwürdigen Altmarkt in Dresden entsteht, entgegensteht, wie die Jungen und Mädchen vor 40, 50 Jahren. Es will mir scheinen, als ob die heutige Jugend, wenigstens die der Großstadt, durch die Errungenschaften der Technik und Industrie des verfloßenen halben Jahrhunderts doch etwas blasierter wäre, gegenüber der Poesie der Weihnachtszeit und der vorweihnachtlichen Tage. Dresden ist eben Großstadt geworden und bietet in seinem Ueberfluß von Geschäften, in seinen Warenhäusern mit ihren ständigen Riesenausstellungen der Jugend das ganze Jahr über so viel Eindrücke, daß die bescheidenen Reize des weihnachtlichen Striezelmarktes kaum noch ein besonderes Ereignis für die Kinderwelt im Kreislauf des Jahres bedeuten.

Aber zu der Zeit, als die König-Johann-Straße noch nicht durchgebrochen war, als an ihrer Stelle die alte Lochgasse, die enge Badergasse bestand, die mit der Frohngasse im Neuperlen sich ähnlich sah wie ein Ei dem andern, als an ihrem Ausgange auf dem Altmarkt sich noch der Gerechtigkeitsbrunnen mit seinem großen steinernen Brunnenbecken befand, als quer vor der Schreibergasse das alte Ratschaisenträgerhaus, jenes niedrige langgestreckte Gebäude aus der Barockzeit, das sich der Architektur des Altmarktes so wunderschön anpaßte, sich breit machte, als noch kein moderner Geschäftshausbau die architektonische Einheit des Altmarktes störte und auch noch kein Siegesdenkmal vorhanden war, zu jener Zeit war der Striezelmarkt, war die ganze Vorweihnachtszeit mit allen jenen süßen Schauern der Erwartung verbunden, die eben nur eine noch nicht überfüllte Jugend empfinden kann. Schon mit der Adventszeit begann der Zauber der Weihnachtszeit. Mit welchem Jubel wurden die ersten Christbäume begrüßt, die noch zu großen pyramidenförmigen Häufen zusammen gelegt, da und dort auf den öffentlichen Plätzen angefahren wurden. Dann begann auch in den Schaufenstern der Geschäfte das Weihnachtsfest seine Strahlen vorauszuwerfen. Erst vereinzelt, nach und nach immer mehr und mehr. — Merkwürdige rote Zuckerfiguren erschienen in den Auslagen der Kaufmannsläden. Der Dehnhardsche Laden in der großen Ziegelgasse ist mir noch besonders darin in Erinnerung. Lokomotiven, Tiere, Männlein und Weiblein waren in rotem Zuckerguß in dem Fenster neben der Ladentüre mit den beiden blankgeputzten Messingankern ausgestellt. Wenn die Mutter oder der Vater einen irgendwie belang-

reichen Einkauf in dem niedrigen Gemölde des kleinen Hauses machte, wenn der „Commiss“ die Spitzdüten mit Kaffee, Zuder, Rosinen, Mandeln über die lange, schmale Ladentafel, über der blanke Messingschalwagen haumelten, der Mutter in den Korb reichte, dann wanderte auch zum höchsten Entzücken des „Acht Kläpels“ so eine flebrige rote Zuckerpilast in die verschämt ausgestreckte Hand des Dreikäsehoch, der kaum auf die Ladentafel gucken konnte. Heute sind derartige Säckelchen raffiniert und die Kinder — verwöhnter.

Je weiter die Zeit fortschritt, desto reicher wurden die Ausstellungen in den Läden. Die Bäcker fingen an „Fengstüdeln“ zu backen, rote, gelbe, weiße, braune Sterne, Kreuze, Tiere und menschenähnliche Gebilde, die dem homo sapiens nur durch die Gliederung in Kopf, Rumpf und Beine ähnelten. Sie und da waren mit der Spitzdüte einige spärliche Zuckernormamente aufgesetzt. Welche Freude, wenn man einige Pfennige erobert hatte und als Vorgeschnack des Christfestes ein paar von diesen Fengstüdeln als Schmuck des Christbaumes an dem Schubenstiel eines Bäckerladens ersehen konnte. Und dann eines Tages plötzlich das Wunder! — Früh lagen noch die unförmigen Christbaumhäufen auf dem Plage. Als am Mittag aber die Schule die jugendlichen Weisheitskandidaten entließ, standen sie in Reih und Glied, die Tannen, die Fichten in ihren weißen Holzkreuzen und dazwischen saßen die Händler vor ihren Kohlentöpfen und warteten der Käufer, die da kommen sollten. Mit Jubel durchliefen wir Jungen den mitten in der Stadt erstandenen Wald, mit Jubel begrüßten wir jeden einzelnen schönen Baum und mit geräuschvollem Jubel verkündeten wir daheim die frohe Tatsache: Es gibt Christbeime! Dann begann die hohe Zeit der Vorweihnachtsfreude! Für von der Mutter erbettelte Pfennige wurden bunte Papierbogen erhandelt, rote, grüne, blaue, gelbe, wohl gar Gold- und Silberpapier. Mehlkleister wurde gerührt, und dann ging an den heimlichen Abenden das Schnippeln und Kleben an. Ketten, wir empfanden sie damals nicht als Symbol der Knechtschaft, wurden gelleistert, Körbchen geschnitten, aus dreifach gefaltetem Buntpapier Reize für Nüsse durch kunstvolle Kreuz- und Querschnitte hergestellt und ganz besonders kunstfertige Kameraden flochten vielspitzige Sterne aus mehrfarbigen Papierstreifen. Das war der Schmuck des Weihnachtsbaumes! — Freilich gab's auch schon fabrikmäßig hergestellten Baumschmuck, aus Pappe hauptsächlich. Brunkvolle Orden, silberne Schwäne, mit bunter Gelatine hinterklebte Laternen aus Gold- und Silberlarton, aber in den Familien des Mittelstandes herrschte der selbst gefertigte Baumschmuck im Vereine mit den bunten Fengstüdeln vor. Anfang der achtziger Jahre kam das Christkindleinhaar, wie es hieß, auf, die dünnen Fäden aus silber- oder goldglänzender Metallfolie. Lametta hieß es später, warum, wußte niemand. — Die während des Sommers auf den Boden bekannten Puppenstuben und Küchen für die Schwestern kamen wieder zum Vorschein und erlebten in den Abendstunden, wenn die Mädchen schon in den Rissen vom kommenden Weihnachtsfeste träumten, eine fröhliche Urständ. Welcher Stolz, wenn der Vater

den filius zur Herrichtung dieser Puppenherrlichkeit heranzog oder gar dem intelligenten Sproßling die Erneuerungssarbeit ganz übertrug. Es war eine eigene traumliche Stimmung in so einem vorweihnachtlichen Familienkreis, wenn in der Röhre des Stubenofens (die alten Bürgerhäuser hatten alle Röhren in den Ofen, die vielfach von der Küche aus geheizt wurden) die Bratäpfel bruzelten und dufteten und der Tisch in die Dsenecke gerückt war. Damals war der Ofen noch nicht in die Ecke der Stube gestellt. Breitspurig ragte er in das Zimmer hinein, ein gemütliches Plätzchen zwischen Wand und Dienungetüm freilassend.

Und dann kam der große Tag, an dem der Striezelmarkt seine Wunder enthüllte! Die Pulsnitzer Pfefferkuchenbäcker, die Bischofswerdaer Töpfer, die Lausitzer Leinwand- und die Seltsener Schachtelmänner, sie alle waren da wie alle Jahre und breiteten ihre Waren auf den herabgeklappten Vorderwänden der Buden aus. Welche Wonne, die Pfefferkuchenmänner und Frauen mit ihren Henkelarmen und komischen Gesichtern zu bewundern, merkwürdige Gebilde mit Holzstäben als stützendes Skelett. Die Männer vielfach von der Seite als Soldaten oder gar als Reiter auf Rossen, deren Bilder der darstellenden Kunst unserer „Malebücher“ merkwürdig ähnelten. Die Frauen fast immer en face mit trampfhaft nach außen gestellten, durch ein paar Zuckerstriche angebedeten Füßen und mit eingestemmt Armen. Berge von Pflastersteinen, Häufen von Mandelschnitten, hier und da einige „feinere“ Pfefferkuchen, das waren so die Herrlichkeiten der „Pulsnitzer“, die damals mehr Wert auf eine kräftige Ware als auf die heutige, feine Kartonausstattung legten. Bei den Schachtelmännern gab's wieder andere Herrlichkeiten zu bestaunen. Was bargen die ovalen Holzschachteln nicht für Wunder! Die Schäfereien mit ihren vielen weißen Holzschächeln, die meist alle ein rotes gemaltes Halsbändchen trugen. Kühe, Pferde mit merkwürdig gradlinigen Körperformen. Ganze Städte und Dörfer gab's. Die Häuser, Holzklöschchen, das schräge Dach rot, die Häuserwände weiß mit schwarzen Rechtecken als Fenster, ein größeres als Tür, das „Rathaus“ repräsentierte sich mit einem angeleimten Turm in der Mitte, die Kirche mit einem solchen am Ende. Beide Insignien der Würde waren übrigens das einzige Zerbrechliche an der ganzen Geschichte, sonst konnten die Zentimeter starken Holzklöschchen der „Häuser“ höchstens mit dem Hammer vernichtet werden.

Empfindlicher waren schon die „Eisenbahnen“. Nach demselben Konstruktionsprinzip wie die Häuser, waren die Wagen ein flaches, viereckiges, buntes Holzklöschchen mit schwarzen Gebirten als Fenster. Aber die Räder, die auf jede Beweglichkeit verzichtend an den Seiten der Wagen angeleimt waren, waren unangenehm dünne Holzscheiben und gingen mit der runden Esse der Lokomotive meist schon in den Feiertagen beim „Spielen“ den Weg aller Herrlichkeit. Wunderbare Geschöpfe waren auch die Soldaten der Schachtelmänner. Meist im altfächischen Tschako, die Helmbreite weit vorgestreckt, Arme aus angeleimten Holzspänchen, ein eben solches als Gewehr, vier Punkte und zwei Bartstriche auf dem

Kugelrunden rosa Köpfehen als Physiognomie, die geschlossenen Beine auf einem Holzschleibchen wie sie die Eisenbahn als „Räder“ vorpiegelte, machten sie in ihrer blauen Montur und weißen Hosen auf uns einen bezaubernden Eindruck. Das waren so ein paar der Herrlichkeiten, die der Striezelmarkt uns bot. Und dann noch die Pflaumentoffel, die Wattermännel, die Kuprechtel! Eine ganz besondere Eigentümlichkeit des Dresdener Striezelmarktes! Wer kennt nicht das reizende Nickerische Bildchen mit den hinter einem Bänkehen hockenden Kindern, die den letzten „Pflaumentoffel“ anbieten? So wie sie der Dresdener Meister gezeichnet und gezeichnet, hockten sie auf den Stufen des Brunnen an der Badergasse ihre, ausgebackenen Pflaumen oder aus Watte und Buntpapier hergestellten goldglitzernden Kunstwerke anbietend, so saßen sie an den Fußwegen, ab und zu von einem Stande mit „Pyramiden“ unterbrochen. Auch so eine Sonderlichkeit des Dresdener Christmarktes, jene bunten Holzgestelle mit Papierfrauen umwunden und mit einer Anzahl Lichthaltern versehen. Die ganz feinen trugen bewegliche Scheiben mit allerhand Getier und Menschlein, die durch ein durch die Wärme der Lichter in Bewegung gesetztes Flügelrad in dem Gestell kreisten. Sie sind so ziemlich verschwunden, wie die Schachtelwaren und Pflaumentoffel. Nur als Kuriosität sieht man sie hier und da einmal, früher wäre aber ein Dresdener Weihnachtstisch undenkbar gewesen, auf dem kein Pflaumentoffel und kein Wattermännel dem Ganzen die Vollendung gegeben hätte. Und wie wir Jungens uns für alle die Soldaten, Eisenbahnen, Schasereien interessierten, so lugten die Schwesterlein nach den Puppen. Solide Holzköpfe, empfindlichere Porzellanköpfe oder die ganz feinen mit Wachschöpfen mit Zirkelstern und spitzenbesetzten Schürzen waren die Seligkeit der Mädels. Charakterpuppen gabs noch nicht, die Mädels legten in ihrer Phantasie schon selbst den „Charakter“ in die stereotypen „Puppengeichter“ Babys, das „a“ recht schön klar und deutlich nach deutscher Art, waren unbekannt, höchstens gab es Badesengel aus Steingut oder Porzellan. Käte Kruse- oder Pribelpuppen waren fremde Dinge, der kindlichen Einbildungskraft war der weiteste Spielraum offen.

Natürlich war außer den Herrlichkeiten des Striezelmarktes auch allerhand Prächtiges in den Straßen zu sehen. Spielwarengeschäfte gab es wenig in Dresden. Wischke in der Wischdruffer Straße war das feinste, dort kaufte die „Gesellschaft“. Am Zeughausplatz war ein anderes in dem Gebäude zwischen Kampische und Salzgasse, dort wars schon erschwinglicher. Bei Wischke haben wir Jungen oft die Nasen an der großen Fensterscheibe platt gedrückt, wenn dort auf blühenden kleinen Schienen eine blecherne Eisenbahn „mit Uhrwerk“ ihre Kreise fuhr. Elektrische wie heute gabs noch nicht einmal in den Straßen. Da zottelten noch die Pferdebahnen vom Böhmischen Bahnhof nach Blasewitz oder vom Postplatz nach dem Arsenal, die Kampe der „Alten Brücke“ mit Vorreiter erklimmend. Dann war noch Petermann in der Galeriestraße mit seiner Spielwarenausstellung im 1. Stock und seinem vielbewunderten Goldfischassin, aus dem er die früher so beliebten Gold-

fische an die lieben Dresdener verhandelte. Es war für mich ein besonderes Ereignis, wenn ich auf Einladung des Besitzers mit dessen Sohne, meinem Schulkameraden, die jeßliche Weihnachtsausstellung durchstreifen konnte. Auch am Postplatz war so ein Kinderparadies. Dort war das Bargousche Geschäft, damals nicht im entferntesten so vielseitig wie heute, das in seinen vielen kleinen Fenstern die Herrlichkeiten der Kindersehnsucht ausstellte. Ich glaube, daß Bargou auch einer der ersten war, die von den Schmetterlingsbrennern zu dem „feenhaften“ Glühlicht in seinem Geschäft überging. Ein beliebtes Ziel der Kinderwanderung der Weihnachtstage jener Zeit war Treppe an der Ecke der Schüsselstraße und Altmarkt, wo allerlei leckere Sachen ausgestellt waren. Dort mit der Mutter oder dem Vater eine Tasse Schokolade zu trinken, war das höchste Ziel kindlicher Wünsche. Der unharmonisch zu seiner Umgebung wirkende Banbau der Alca hat das Treptische Café verdrängt. Eine Sensation für Dresden und besonders für uns Kinder woz es, als an einem Weihnachten der Väter Berger in der Seestraße an einem Fenster einen kleinen, aus lauter schwachen Gasröhren gefertigten Christbaum aufstellte, bei dem aus seinen Löchern tausende spitzer Gasflämmchen brannten und es war dort in den Abendstunden ein rein lebensgefährliches Gedränge von Schaulustigen, die dieses Wunder anstauten. — So bescheiden war man damals in Dresden! Wenn dann die Herrlichkeiten der Stadt angestaunt waren, wenn die tönernen, kugelförmige Sparbüchse ihre Schätze zu Weihnachtseinkäufen hergegeben hatte, dann kam der große Tag des Christbaumkaufes. Wie stolz war man, wenn der Vater eine ganze Mark für eine stattliche Fichte anlegte die größer wie der Träger selbst, im Triumph nach Hause getragen wurde. Dann kam die Zeit des „Anbändelns“. Für eine weitere Mark heimste der Vater ganze 100 Stück Fenzstückeln ein, die an bunte Wollfäden „gebändelt“ wurden. Rüsse wurden in Eiweiß gewälzt und mit Schaumgold beklebt, kleine Pflöckchen in die Spalten getrieben als Halt des Fadens zum Aufhängen. Die blechernen „Nuzhalter“ kannte man noch nicht. Und mit all den Fäden, die um den bescheidenen Schmuck geschlungen wurden, spann die Jugend die Hoffnung, die Erwartung auf den Glanzpunkt der Kinderzeit, auf die „Bescherung“. Konnten auch nicht immer alle Wünsche erfüllt werden, fehlte auch vielleicht aus pädagogischen Gründen die heißersehnte „Indianschwarte“ unter dem Weihnachtsbaum, so war es doch der seligste Moment, wenn sich nach langem Harren in der Küche oder der Kammer, nach vielem Wispern und Flüstern der Eltern in der Stube drinn endlich die Türe aufst, der Christbaum in seinem märchenhaften Schimmer über den weißgedeckten Tisch leuchtete und all die bescheidenen Herrlichkeiten, die da aufgebaut waren, in einen uns wunderbar erscheinenden Glanz hüllte. Glückselig, wenn da die heißersehnten „Halifax“ entgegen glänzten, selig, wer anstatt der primitiven „Käsehitze“ einen richtiggehenden Schlitten erhielt, und wer gar einen großen „Baukasten“, Holzklöße, gedrehte Säulen, dreieckige Dachansätze und bunte Fenster, besichert bekommen, konnte kaum die Zeit er-

warten, daß der feierliche Akt vorüber und er nach den unmöglichsten Vorlagen des Kastens seine ersten Architekturen durchführen konnte und dann meist seine liebe Not hatte, die „Bauklöße“ wieder in gehöriger Ordnung in den Kasten unterzubringen. Ist heute die Jugend mit ihrem raffiniert ausgeklügelten Spielzeug auch noch so selig? —

— 19.

Zur Geschichte des Weihnachtsfestes.

(Nachdr. verb.)

In uralte Vorzeiten des Germanentums hinein führen die ersten Spuren des Festes, an dem wir in der christlichen Kirche und hauptsächlich in germanischen Ländern die Geburt Christi, das Christfest feiern. Die frühchristlichen Missionare fanden bei den germanischen Stämmen zur Zeit des tiefsten Standes der Sonne eine Reihe von heiligen Tagen vor, die Zwölf Nächte, die mit der eigentlichen Weihnacht (von wihe = heilig) begannen, in denen das Fest der Wiedergeburt des Tagesgestirnes, der Sonne gefeiert wurde. Getreu ihrem Grundsatz, religiöse Gebräuche und Feste der zu bekehrenden Völker mit der von ihnen gepredigten neuen christlichen Lehre möglichst in Einklang zu bringen, knüpften die Apostel der germanischen Völker die Feier der Geburt Christi an jene Zeit der heiligen Nächte. Der Name des alten heidnischen Festes, die heilige Nacht, paßte ja auch vortrefflich für jene, in der Christus das Licht der Welt erblickt haben sollte und man nahm die alte heidnische Bezeichnung Weihnacht mit in die christliche Lehre auf. Schon bei den Römern ward um dieselbe Zeit der Tag der Sonnenwende als dies natalis invicti = Geburtstag der Unbesiegten, der Sonne genannt, eine Bezeichnung, die sich leicht auf Christus, als das Licht der Welt, anwenden ließ. In Wirklichkeit hat ja der Tag der Geburt Christi niemals mit Bestimmtheit ermittelt werden können. Allerdings gab es verschiedene mythische Berechnungen und Prophezeiungen, die auf dem Datum des 25. März als des jeßtstehenden Tages Conception Christi fußten, und demzufolge den 25. Dezember als Geburtstag ansahen. Aber während im Orient der 6. Januar, das Fest der Erscheinung Christi auch als dessen Geburtstag galt und in der frühromischen Kirche schon um 354 der 25. Dezember als der Tag der Geburt Christi erwähnt wird, legte ein Gesetz des Kaisers Justinian das Fest der Geburt Christi ausdrücklich auf den 25. Dezember fest und seitdem wird Weihnacht bezw. das Fest der Geburt Christi von allen christlichen Kirchen gleichmäßig an diesem Tage gefeiert. Der darauf folgende 26. Dezember, der dem heiligen Stephan gewidmet war, wurde in späteren Jahrhunderten als der zweite Weihnachtsfeiertag angesehen und auf einem Konzil zu Mainz wurden sogar vier Weihnachtstage angeordnet. Später reduzierte man die Festzeit wieder auf 3 Tage, bis endlich nach Preußens Vortgang seit 1773 fast überall offiziell nur noch 2 Weihnachtsfeiertage als kirchliche Feiertage galten.

Die Sitte der Christbescherung ist fast einzig und allein in Deutschland und Stan-

dinavlen als bodenständige Sitte anzuerkennen. Sie hängt auch wohl, wie der Lichter tragende Christbaum in seinen letzten Wurzeln mit heidnischen Vorstellungen zusammen, ja, aber in der christlichen Auffassung des Weihnachtsfestes einen geeigneten Anhalt, so daß das Christfest mit seinen Weihnachtsgeltern, seinem Christkind so recht ein Fest der Kinder werden konnte.

Zimmerhin ist die heutige Art der Weihnachtsfeier noch nicht gar so alt. In der Mitte des 17. Jahrhunderts wußte z. B. der Leipziger Magister Prätorius noch nichts von einer Feier in unserm heutigen Sinne zu berichten. Im Mittelalter war die ganze Weihnachtsfeierlichkeit auf die Kirche beschränkt. Weihnachtsspiele, Weihnachtsmysterien wurden im Gotteshause aufgeführt und die Sitte der Aufstellung der Krippen in der Kirche ist alt. Neuerdings habe ich diese Sitte wieder in Thüringen aufleben sehen, wo man allerdings die süßliche Krippendarstellung durch ein während der Christvesper erleuchtetes Transparent zu ersetzen suchte. Daß die Krippen sich im Erzgebirge bis zum heutigen Tage erhalten haben ist ja bekannt, sonst aber sind sie meist verschwunden, tauchen nur hier und da als Gruppen und Figuren unter dem Christbaume auf.

Die häusliche Feier des Weihnachtsfestes im Mittelalter beschränkte sich ausschließlich auf Gelage und Schmausereien, eine Kernmischung aus Urzeiten, die das Sonnenwendfest ja auch zumeist in dieser materiellen Weise feierten. Aus der Kirche traten dann die Figuren der Weihnachtsmysterien, der Krippenspiele, im Laufe der Zeit hinaus auf die Straße. 1722 wird von Dresden erwähnt, daß „etliche Personen besonders bekleidet, die man als vom Himmel gestommene Engel ausgibt“ von Haus zu Haus gezogen sind und unser Kößchenbrodaer Schulmeister Zieger beschwert sich 1671 ja bitter, daß ihm die fremden „Sternfinger“ um die Weihnachtszeit so viel zu schaffen machen.

Auch das Beschenken der Kinder hat im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Wandlungen, auch im Zeitpunkte, durchgemacht. Es hat sich aus der gegenseitigen Besenkung Erwachsener am Neujahrstage, heute noch „bescheren“ ja die romantischen Völker an diesem Tage, allmählich zur Besenkung der Kinder entwickelt. Aber auch diese Besenkung war ursprünglich nicht auf Weihnachten, sondern auf den St. Nikolaustag gelegt. Auch darin hat der Thüringer Wald wohl am längsten mit die alten Gebräuche festgehalten. Noch jetzt ist in den Orten desselben das „Herschellafengeschenk“ allgemein üblich, meist in Backwerk, Nepseln und Nüssen bestehend. Im 16. Jahrhundert finden wir das Bescheren der Kinder schon in Sachsen und zwar packte man die Gaben, Geb. Backwert, Ledereien, Kleider usw., in ein Bündel, das man den Kindern überreichte. Puppenstuben, Puppenküchen, Figuren, wie Jagden usw., hören wir Ende des 16. Jahrhunderts erwähnt. Kurfürst August schenkte derartiges Spielzeug seinen Kindern. Niemand fehlte aber dabei die Rute, die sogar direkt die Christlute genannt wird. Erst aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hören wir davon, daß man die Gaben auf einen Tisch aufbaute.

Und nun der Christbaum! Das älteste Zeugnis seiner Existenz stammt aus dem Elsaß, von wo eine Straßburger Quelle im 17. Jahrhundert zuerst berichtet, daß dort um die Weihnachtszeit Tannenbäume, behangen mit Nepseln und Zuckerzeug, in den Stuben gestanden hätten. In Sachsen ist es zuerst Zittau, wo diese Sitte um 1735 auftaucht, und dort wurde der Baum schon mit Lichtern geschmückt. Aus Dresden hören wir 1807 zum ersten Male, daß auf dem Striezelmarke, dem althistorischen Weihnachtsmarke, Weihnachtsbäume feilgeboten werden.

Weihnachten ist wohl kaum denkbar, ohne das Gebäck des Stollens. Er ist wohl die älteste Beigabe des Festes. Schon um 1400 wird dasselbe erwähnt. Aus welchen Vorstellungen heraus der Stollen aber entstanden ist, ob er, wie manche meinen, den altgermanischen Inleber vorstellt oder ob er symbolische Beziehungen zum Christkind hat, darüber ist man in den Kreisen der Kulturgeschichter nicht einig. Die Form des Stollens ist wohl in allen Gegenden, wo er gebacken wird, dieselbe, aber die Benennung wechselt in den verschiedenen Gegenden. Stollen, Christweck, Schittchen, d. h. Scheitchen, sind so einige Namen, mit dem das duftende Erzeugnis belegt wird. Welch große Bedeutung dasselbe besaß, erkennt man aus der Tatsache, daß die Dresdener Bäckerinnung einen Meilenvertreter seiner Gattung um die Weihnachtszeit dem Landesfürsten als Geschenk darbrachte. So erzählt Secander in seinen „Dresdnischen Merkwürdigkeiten“, daß 1728 am 28. Dezember „die Beden wie jährlich gewöhnlich ihren solennen Auszug hatten wobei ein großer 4 Ellen langer Butterkopf von sechs Bedienten getragen worden“. Alle Poesie aber, die um dieses deutsche aller Feste des Jahres weht, fassen die Weihnachtslieder in ihren lieben gemütvollen Klängen zusammen. Kein Weihnachtsfest ist wohl denkbar, an dem nicht die Kinder das „Stille Nacht“ anstimmen und an welchem auch der Einsame, der sein Weihnachten allein und ohne Familie feiert, die Melodie leise vor sich hinsummt. Die ganze weihnachtliche Stimmung klingt in den einfachen Liedern, die alle echtes Volksgut sind. Aber während das liebliche „Es ist ein Ros entsprungen“ aus vorreformatorischer Zeit stammen soll, wenn das „Vom Himmel hoch da komm ich her“ uns Luther geschenkt hat, so ist das schönste, volkstümlichste aller Weihnachtslieder, das gemütvollste „Stille Nacht, heilige Nacht“ weit jünger. In den Tiroler Bergen entstand dieses echt weihnachtliche Lied und eine Tiroler Sängergesellschaft brachte es vor ungefähr 100 Jahren nach Deutschland. Im Sturm eroberte sich damals das Weihnachtslied alle Gemüter und heute ist ein Weihnachtsfest, sei es in der Familie, sei es in der Öffentlichkeit, undenkbar, an dem nicht das jüngste und schönste aller Weihnachtslieder erklänge:

„Stille Nacht, heilige Nacht“. — th.

Ein Erlass gegen den Weihnachtsmann.

Die weihnachtlichen Gebräuche, die uns heute so harmlos, als eine reine Angelegen-

heit der Kinder anmuten, die Personen des Christengels, der heiligen 3 Könige und besonders die des Knecht Ruprecht, sind nicht immer so liebenswürdige Gestalten gewesen als die wir sie heute kennen. Hauptsächlich in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, als die Verrohung der Volkssitten allgemein war, arteten auch die Umzüge um die Weihnachtszeit oft in recht ärgerniserregender Weise aus. Die verummumten Gestalten trieben nicht nur auf den Gassen an. Injüng, sie drangen auch in die Häuser ein und belästigten die Bewohner in unziemlicher Weise. Deshalb erließ einmal ein deutscher Fürst Herzog Gustav Adolf von Mecklenburg ein ganz entschiedenes Verbot und untersagte die weihnachtlichen Nummereien durch folgende 1682 erschienene Verfügung:

„Demnach nunmehr die Adventszeit und das darauf folgende Heilige Christ-Fest herbeikommt, da dem gemeinen Gebrauch nach allerlei verummumte Personen unter dem Namen des Christkindleins auf den Gassen herum herlaufen, in die Häuser entweder willig eingedrungen werden oder sich auch in dieselben hineindrängen, dergestalt, daß den Kindern eingebildet wird, als were es das wahre Christkindlein, welches sie anzubeten angewohnt werden. Nikolaus und Martinus auch als intercessores bey demselben die Kinder zu vertreten sich annehmen auch sonst andere nichtige, unchristliche, mutwillige Dinge in Worten und Werken vornehmen und treiben, in der Tat aber die Sache mutatis et personis in stockfinsternem Heidentum den Ursprung hat. So haben wir in Erwägung solcher Umstände nach reiflicher Ueberlegung dahin beschloffen, daß solche repraesentatio scandaloſa mit allen ärgerlichen Ceremonien in Unseren Herzogthümern und Landen bei Unserer willkürlichen ernsten Strafe gänzlich abgetan und durchaus bei Adel und Unadel verboten seyn soll.“

Unter der Tanne.

Nun wollen wir wieder schweigen
Unter dem leuchtenden Baum
Und den goldenen Lichtern lauschen,
Und leisen Stimmen im Raum.

Sie sprechen vom sinkenden Jahre
Und was es an Liebe gebracht,
Sie füllen mit mildem Glanze
Die ewige heilige Nacht.

Laßt uns den Kindern legen
Die Hände auf das Haupt
Und Segen niederfließen,
Segen, den keiner raubt.

Still-weihnachtlichen Segen,
Der ihre Seele füllt
Und allen Erdenjammer
Mit sanftem Leuchten füllt.

Hans Gäjgen.



Beiträge aus dem Leserkreise für unsere Beilage „Die Elbaue“ sind jederzeit willkommen.